Der Westerwald

Herausgegeben von
Leo Sternberg

VERLAG A·BAGEL A·G·DÜSSELDORF

Der Westerwald

*

Herausgegeben von

Leo Sternberg

*

Zweite vermehrte Auflage

Düsseldorf 1924

Druck und Verlag von A. Bagel Aktiengesellschaft

Inhalt

In den Text eingeschaltete Feder-, Bleistift-, Kohle- und Kreidezeichnungen von K. W. Diefenbach, Nikutowski, Hans Aulmann, Prof. Luthmer, J. Manskopf, Hans Meyer-Kassel, Koch-Honnef, Franz Wulff-Stettin, Willy Mulot, Otto Ubbelohde.

Die Stücke Seite 2, 10, 53, 84, 124, 139, Tafel XI, XII, XXII (rechts) sind entnommen aus Luthmer, „Bau- und Kunstdenkmäler des Reg.-Bez. Wiesbaden“, das Bild auf Seite 8 aus Lübke-Semrau, „Die Kunst des Mittelalters“ (Paul Neff, Verlag, Eßlingen a. N.); Tafel X und XVI aus dem Alt-Nassauischen Kalender 1909 und 1911 (Verlag Schellenberg, Wiesbaden); die Zeichnung auf Seite 95 aus dem „Hessen-Kunst-Kalender 1912“ (Verlag Adolf Ebel, Marburg a. Lahn); die Zeichnung auf Seite 135 aus „Städte und Burgen an der Lahn“ (N. G. Elwert'scher Verlag, Marburg).

Tafel I



Wilhelm Steinhausen: Von den Berghöhen bei Marienberg; Kunsthalle in Hamburg



Hans Meyer-Cassel

Die geistige Kultur des Westerwaldes

Von Leo Sternberg

Alle Schönheit liegt in dem betrachtenden Auge, und wer sehend ist, wandelt überall im Lande des Schönen. Es ist müßig, zu fragen, ob auch der Westerwald in diesem Lande liegt. Wenn wir es aber unternehmen, in das besondere Wesen seiner Schönheit einzuführen, so tun wir es nur für denjenigen, der das Gesetz der ausgleichenden Gerechtigkeit erkannt hat, das da sagt: Alles ist einzig in seiner Art und ohne Vergleich, und das Paradies ist allein — die ganze Welt zusammen.

Man ist gewohnt, das Reich des Winterkönigs hierher zu verlegen, und es gehen überall Mären um von Spuren im Schnee, die die Fährten des Todes sind. Wahr ist: Schneewüsten gibt es hier, aus deren Einsamkeit die fernen Wälder hervorragen wie Klippen aus der See. Aber hier oben auf den Hochebenen wohnt auch das Licht, das über die weißen Weiten Farbenschleier breitet, in deren Duft die Schneeschrägen mit dem Goldschein des Morgens, die teppichbunten Schatten, die sich mit der gegipfelten Landschaft hinauf und hinab bewegen, die bläulichen Hohlwege und die geröteten Abendhänge mehr eine Fata Morgana zu sein scheinen als Wirklichkeit. Schellenklingelnd begegnen sich die Schlitten nach stundenlanger, einsamer Fahrt auf jahrhundertealten Straßen, die sie unterm Geweih der feinbeflockten Wälder hindurchführen; am eiszapfenbehangenen Strohdach verschollener Hütten vorbei; an Schneedünen vorüber, die wandern im Wind; über Heiden, aus denen gleich schwarzen Flammen der Wacholder starrt, und an der langen Reihe gekröpfter Weiden vorbei, die mit dem Verstummen der letzten, fernen Dorfglocke als Gespenster wandeln im Mond . . . .

Wer mag begreifen, daß die Welt, die er im Winter, und die Welt, die er im Sommer sieht, dieselbe Erde ist! . . . In diesen Bergen aber blickt die Natur bei allem Wechsel mit ewig gleichem Auge. Wohl kleidet sich die basaltfelsdurchwachsene Heide in Flockengrasseide und Arnikagold; wohl

laufen allenthalben die Wellen der bewegten Kornfeldschrägen geradenwegs in den Himmel hinauf; wohl blickst du überall durch die Portale weitauseinandergerückter Wälder auf Kuhherden unter freistehenden Heidebuchen und auf die blassen Kulissen ferner Tannschutzgehege; wohl siehst du Wiesengründe voll cremefarbener Orchideen und die Wasserschwertlilien bei braunen Schilfkolben am Bache blühen; siehst mit Ginstergold zugeschüttete Täler, Waldblößen mit ihrer roten Wildnis von Federröschen und Fingerhut und lustig karrierte, grünbemooste Dörfer in den Bergessätteln — aber was über den Jahreszeiten steht, das ist: die Unendlichkeit des weiten Horizonts mit seinem erzglänzenden Lichtgürtel über den Bergen; das ist die Einsamkeit, wie sie mit Riesenvogelsfittichen über die oberste Kuppe der Weltkugel streicht; das ist die Traumgebundenheit einer eben aus dem Schlummer sich aufrichtenden Welt, deren Träume noch kein Künstler erlöst hat; ist die norwegisch-elementare Heidnischkeit einer Landschaft, die mehr den Urgewalten des ewigen Windes und der Wolken, den Nebel- und Felsengeistern zu gehören scheint als den Menschen, deren kleine Siedelungen mitten herausgehauen sind aus dem ursprünglich alles bedeckenden Wald. — — —



Wandmalerei in der Kirche zu Dausenau, 14. Jahrh.

Seltsam genug, daß dieser Himmelsstrich im Paradieseszustand der Natur uns die Uranfänge aller Menschenkunst bewahrt hat. Wenige Jahre liegt es zurück, da fand man unter den Ausgrabungen der „Wildscheuer", der bei Steeden gelegenen großen Felsenhöhle, einen kleinen Gegenstand, der einer aus Stein gebildeten Perle glich. Diese Entdeckung bedeutet nichts weniger, als daß wir in der unscheinbaren Steinperle, die sich unter den Knochenresten bepelzter Urelefanten verbarg, einen Schmuckgegenstand des Diluvialmenschen besitzen — eines der ersten Kunstgebilde der Menschheit.

Jahrmillionen hat es gedauert, bis die Westerwälder Erde jenes Juwel der Menschheitsentwicklung aus der Tiefe heraufreichte, als wenn sie die schöpferische Phantasie endlich auf ihre verborgenen künstlerischen Inhalte hätte hinweisen wollen. Das Kunstgewerbe, das den freien Künsten immer vorauszugehen pflegt, hat die Mahnung auch hier zuerst verstanden; denn ihm hatte die Natur zugleich das Material zugetragen: goldnen, scharlachfarbnen, seidengrauen Edelton legte sie ihm auf die Töpferscheibe, die schon in keltischen Zeiten die bildsame Erde zu Steinzeuggefäßen geformt haben mochte.

Mehr als gutes Handwerk waren im allgemeinen auch die mittelalterlichen Wandmalereien nicht, von denen uns in mancher einheimischen Kirche noch Spuren erhalten sind. Der eigentlichen Malkunst aber hat sich der Westerwald erst im 20. Jahrhundert zu erschließen begonnen. Zwar haben Westerwälder Persönlichkeiten (vor allem die Oranier) schon im 16. und 17. Jahrhundert dem Porträtmaler gesessen, und die Heldengestalt Wilhelms des Schweigers lebt in Rubensscher Apotheose fort. Allein mit dem Westerwalde haben jene, meist nur geschichtlich noch interessierenden Stücke — einige Landschaften derselben Zeit mit einbegriffen — wenig zu tun. Nur das Genie des Rubens läßt sich vielleicht in höherem Maße, als es bisher geschehen ist, für den Westerwald in Anspruch nehmen, insofern, als sich das beispiellose Temperament und das titanische Kraftmaß dieses Großen unschwer in psycho-physiologische Beziehung setzen läßt zu dem heroischen Schicksal seiner geprüften Eltern, deren in der Gefangenschaft zu Dillenburg und Siegen eingekerkerte, aber von den Eutern des derben Bauernlandes heimlich erhaltene Lebensgeister bei dem Sohne wieder als die überschäumende Lebensfreude hervorbrechen mochten, die seine Kunst kennzeichnet.

Aber wie die Romantik überhaupt erst die Landschaft entdeckte, so hat sie den Maler auch erst westerwaldreif gemacht. Allerdings haben Maler wie Jakob Becker und Jakob Dielmann, die in den ersten Zeiten der Düsseldorfer Schule ihre Studienfahrten in den Westerwald richteten und sich dort ihre Modelle und landschaftlichen Hintergründe zu genrehaften Bildern holten wie „Der erschlagene Schäfer", „Das Gewitter", „Der Kirchgang", „Die Heimkehr von der Ernte" oder was der wohlbekannten Motive mehr sein mögen, nach der idealisierenden Richtung der Zeit und bei der Verrufenheit des Westerwaldes die örtlichen Anklänge möglichst verwischt, so daß es heute nur dem Kenner gelingt, den Anteil des Westerwaldes an diesen Idyllen festzustellen.



Schloß Schaumburg, Steinfigur Melanders von Holzappel (Menzenbach, Köln)

Obwohl derselben Schule angehörig, hat Ludwig Knaus in einigen Skizzen, wie dem „Waterlooinvaliden" und der „Bäuerin v. Rennerod", wenigstens Ahnenformen des Westerwälder Personentypus geschaffen, während Leonhard Diefenbach aus Hadamar, der Vater des berühmteren C. Wilh. Diefenbach, etliche Ansätze zum naturähnlichen Landschaftsbilde überlieferte.

Wenn man den Westerwald im modernen Bilde vorführen wollte, so dürften Wilhelm Steinhausen, Ernst Liebermann, Clarenbach, Gustav Kampmann, Nikutowski, Schnee, von Groote, Kiederich, Kerschkamp und Hans Meyer-Cassel nicht fehlen.

Auch die Graphik von Prött, Wilh. Thielmann, Oberboersch, Ubbelohde, Mulot und die Westerwaldmappe von Werner Willgerodt haben die herben Linien des welligen Hochlandes charakteristisch nachgezeichnet.

Doch ist der Maler noch nicht erstanden, der, wie Thoma den Taunus oder Volkmann die Eifel, den Westerwald zu erfassen vermochte mit seinen sich ins Unendliche verlierenden Straßen, seinen in die Waldbuchten sich einschiebenden Wiesengründen, seinen flach über die Bäche sich spannenden Steinbrücken, seinen auf die Grenze des Horizonts gemauerten Tannenstreifen, seinen wetterkrummen Bäumen — der Maler, der die Wolkenflüge und den Farbenhauch, die ungreifbaren Stimmungen des Höhengeheimnisses, die Atembewegung und die Seele des Landes erschlossen hätte. Johannes Manskopf sucht dieses Ideal; aber die Zukunft muß

lehren, ob die liebevolle Schöpfungskraft, die seine Seele füllt, bis in die Fingerspitzen reicht, die den Pinsel führen.

Als Vertreter des Schrifttums unsres Gebietes ist lange Zeit nur Riehl angesehen worden. Aber das, was er über den Westerwald zu sagen wußte, ist nahezu erschöpft mit dem kurzen Kapitel, das wegen seiner klassischen Darstellungsform und seines — durch neuzeitliche Erfahrungen allerdings eingeschränkten — dokumentarischen Wertes hier zu Worte kommt.

Mag Heinrich von Ofterdingen, dessen Geburtsort man nach Roßbach a. d. Wied verlegt hat, dem Reich der Sage angehören oder nicht; jedenfalls hat der Westerwald — von dem Gerhart Hauptmann in der „Versunkenen Glocke" daher das Wort prägt „Alt wie der Westerwald" — auch ein hohes literarisches Alter. In Siegburg entstand im 12. Jahrhundert das halb weltliche, halb geistliche Annolied, das den in das Leben Heinrichs IV. so gewalttätig eingreifenden Kölner Erzbischof Anno sich zum Helden wählte. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts schrieb der Novizenmeister Caesarius im Zisterzienserkloster Heisterbach seine Wunder- und Teufelsgeschichten. Reinhard von Westerburg, dessen Westerwälder Faust 1347 die Koblenzer in den roten Bolushügeln bei Grenzau schlug, ist aus der Limburger Chronik durch ein Liebeslied bekannt, dessen Westerwälder „Zärtlichkeit" sich in der Schlußstrophe ausspricht:

„Wel si min nit, di werde reine,
so muß ich wol orlaup han,
Uf ir genade achte ich kleine,
sich daz lasse ich si vurstan."

Überhaupt ist die Limburger Chronik, die uns mit der ganzen Ritterschaft von Dehrn, Sayn, Isenburg, Molsberg, Runkel, Staffel, mit ihren Fehden und Burgenbauten bekannt macht, zum guten Teil auch eine Westerwälder Chronik. Der Name eines Ausländers, des Herrn von Aldegonde, ist an die Schöpfung des Nationalliedes von „Wilhelmus von Nassouwe" geknüpft, den in Dillenburg geborenen Befreier der Niederlande, durch dessen Person auch Goethes „Egmont" mit dem Westerwalde verbunden ist und von dessen Sohn Moritz von Oranien — wie C. Spielmann nachgewiesen hat — der Ausspruch herrührt, den sich nach ihm auch Graf Melander von Holzappel zu eigen machte: „Ich bin ein Deutscher und noch dazu ein Westerwälder, was so viel als zwei Deutsche gilt." Dem Siebengebirge und der Feste Ehrenbreitstein wiederum hat Lord Byron begeisterte Strophen gesungen, an derselben Stelle von „Harolds Pilgerfahrt", wo er den edlen „von Freund und Feind, von zwei Armeen beklagten" General Marceau feiert, dem der Tiroler Scharfschütze Hodler aus Neuwied 1796 im Höchstenbacher Walde den Todesschuß gab — ein schon mythenumwobenes Schicksal, dem sowohl der Rheinische Antiquarius wie die nassauischen Schriftsteller Carl Braun und Spielmann Betrachtungen gewidmet haben. Die Kirchenbücher von Höchstenbach sind es auch, die das Andenken an einen andern Freiheitskämpfer des Westerwaldes bewahren: den ehemaligen Studenten der Herborner Universität und späteren Wildschützen Balzer von Flammersfeld, den Helden des einzigen eigentlichen Westerwälder Romanes, der ebenfalls C. Spielmann zum Verfasser hat — wenn man nicht Goethes „Werther" hierher zählen will, dessen Kolorit freilich wenig davon erkennen läßt, daß er zum größten Teil auf Westerwälder Erde spielt. Jedenfalls hat aber der Westerwald das wunde Herz des Dichters heilen helfen, als dieser von dem Schauplatz jenes Romanes am Ufer der Lahn hinunterwanderte, den „schönen, durch seine Krümmungen lieblichen Fluß hinunter, dem Entschluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zustande, in welchem uns die Gegenwart der stummlebendigen Natur so wohltätig ist". „Mein Auge," sagt er, „geübt, die malerischen und übernatürlichen Schönheiten der Landschaft zu entdecken, schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lockenden blauen Bergriesen."

Den eigentümlichen Mann, dessen Selbstbiographie Goethe 1777 herausgab, Jung-Stilling, rechnet Riehl ebenfalls zu den Westerwälder Dichtern. Obwohl er in Grund bei Hilchenbach geboren





Ehrenstein, Hauptchorfenster der Pfarrkirche, 15. Jahrhundert

ist, verdient er in diesem Zusammenhange schon deshalb genannt zu werden, weil seine Schriften, namentlich die „Geschichte des Herrn von Morgentau" und von „Theobald oder die Schwärmer", die zum Pietismus und Mystizismus neigende Religiosität der „Inspirierten" schildern, eine im ganzen Westerwald verbreitete Geistesströmung, die vielleicht schon auf die Werke von Paracelsus und Jakob Böhme zurückgeht und sich seitdem traditionell erhalten hat, offenbar wesentlich befestigt durch die vielen mystischen Schriften, die aus der Offizin des Grafen Kasimir von Sayn-Wittgenstein-Berleburg zu Beginn des 18. Jahrhunderts hervorgegangen sind. Dieser dem ältesten Westerwälder Grafengeschlechte entstammende Fürst, der ein Freund der Künste und Wissenschaften war und in dem Jung-Stillingschen Romane „Theobald oder die Schwärmer" eine hervorragende Rolle als Beschützer jener religiösen Neigungen spielt, hat diesen nämlich weiteste Verbreitung verschafft durch Herausgabe der mit erläuternden Anmerkungen der Mystiker versehenen berühmten achtbändigen Berleburger Bibel (an deren Abfassung er selbst mitarbeitete).

Eine Westerwälderin im eigentlichen Sinne aber ist die in Hachenburg geborene und in Altstadt begrabene Albertine von Grün, deren Herzensbeziehung zu dem Kraftgenie Friedr. Maxim. Klinger von Alfred Bock in einer nach ihr benannten anmutigen Novelle behandelt ist. Ihr Briefwechsel mit Goethes Freunden Merck und Höpfner beansprucht indessen mehr Interesse als ihre Gedichte und Novellen, wenn sich auch eine reichbegabte sympathische Frauenseele in allen ihren schriftstellerischen Versuchen ausspricht. Doch ist die sonstige poetische, Memoiren- und Novellenliteratur des Westerwaldes ungleich bedeutender. Da ist von Brentano die ergreifende „Chronika des fahrenden Schülers Johannes Laurenburger von Polsnich an der Lahn", des Sohnes der schönen „Laurenburger Els" und des Ritters Hans von der Laurenburg, die dem Kloster Arnstein gegenüberliegt. Da ist von dem Sturm- und Drangdichter Maler Müller die leidenschaftliche Erzählung der Genzinger Schlacht, in der Graf Sponheim aus einer Linie des Sayner Grafengeschlechts von Michel Mort im Gefecht herausgehauen wird. Da sind die epischen Dichtungen des in Oberkassel geborenen Freiheitsmärtyrers Gottfried Kinkel, des Verfassers von „Otto dem Schütz" und dem „Grobschmied von Antwerpen". Da ist das Lied von dem „Wirtshaus an der Lahn", in dem Dausenau verewigt zu sein beansprucht; ist das Lied „Es liegt eine Krone im grünen Rhein", dessen Text- und Tondichter Hill und Dippel beide Limburger waren; ist W. O. v. Horn mit seiner Erzählung von den „Elsern", dem Dorf der Harfenmädchen, Seiltänzer und wandernden Musikanten; und ist der in die Romantik gleichsam hineingeborene Wolfgang Müller von Königswinter, der Dichter der „Maikönigin" und des „Mönchs von Heisterbach". In seiner „Fahrt durchs Lahntal" ist eine Stelle hier bemerkenswert, weil sie einen der merkwürdigsten Landstriche des Westerwaldes, den Hickengrund, betrifft: „Übrigens wohnt in diesen Dörfern", lautet sie, „seltsames Volk, das sich von den blonden Bewohnern der Umgegend durch sein dunkles Kolorit und seine schwarzen Haare auszeichnet und auch in seinen Kleidungen die ernsten Farben liebt. Die Röcke und Mieder der Frauen sind meistens blau. Woher die Hickenleute gekommen sind, weiß Niemand zu sagen. Die Einen behaupten, sie seien Gallier oder Kelten, die sich in uralten Zeiten zwischen den germanischen Völkern niedergelassen hätten, die Andern meinen, sie wären aus Ungarn, Andere nennen sie sogar Zigeuner, was aber wohl jedenfalls auf einem Irrtum beruht. Sie sollen strenge Protestanten sein. Die Weiber tragen Butter und Eier auf den Markt nach Siegen; die Männer, von denen der Volkswitz behauptet, daß sie den Störchen gleichen, nämlich an Wanderlust und Wadenlosigkeit, treiben hauptsächlich das Fuhrmanns-Handwerk und sollen mitunter viertel und halbe Jahre ihrer Heimat fern sein. Solche Eigenschaften mögen allerdings auf einen nomadenartigen Ursprung deuten."

Das Gebiet zwischen Wied und Sieg wiederum ist der Schauplatz verschiedener Romane und Novellen des feinen Erzählers Ernst Müllenbach, für dessen kulturgeschichtlich fesselnde Darstellungsweise folgende Probe sprechen mag, die eine Anschauung davon gibt, wie die großen Westerwälder Verkehrsstraßen im Mittelalter instanderhalten wurden: „Bruder Schnecklein", heißt es in seinem „Gebhard", „war im ganzen Lande zwischen Sieg und Wied bekannt und angesehen. Er gehörte keinem Orden an, vielmehr diente er als Klausner nach seiner eigenen Regel dem lieben Gott mit

Beten, Singen und Arbeiten an den öffentlichen Straßen, wo er, allein oder mit zeitweiliger Beihülfe anderer Büßer, die Löcher mit Steinen ausfüllte, sumpfige Stellen mit Knüppeln dämmte und verfallene Brücken flickte. Das Material dazu, wie auch Essen und Trinken, erhielt er reichlich von den Gutsherren und Bauern. Er verlegte mit seiner Arbeit auch seinen Wohnsitz nach Bedürfnis, also daß er alle halben Jahre seine Hütte aus Holz und Stroh wieder an einer anderen Stelle der Straße aufschlug; daher hatte er seinen Namen."

Von lebenden Schriftstellern verdient — außer Linkenbach mit seinen dem Westerwälder Bergmannsleben angehörigen Erzählungen — Wilh. Schäfer schon als Verfasser seiner Westerwälder Bauerngeschichten „Mannsleut" und „Die 10 Gebote" genannt zu werden; doch hat der verdiente Herausgeber der Kunstzeitschrift „Die Rheinlande" jene Erstlingsarbeiten in seinen „Anekdoten" und der „Halsbandgeschichte" dermaßen überholt, daß ihn Biese „vielleicht den zukunftsreichsten Erzähler in den Rheinlanden" nennt. Dieser angesehene, in Neuwied tätige Literaturhistoriker selbst ist übrigens der Verfasser einer der erfolgreichsten Literaturgeschichten unserer Zeit, einer der wenigen, die fesselnde volkstümliche Darstellung mit vornehmer Sachlichkeit verbinden.

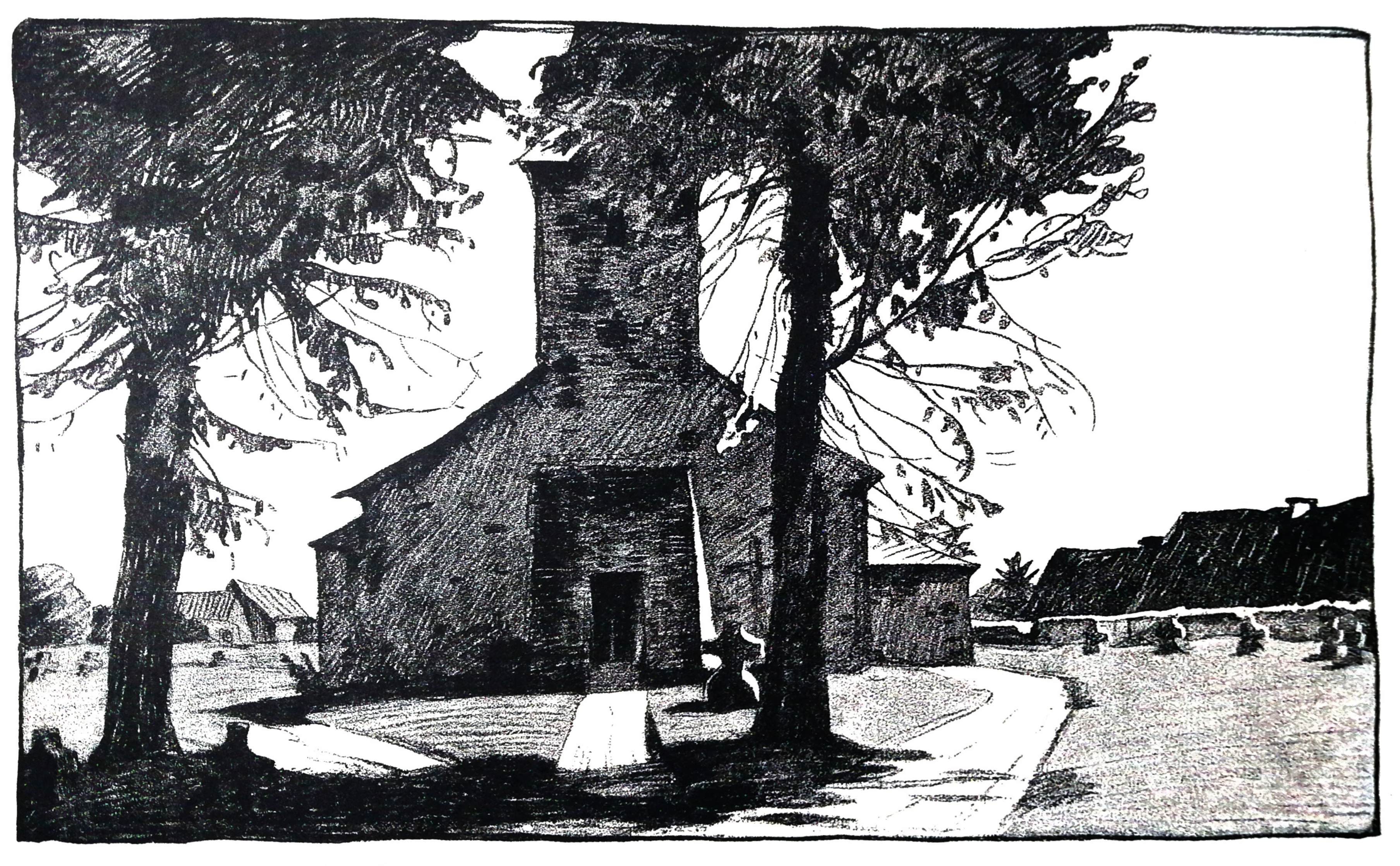
Der Dichter aber, der wie ein Prophet dem Wüstenschweigen, dem Westerwalde seine Erweckung zum Künstler verdankt, ist: Fritz Philippi. Was ihn von allen vorhergenannten unterscheidet, ist seine liebevolle Einfühlung in Natur und Volkstum des Westerwaldes. Er deckt die geheimnisvollen Fäden auf, die zwischen Natur- und Menschenleben verborgen hin und her gehen und zeichnet Gerechte und Ungerechte mit fast hauptmannscher oder shakespearehafter, ich könnte auch sagen christushafter Liebe. So realistisch die Schicksale in diesen drei Heimatbüchern „Hasselbach und Wildendorn", „Unter den langen Dächern" und „Von der Erde und Menschen" angeschaut sind, so klären sie sich doch zu Symbolen ab, deren unmittelbare Gewalt sie zu den besten derartigen Dichterwerken erhebt. Mit seinem Roman „Erdbäckerland" wird er seiner Kunst ein weiteres Gebiet des Westerwälder Volkslebens erobern*.

Es ist bezeichnend für einen Landesteil, in dem die Beschäftigung mit geistigen Werten noch nicht über das Stadium lokalgeschichtlicher Interessen hinausgekommen ist, daß man sich bei dem Ausspruche von Riehl, im Westerwalde gäbe es keine Kunst, bislang beruhigt hat, obwohl dieses Urteil um so auffallender erscheint, wenn wir unsere Betrachtung von Schrifttum und Malerei auf die übrigen Kunstgebiete ausdehnen. Es wäre auch verwunderlich, wenn die Kunst nicht sogar sehr frühe Eingang gefunden hätte in einem Lande, wo schon im vierten Jahrhundert Lubentius das Christentum predigte, wo die Burgen mächtiger Rittergeschlechter alle Berghöhen krönten und ein Netz von großen Verkehrsstraßen den kulturellen Beruf erfüllte, der heute auf große Eisenbahnlinien übergegangen ist. Der Westerwald war nämlich, ehe seine Bäume die Dillenburger Eisenhütten heizten oder als oranische Schiffe zur Befreiung der Niederlande hinausschwammen, wirklich ein Waldgebirge, das die Bildung stattlicher Gemeinwesen in anderem Maße ermöglichte als in späterer Zeit, wo wegen des Regens und des Windes der kahlgeholzten und versumpften Hochfläche allenthalben Dörfer zu Wüstungen wurden.

Tatsächlich spiegelt sich die baugeschichtliche Entwicklung Deutschlands hier in glänzenden Beispielen der herrschenden Kunstrichtungen wider: des Übergangsstils in der Heisterbacher Klosterruine; der Gotik in der Abteikirche Marienstatt; des Franziskanerbaues in der ersten derartigen Kirche Deutschlands zu Seligental. Die romanische Kunst ist allerdings diejenige, die von dem Lande am entschiedensten Besitz ergriffen und bodenständig geworden ist, weil sie wie kein anderer Stil sich Volksempfinden und Landschaft einfügt. Wenn auch auf die Kirchen von Dietkirchen** und Oberpleis als die hervorragendsten Bauten dieser Art besonders hingewiesen werden muß, so sind doch fast bei allen Kirchen und Kapellen des Gebietes romanische Bestandteile aus dem 10. bis 13. Jahrhundert nachweisbar, ob es sich um bedeutendere Bauten handelt, wie bei der Siegburger Abtei, den Basiliken von Linz, Haiger, Herborn und Gemünden, oder ob kleine und kleinste Kirchlein in

* Vgl. im übrigen Sternberg, Die nassauische Literatur (Staadt, Wiesbaden).

** Vgl. auch Sternberg, „Limburg als Kunststätte", 3. Aufl. (A. Bagel A.-G., Düsseldorf).



Aulmann, Kirche von Höhn mit altem Friedhof



Ramersdorf, Wandgemälde Zug der Seligen

Betracht kommen, die aus gewöhnlichen einheimischen Bruchsteinen in einfacher Handwerkerkunst hingestellt wurden, aber vielleicht gerade deswegen so organisch aus der Umgebung herauswachsen, daß sie, wie die Kapelle in Langenhahn oder die Kirchen zu Altstadt und Salz, noch heute die entzückenden Wahrzeichen ihrer Gegend sind. Oft verleihen ihre starken Portaltürme der ganzen Silhouette ihres um den Berg gelagerten Dorfes das Ansehen einer befestigten mittelalterlichen Stadt. Oft — wie in Kroppach, Meudt oder Daubhausen — stehen sie festungsartig zwischen der Schildwacht ihrer mistelbesetzten Linden und erinnern mit ihren scheinbar zum Ausguck bestimmten, an den Kanten bastionartig gerundeten Galerietürmen — gleich der zinnenbekrönten Kirche der Normandie, der Flämen oder des Early-English — an die Zeit, wo das Gotteshaus in Kriegsnöten wirklich eine „feste Burg" war. Wir meinen noch die ganze Kastellanlage wahrzunehmen, wie sie bei vielen bayrischen Kirchen und Friedhöfen erhalten ist, wenn wir vor dem wuchtigen Pylonenturm der Kirche von Rabenscheid stehen oder in den eigentümlichen Kreis eintreten, der die alte Kirche von Höhn umzirkt. In weitem Bogen umzieht uns eine Umwallung, die ein Teil der alten Befestigungsmauer sein mag, von einem Kral von Bauernhütten außerhalb umschlossen, die mit grünen Moosdächern darüber hereinschauen, während innerhalb der Umfassungsmauer eingesunkene Steinkreuze wie ein keltischer Dolmenring den dritten Kreis um die Kirche ziehen, die sich mit ihrem romanischen Turme, mit den Pultdächern ihrer Seitenschiffe und dem dunkel in einen massiven Strebepfeiler hineinführenden Eingangstore als Bollwerk aus der Mitte erhebt.

Es ist zweifellos, daß die beiden mächtigen Lehnsherren des Westerwaldes: Trier, von dem die Christianisierung des Gebietes ausging, und Köln, das damals ein Mittelpunkt des Kunstlebens war, mit ihren großen Vorbildern rheinischen Basilikenbaues den romanischen Stil in die Westerwaldberge verpflanzten, wo ihm durch die heimische Eigenart der Boden förmlich bereitet war. Der Einfluß dieser Kunstzentren, zu denen auch Mainz trat, blieb während des ganzen Mittelalters für das Westerwaldgebiet bestimmend. Wenn manche, wie die interessante Doppelkirche zu Schwarz-Rheindorf, geradezu den Kölner Typus aufweisen, so läßt sich im allgemeinen doch beobachten, daß sich die romanische Form mit dem einheimischen Wesen durchaus zu einer bäuerlichen Spielart dieses Stiles verband, die sich ebenso wie das Fachwerkhaus auch unter der Herrschaft neuer Kunstströmungen erhielt. Man ist versucht, fast an eine Massenverbreitung romanischer Plastik zu denken, wenn



Oberpleis, Romanisches Retabel der Pfarrkirche, 12. Jahrhundert

man das edle steinerne Taufbecken von Dietkirchen in Hachenburg, Altstadt und vielen Kirchen der Sieggegend wiederfindet, wo die Kirche von Oberpleis die besten Steinskulpturen dieser Epoche bewahrt hat. Der auffallendste Beweis für den durchgehends romanischen Charakter des Westerwälder Kirchenstils liegt aber in der ungemein weiten Verbreitung der Wandmalerei, die sich naturgemäß nur da auszuleben vermag, wo die Flächen noch nicht durch gotische Ausgestaltung der Architektur beschränkt sind. Neben der Schwarz-Rheindorfer Kirche im westlichen Winkel unseres Gebietes, auf deren berühmten Wand- und Deckengemälden ein bedeutender Künstler im 12. Jahrhundert einen zusammenhängenden Zyklus aus der Messianischen Geschichte lebensvoll dargestellt; neben den ebenso berühmten (allerdings nur in Kopien erhaltenen), ebenfalls zyklisch durchgeführten Wandgemälden der Kirche von Ramersdorf bei Oberkassel, bei denen von besonderem Interesse ist, daß die dem Himmel zugeführten Seligen ausschließlich Handwerker und Landleute sind, während unter den Verdammten tendenziös nur Mönche, Nonnen, Fürsten und Edeldamen dargestellt werden — neben diesen der rheinischen Kunstzentrale zunächst belegenen Örtlichkeiten weisen auch so fernliegende und so kleine Kirchen wie diejenigen von Erdbach, Altstadt, Dausenau, Haiger, Herborn, Montabaur und Sayn Gemälde jener Art von einfacher Umrißzeichnung und schlichter Kolorierung im Charakter des 14. und 15. Jahrhunderts auf.

Den Schenkungen reicher Rittergeschlechter ist es zu verdanken, daß die kirchliche Bautätigkeit bis ins 15. Jahrhundert nicht aussetzte. So stiftete Reinhard von Westerburg die Kirche von Gemünden; so stifteten die Grafen von Sayn außer Marienstatt eine ganze Anzahl Klöster, Kirchen und Kapellen; und da die zahlreiche Kleinritterschaft des Westerwaldes dieses Beispiel durch Stiftung kirchlicher Gegenstände nachahmte, so wurde selbst den unbedeutenden Kirchen oft eine so unverhältnismäßig reiche Ausschmückung zuteil, daß z. B. das kleine Kirchlein zu Altstadt Altäre genug hatte, um einen hohen Chor mit zehn Geistlichen darin zu feiern. Wir finden Gnadenbilder, unter denen z. B. die dem 14. Jahrhundert angehörige Holzskulptur der Maria mit dem stehenden Christusknaben in der Liebfrauenkirche zu Westerburg hervorragt; Bildstöcke, wie die gute romanische Arbeit aus Bödingen und solche mit plastischem Schmuck in der Art der hl. Anna Selbdritt mit dem seltensensiblen Typus einer reizvoll-schlanken Frauenfigur oder der Darstellung im Tempel aus einem Heiligenhäuschen in Hadamar, einer wunderbar geschlossenen und doch ganz frei und höchst individuell behandelten Holzbildgruppe voll ruhiger Bewegung, bei der es ein Genuß ist, dem künstlerischen Gedanken nachzugehen; Tabernakel, wie das feine gotische Stück der Pfarrkirche von Honnef oder die in Grenzhausener Steingut ausgeführten Haustabernakel; Taufstühle, wie die einzigartige bemalte Holzschnitzarbeit aus Merenberg und reichgestickte Paramente aus Stoffen von Brokat, chinesischer Seide, Samt und violetten Damasten, von denen das Museum zu Friedewalt eine köstliche Sammlung besitzt.

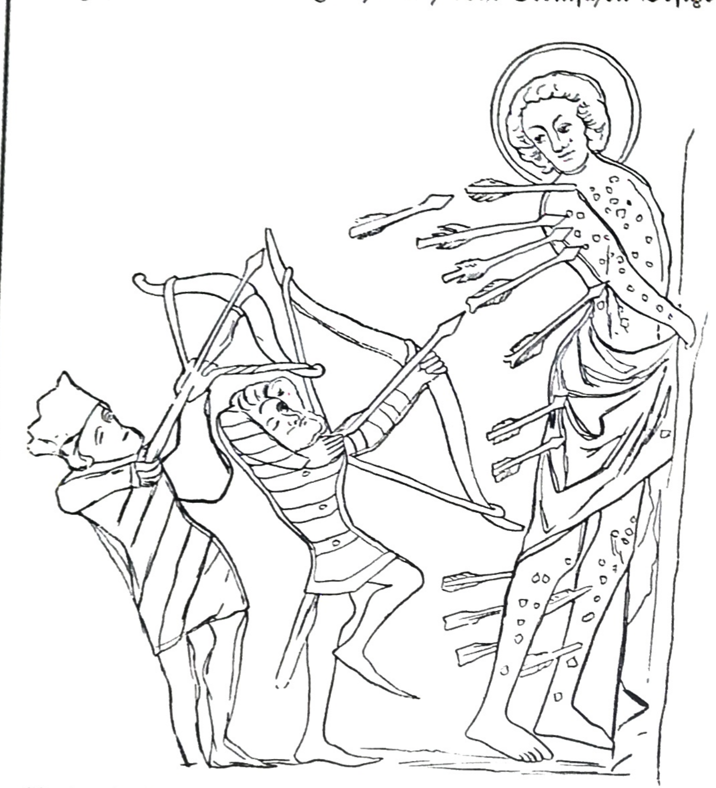


Hl. Anna Selbdritt, Holzskulptur. Im Besitze des Herrn Robert Heck, Diez

Zu demjenigen Kirchenschmuck, bei denen der Nachweis der Stiftung am leichtesten zu führen ist, gehören Altarbilder und Kirchenfenster, weil auf ihnen die Person der Donatoren häufig selbst in den Gegenstand der Darstellung aufgenommen ist. Zwar auf den im Bonner Provinzialmuseum befindlichen Marienstatter Tafeln, die auf Pergament gemalt die Gründungslegende des Klosters darstellen, ist die Figur, die sich neben Maria mit dem Dornzweig, Erzbischof Heinrich von Köln und Abt Wigand von Marienstatt auf dem Bilde befindet, nur vermutungsweise als Graf Heinrich von Sayn anzusprechen. Dagegen besitzen wir in dem Altargemälde von Friedewalt, einem gefälligen, den Einfluß der flämischen Schule zeigenden Werke des 15. Jahrhunderts von warmen Farbtönen, das typische Donatorenbild, bei dem auf den Altarflügeln der Stifter mit der männ-

lichen und die Stifterin in der Hornhaube mit der weiblichen Nachkommenschaft kniend verewigt sind. Auch des guten Flügelbildes der kölnischen Schule in St. Martin zu Linz und des gotischen Altargemäldes der Vallendarer Stadtkirche ist hier zu gedenken, während das Westerburger aus der dortigen Liebfrauenkirche stammende Triptychon des 16. Jahrhunderts nur als Gegenbeispiel für die angelernte Süßlichkeit eines bäurischen Geistes heranzuziehen ist. Daß Handwerkskunst und Talentlosigkeit jedoch nicht gleichbedeutend zu sein brauchen, zeigt der in den unteren Feldern mit Malereien und in den oberen mit Schnitzfiguren ausgestattete spätgotische Altar zu Leuscheid, den bei aller Derbheit des Frühwerks eine edle Einfachheit kennzeichnet.

An Glasmalereien besitzt der Westerwald Meisterwerke, die einen eigenen Darsteller erforderten. In der kostbaren Sammlung, die der Freiherr vom Stein in seinem Schlosse zu Nassau zusammentrug (und die mit dem Freiherrlich vom Steinschen Besitze der Gräfin von der Gröben zugefallen ist), befinden sich außer Glasbildern aus der Kirche von Dausenau auch zwei romanische Glasgemälde von hoher Schönheit und eigenartiger Darstellung. Während das Jessefenster nämlich die Abstammung Christi von Isai, David und Salomo in drei übereinander stehenden Figurenfeldern abweichend von deutschen und nach dem Vorbild englischer und französischer Denkmäler veranschaulicht, steht das Mosesfenster, das den Völkerhirten von säugenden Lämmern umgeben am brennenden Dornbusch, vor dem blühenden Stabe Arons und mit den Gesetzestafeln auf dem Sinai liebevoll darstellt, insofern einzigartig da, als der ausführende Glasmaler Gerlachus seine meisterhaft gezeichnete Gestalt auf dem Gemälde anbringt, obwohl auf alten Fenstern sonst nur Donatorenbilder bekannt sind. Auch die beiden Glasgemälde aus Peterslahr, von denen das eine Christus mit den vier evangelischen Symbolen und das andere den hl. Petrus Martyr in monumentaler Auffassung bildet, sind Werke guter romanischer Kunst in kräftigen Farben, wenn auch ohne die vielseitige Radiertechnik, durch die sich die Nassauer Fenster auszeichnen. Wie verbreitet vortreffliche Glasgemälde aber allenthalben hier waren, veranschaulicht die Schloßkapelle zu Westerburg, deren Fenster aus Bilderscheiben der Kirche zu Willmenrod und vieler anderer kleiner Gotteshäuser der Umgegend zusammengesetzt sind und namentlich in den romanisch gehaltenen Motiven durch Farbenpracht auffallen.

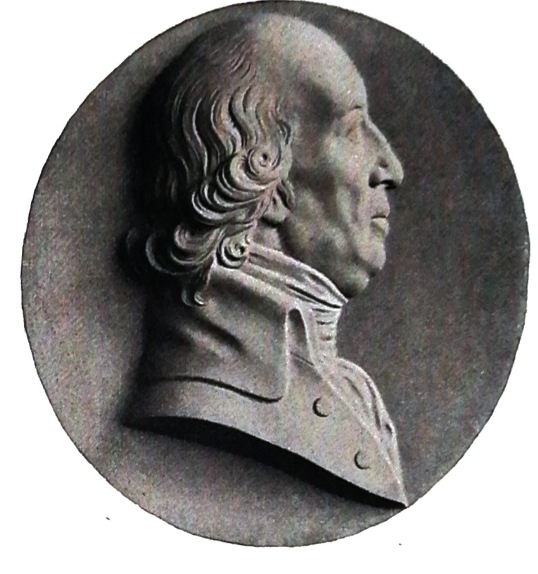


Wandmalerei in der Pfarrkirche zu Dausenau, 14. Jahrh.

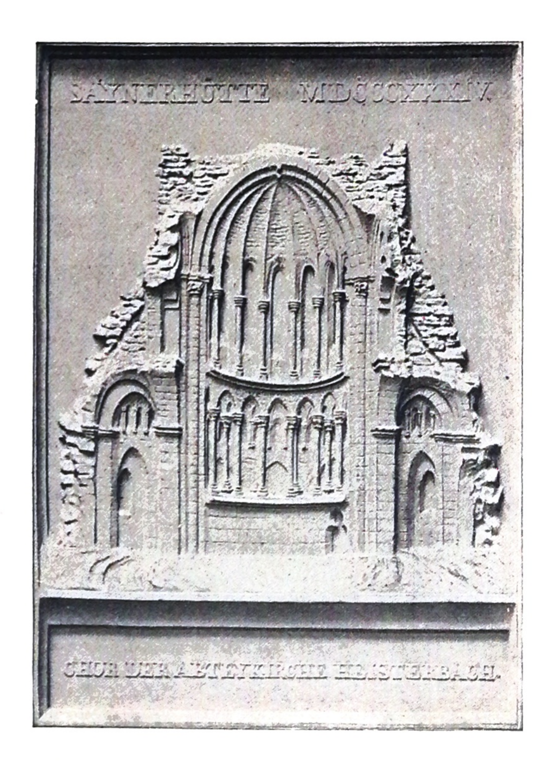
Alle diese Werke werden indes in den Schatten gestellt durch die spätgotischen Glasgemälde der Pfarrkirche zu Ehrenstein. Das zweiteilige Fenster der Evangelienseite, das in zwei unteren Feldern links den lockenhäuptigen Stifter Erbmarschall Bertram von Nesselrode mit dem hl. Georg, seinem Schutzpatron, und rechts die Gemahlin Bertrams, Margareta von Burscheid mit ihrer Schutzherrin, der hl. Katharina, in lebendigem Ausdruck und fein abschattierten Farben darstellt, wird in der Hauptfläche eingenommen von der Anbetung der hl. drei Könige, die in dem Reichtum der Erfindung, der Sicherheit der Zeichnung, der Szenen- und Landschaftsbehandlung, der planvollen



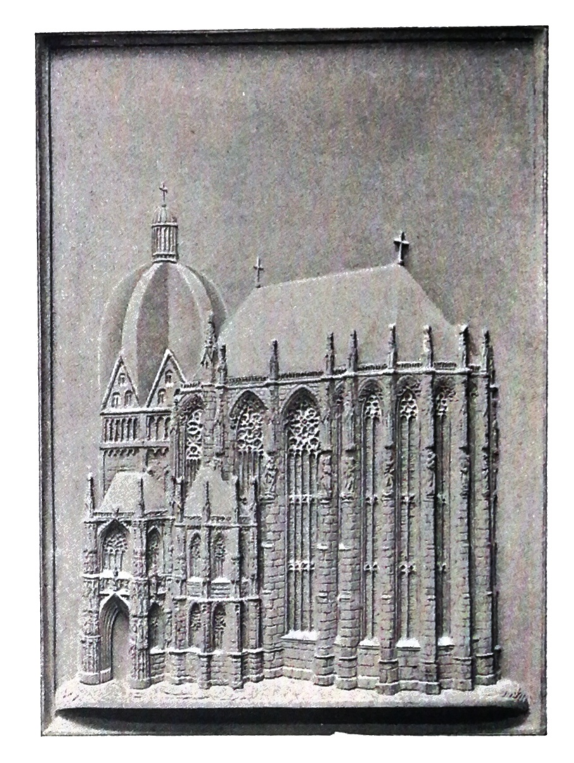
Melanchthon



Herder



Ruine Heisterbach



Aachener Münster

Eisenfeingüsse der Kruppschen Hütte zu Sayn

Anwendung der braunvioletten, blaugrünen, lila und braunroten Mittelfarben den Pinselstrich des Meisters verraten.

Diese Vorzüge werden in dem dreiteiligen, jedoch mehr in Grisaille gehaltenen Hauptchorfenster noch übertroffen. Der lockige Ritter von Nesselrode im silberglänzenden Plattenpanzer, die in pelzverbrämten Kapuzenmantel vermummte Frauengestalt in braunen Feuern zu seiner Rechten und die schlanke Donatrix in burgundischer Spitzhaube und lilafarbenem Damastgewand zu seiner Linken sind in der ausdrucksvollen Charakterisierung der Köpfe und den zauberhaft radierten Lichtern Meisterleistungen für sich. In der Kreuzigungsgruppe selbst, die vor einer willkürlich aus großen Stücken weißen Glases zusammengesetzten Landschaft und in gewölkter, aus blauem Glase geschnittener Luft unter gezinnten Arkadenbögen sich darbietet, sind neben der in Schraffiertechnik durchgeführten kräftigen Modellierung und der weichen Behandlung der Gewänder der in den drei edlen Köpfen des Heilandes, der Maria und des Johannes sich verschieden spiegelnde Schmerzensausdruck und die lichte Klarheit der Farben bewundernswert. Diesen Meisterwerken mittelalterlicher Kunst stellt sich das ebenfalls dem 15. Jahrhundert angehörende Glasgemälde würdig an die Seite, das sich in der Schaaffhausenschen Besitzung in Rommersdorf befindet: Gestalten in hoheitsvoller Haltung; jeder Kopf durchgeistigt und eine Persönlichkeit; und bei möglichstem Reichtum an bunten Gläsern eine wohltuende Ausgeglichenheit der Farben — eine der besten Leistungen der Glasmalerei.

Es ist deshalb Wert darauf gelegt, das Vorhandensein aller dieser Kunstgegenstände aus Zuwendungen adliger Stifter zu erklären, weil sich damit gleichzeitig die Tatsache begreift, warum es sich hier hauptsächlich um auswärtige, meist Werke rheinischer Kunstschulen handelt, mit denen sich der reichere Donator naturgemäß größeren Glanz verlieh als mit primitiven einheimischen Arbeiten. Freilich gab es auch hier — außer dem früh geübten berühmten Steinzeugkunstgewerbe — bodenständige Techniken, und die Glocken mit der Inschrift „alle boze weder vertriben ich, dielman von hachenborg gos mich" hatten einen guten Klang. Auch die heutige Glockengießerei in Sinn ist kein Zufall in einem Lande, wo die Basaltsäulen in der Erde klingen. Ebenso mußte in den Bergen, die schon im 16. Jahrhundert von saynschen und oranischen Eisenhämmern widerhallten, die Gußplastik zu der Blüte gelangen, die sich in der ritterbildgeschmückten Grabplatte des Barthram von Haldnickhausen zu Lüzelauen in der Kirche von Kroppach und derjenigen des Johann von Seelbach in Marienstatt sowie in den zahlreich verbreiteten Reliefofenplatten ausspricht, die zuletzt in dem Schablonenbetriebe der Christianshütte zu Schuppach alle mit einer Darstellung der Hochzeit zu Kana, häufiger noch



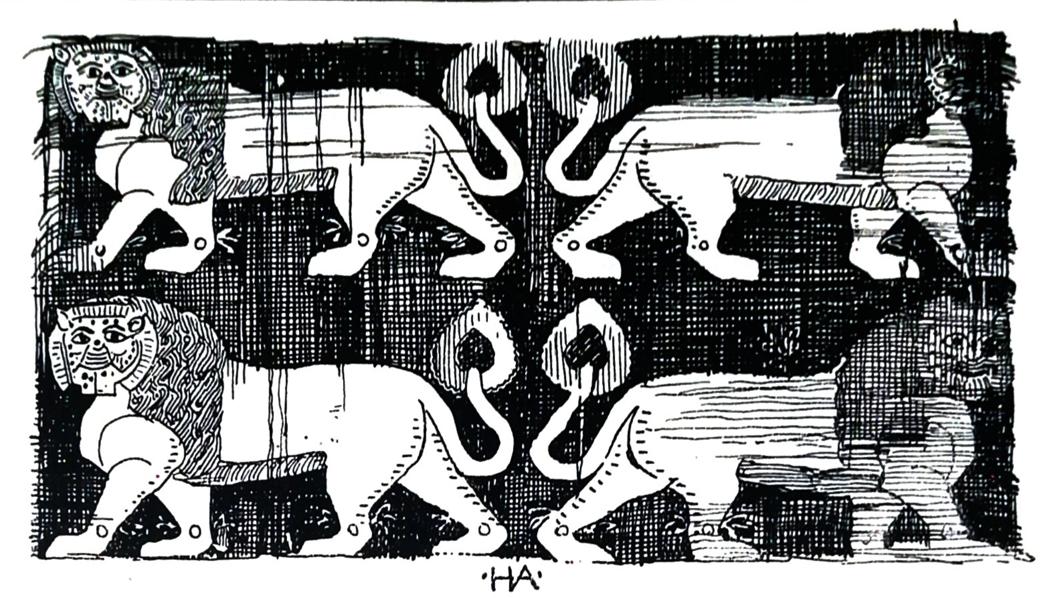
Feinguß der Kruppschen Hütte zu Sayn: Die Igeler Säule

des verlorenen Sohnes versehen und darnach benannt wurden. Eine der künstlerischsten schmückt das Rathaus zu Hadamar, während das Kloster Marienstatt in der Grabplatte für den Chorherrn Joh. Pithan das für Deutschland seltene Beispiel einer noch mit beweglichen Stempeln geformten Bildplatte besitzt.

Als der Eisenguß zu Beginn des 19. Jahrhunderts allgemein einen künstlerischen Aufschwung nahm, erfuhr er auch in der Kruppschen Hütte zu Sayn, die damals noch unter königlicher Verwaltung stand, eine selbständige Ausbildung. „Gold gab ich für Eisen" stand in dem eisernen Trauring der Befreiungskriegsjahre; und mit dem schwarzen Eisenschmuck, den deutsche Frauen an Stelle der in die Kriegskasse des Vaterlandes geopferten Gold- und Silberschätze trugen, erwarb sich jene Gußtechnik einen Ehrenplatz im deutschen Hause, mögen die Körbchen und Bilderrahmen, Leuchter und Uhrständer, Tintenfässer und Schalen materialgerechte Durchbildung auch häufig vermissen lassen. Neben derartigen Gebrauchsgegenständen goß die Sayner Hütte aber Plaketten, Statuetten und Medaillons, die Anspruch auf künstlerischen Wert durchaus erheben dürfen. Alle interessanteren Kirchen des Rheinlandes, hervorragende Persönlichkeiten, Tierornamente und Motive alter Gemmen und Kameen hat der Sayner Formenschneider in Plaketten, Büsten oder reizenden Miniaturstatuetten bis zur winzigen Fliege der Vorstecknadel geschmackvoll modelliert. Sein Meisterstück ist vielleicht der Kunstguß der Igeler Säule, der auf den vier Platten, aus denen er zusammengefügt ist, den Tritonenkampf und Nymphenraub, die Götter, Halbgötter und Helden, die Weingelage und die warenbeladenen Schiffe und Maultiere jenes interessantesten Römerdenkmals diesseits der Alpen lebendig wiedergibt.

In demselben buchstäblichen Sinne bodenständig ist die Holzschnitzerei; und in einer Gegend, wo man so viel Holz verbrauchte, daß eine „hochwohlweise" landesherrliche Verordnung „zur Vermeidung übermäßigen Bauholzes" die Errichtung neuer Fachwerkhäuser auf dem Lande verbot, befremdet es nicht, wie Rosen im Kartoffelacker allenthalben liebliche Schnitzbildlein unter dem nüchternen Inventar der Dorfkirchen zu finden. Daß Balkenwerk und Holzfüllung des Fachwerkhauses, Tür und Fensterrahmen, Standuhr und Schrank, Bett und Truhe geschnitzt wurden, versteht sich von selbst; und vom gotischen Milchschrank mit seinen alten Punktierornamenten bis zur blumigen Rokokokommode hat das Schnitzmesser des bäuerlichen Kunsthandwerkers nie geruht. Noch heute hält es ein derartiger „Schreiner" — mehr als ein solcher glaubt er nicht zu sein — in frommer Hand, und seine Beichtstühle und Chorgitter, Sakristeischränke und Altäre wandern von Marienrachdorf in die Gotteshäuser des Landes. Wen mag es da wundern, daß man in der Zeit des mittelalterlichen Reliquienkults, als die Wallfahrtsprozessionen aus weiter Ferne nach Höhn, auf den Reifenstein, nach Merkelbach, Haiger oder zu dem Schutzpatron der Fallsüchtigen in die St.-Wendelins-Kapelle von Neunkhausen kamen, so liebevoll gearbeitete Reliquienbehälter verfertigte wie das holzgeschnitzte Lubentiusreliquiar in Dietkirchen, die Apolloniabüste im Schloß Friedewalt oder den buntbemalten Eichenschrein, der den reichen Reliquienschatz der Kirche von Ehrenstein bewahrt.

Dieser Art von Kultgegenständen hatte sich freilich schon früher eine Technik angenommen, die — obwohl ebenfalls einheimisch — ihre abendländische Herkunft durch ihren zauberhaften Glanz verrät: die nach byzantinischem Muster gepflegte Email- und Goldschmiedearbeit, für die, wie in Köln und Trier, in Siegburg eine namhafte Kunstschule bestand. Die Pfarrkirche von Siegburg besitzt denn auch — neben alten Elfenbeinarbeiten, wie dem Konsekrationskamm des hl. Anno (die ebenfalls in engem Zusammenhang mit römischen und byzantinischen Vorbildern stehen) — eine Anzahl wertvoller Reliquienschreine des 12. und 13. Jahrhunderts, die alle Arten der hochentwickelten mittelalterlichen Goldschmiedetechnik: erzgetriebene Arbeit, Filigranverzierung, Emailmalerei und den Schmuck kostbarer Edelsteine vereinigen. Die hohe Blüte jener Kunstschulen, aus denen die Schreine der Heiligen Mauritius, Benignus, Honoratus, Apollinaris und Andreas in Siegburg hervorgegangen sind, ist nicht zum geringsten Teil durch den kunstsinnigen Erzbischof Egbert von Trier heraufgeführt worden. Durch einen anderen Erzbischof, Graf Bruno von Sayn,



Siegburg, kath. Pfarrkirche: Byzantinischer Löwenstoff

gelangte das Kloster von Sayn im 13. Jahrhundert in den Besitz des silbervergoldeten, den Arm des hl. Simon bewahrenden Schwurhandreliquiars, von dem sich ein düsterrealistisches Reliquiar der hl. Margareta in Königswinter, das in einem mumifizierten Unterarme selbst besteht, schauerlich unterscheidet, während der Arm der hl. Elisabeth von Thüringen im Schlosse zu Sayn wiederum in einem jener schönen, dachartig abgeschlossenen, silbergetriebenen Bauwerke seine Ruhestätte erhalten hat, wie die Siegburger Schreine alle gestaltet sind. Das kunstgeschichtlich bedeutsamste Emailwerk bildet jedoch das Kreuz der Grafen von Isenburg aus Heimbach-Weiß bei Neuwied. Da nämlich der ältere Graf Heinrich von Isenburg mit Matilde von Hochstaden, der Schwester des berühmten Kölner Erzbischofs Conrad von Hochstaden, vermählt war, besitzen wir in jenem Kreuz ein untrügliches Zeugnis für den Zusammenhang der Westerwälder Kunstdenkmäler mit der führenden rheinischen Kunststadt.

Was Byzanz in der Textilkunst hervorbrachte, läßt der aus dem 10. Jahrhundert stammende löwenbesetzte Seidenstoff der Siegburger Pfarrkirche erkennen. Obwohl es aber auch hierin die Lehrerin des Abendlandes war, entstanden auf diesem Gebiete doch die selbständigen Leistungen, von denen der Wandteppich von Honnef mit der liebevollen Darstellung der Kreuzigung in blumenblühender, wolkendurchflogener Landschaft Zeugnis ablegt. Welche Wendung die Entwicklung dieses Kunstzweiges jedoch unter dem Einfluß der italienischen Renaissance genommen hat, zeigen die Wandteppiche auf Schloß Friedewalt und die großen, farbig-feingestimmten Gobelins aus dem saynischen Schlosse zu Hachenburg, die sich jetzt in dem Landesmuseum zu Wiesbaden befinden. —

Trauernd sitzt die Kunst vor den gebrochenen Ritterburgen des Westerwaldes. Denn seitdem mit der neuen Kriegsverfassung des 16. Jahrhunderts die Bedeutung des Adels zunichte geworden war, fand sie nur dort Gunst und Heimstätte, wo blühende Gemeinwesen dem Geiste der neuen Zeit die Tore öffneten. Die Epoche kunstvoller Profanbauten beginnt, die in dem Rathause zu Hadamar und vielen dortigen Privatbauten, in der „Krone" zu Hachenburg und in dem ganzen Stadtbilde von Herborn ihre Denkmale hinterlassen hat und sich dem zum Ganzen rundet, der in dem Museum der alten Hochschule zu Herborn, in dem Wilhelmsturme zu Dillenburg, in Schloß Friedewalt und in dem Landesmuseum zu Wiesbaden ihren Spuren nachgeht. . . . .

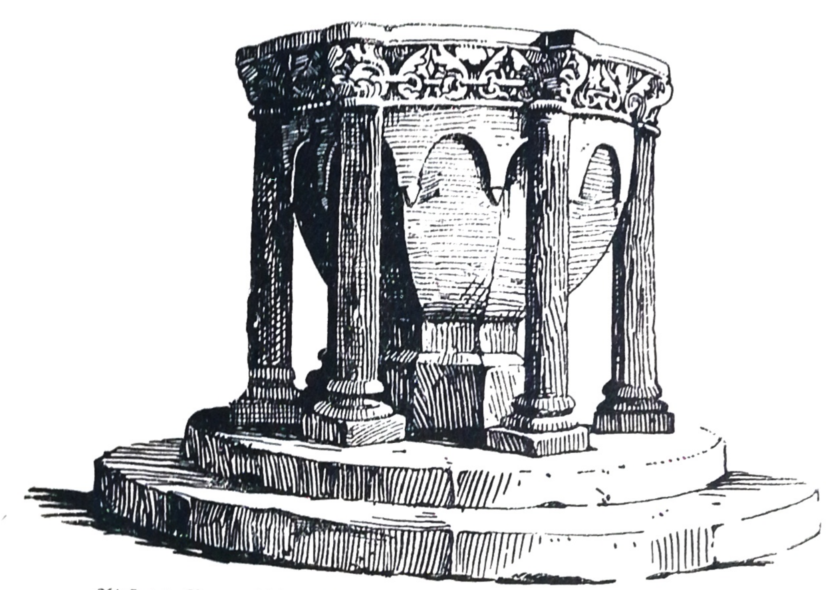
Wer aber die Lichtfülle der Welt auch im blinkenden Tautropfen zu sehen imstande ist, der erkennt in dem Idyll, wie die Türmchen der Dorfkirchen aus mauerpfefferüberblühten Moosdächern hervorragen; wie die Kirchhöfe, deren friedliche Blumenwildnis eine grasende Kuh nicht entheiligen würde, an Waldabhängen liegen; wie die kleinen Steinbrücken von Tännchen flankiert den flachen

Bach überspannen; wie das Heiligenhäuschen überm wogenden Kornfeld schwebt und das Wetterkreuz aus der Lavaheide starrt, daß die schöpferischen Kräfte auch in der dörflichen Hütte nicht erstorben und die Geister der Träume auf den einsamen Sitzen ihrer Heideblöcke am Werke sind, zu weben und zu weben . . . .

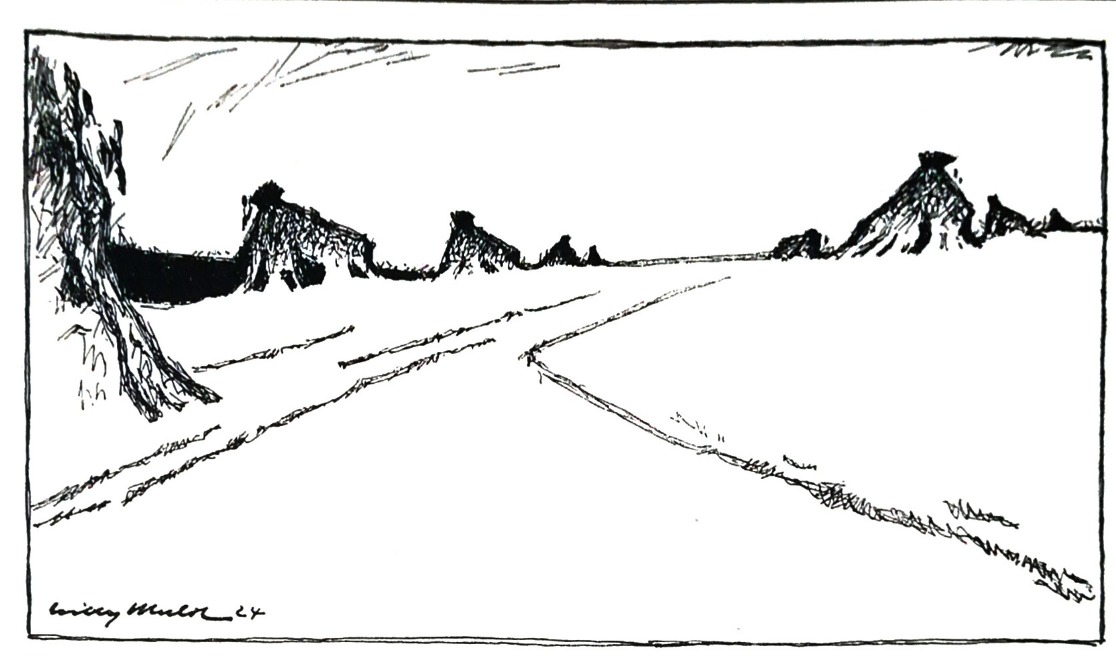
Freilich derjenige, der den schiffsbelebten Strom in breitem Bette dahingleiten sieht, denkt nicht, daß droben im Gebirge die kleinen Quellbäche es sind, denen er seine Kraft verdankt — und doch sind Heldengestalten wie Moritz von Oranien, der Freiherr vom Stein und Reinhard von Westerburg aus dem Westerwalde hervorgegangen.

Von hier — durch Heinrich den Großen von Sayn, der dem Treiben Konrads von Marburg ein Ziel setzte — ist eine der ersten mutigen Taten gegen die Ketzergerichte ausgegangen. Hier, wo es in manchen Gebieten nie unfreie Bauern gab, ist Graf Johann zu Dillenburg mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, dem Verbot der Hexenverbrennungen, dem Schutze der Wissenschaften vorangegangen. Hier liegen die kleinen Anfänge Peter Eppelmanns, jenes Grafen Melander von Holzappel, der als Feldmarschall über das gesamte kaiserliche Heer die letzten Siegeskränze des Dreißigjährigen Krieges an die kaiserlichen Fahnen heftete. Und ohne den führenden Geist Wilhelms von Oranien wäre die Freiheit der Niederlande nicht erkämpft worden. Mit Recht sagt daher Heyn in seinem grundlegenden Buche „Der Westerwald und seine Bewohner", der Westerwald sei seinen Nachbarn in der Kultur vielleicht um Jahrhunderte voraus gewesen.

Daß dieses Wort auch für die ästhetische Kultur seine Berechtigung hat, scheint ein feiner, echt deutscher Zug aus dem mittelalterlichen Rechtsleben von Driedorf bestätigen zu wollen, der Stadt, die als wichtiger Kreuzungspunkt der Köln-Frankfurter, Köln-Leipziger und Rheinstraße beständig von Raubrittern (darunter auch einmal von Goetz von Berlichingen) umlauert war. Inmitten dieser Räuber entschied, wenn Sitte und Sittsamkeit verletzt worden waren, nicht das Recht, sondern es kam vom Schlosse und trat in die Gerichtsversammlung feierlich eine schöne Jungfrau, die zur Richterin ernannt wurde, und — die Schönheit richtete.



Altstadt, Romanisches Taufbecken



Mulot, Kornhausten

Das Land der armen Leute Von W. H. Riehl*

Der hohe Westerwald ist ein ins Rheinfranken= und Hessenland vorgeschobenes Stück Westfalens; er bildet den vordersten Wall des westlichen Norddeutschlands, ja er zeigt in Volksart und Sitte bereits Züge norddeutschen Charakters, wie sie viel weiter nördlich im Rheintale noch nicht hervortreten. Fränkische und sächsische, oberdeutsche und mitteldeutsche Natur stößt hier aufeinander, vermittelt und verbündet sich. Diese kahle, arme, fast nur mit dem grünen Samt der Heidevegetation geschmückte Hochfläche, auf welcher zahllose Basaltblöcke zerstreut liegen, als habe der Himmel in seinem Zorn Felsen gehagelt, bildet darum schon in rein ethnographischem Betracht eine der merkwürdigsten Übergangslinien Deutschlands.

Nicht am Main, nicht am Taunus, nicht an der Lahn, sondern erst auf den südlichen Höhevorsprüngen des Westerwaldes beginnt die oberdeutsche Mundart sich von der niederdeutschen zu scheiden; hier aber auch so schroff und plötzlich, daß man die Grenzlinie oft bis auf eine Stunde Wegs ausrechnen kann. Der westfälische und kölnische Dialekt des Westerwälders schließt sich äußerst spröde ab, wie alles auf diesem Gebirgszug in Eigenheit und Eigensinn sich abschließt.

Mit den Vorhöhen des Westerwaldes heben die natürlichen Sympathien für die norddeutsche Großmacht, für Preußen, an. Der Westerwälder des Südabhanges wohnt noch im Guldenlande, er rechnet aber trotzdem nach Talern; seine Flüßchen und Bäche ziehen nach Süden ins Lahngebiet, aber er folgt nicht diesem natürlichen Zuge. Eine Meile südwärts ins Tal hinab ist ihm weiter als drei Meilen nordwärts über den Kamm des Gebirges. Nach Norden zieht ihn sein ganzes Interesse; nach dem Kölner Lande führt er seine Produkte aus, und aus den gewerbfleißigen Tälern der Sieg, der Wupper und der Ruhr strömt ihm das industrielle Leben zurück.

So wird auch der südliche Westerwald zu einer moralischen Provinz Preußens, obgleich öde Bergköpfe und Wasserscheiden den mitten über die Hochfläche laufenden preußischen Grenzgraben nicht nur als Staatsgrenze, sondern auch als Naturgrenze bezeichnen. Der Westerwald weiß sich als ein Ganzes trotz der politischen Teilung, weil er sozial zusammengehört. Sowie man hier die preußische Grenze auch nur um ein paar Stunden überschreitet, stößt man auf eine blühende Industrie, während auf der nassauischen Seite ein armes Bauernland ist, in welchem sich die Keime

* Aus „Land und Leute", 11. Aufl. (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart).

gewerblicher Betriebsamkeit erst mühselig durchzuringen beginnen; aber Industrieland und Bauernland fühlt sich hier verbunden und einig, weil beides Westerwälderland ist.

Auf dem Westerwald, wo die Kriege so wenig auf die Zusammenziehung der Siedelungen einwirkten, daß jetzt noch ein großer Teil auf der Übergangsstufe von einer bloßen Hofgemeinde zur Dorfgemeinde steht, gingen im 18. Jahrhundert noch einzelne Dörfer aus; sie gingen von selber aus, wie ein Licht ausgeht, weil ihm die Nahrung fehlt. Das wird sich im übrigen Deutschland in dieser Zeit selten finden.

Auf dem Westerwald lag im 14. Jahrhundert eine Burg, Rohrbruch, inmitten eines kleinen Sees. Sie soll über Nacht spurlos in den See versunken sein. An diese melancholische Sage gemahnten mich immer die ausgegangenen Westerwälder Dörfer. Sie versanken spurlos, weil der Boden der Kultur, der sie tragen sollte, zu dünn war, weil er immer mürber geworden; sie sind nicht vertilgt worden, sie sind verlorengegangen, versunken über Nacht, man weiß nicht, wo sie hingekommen sind.

Der Westerwald hat kaum eine eigene politische Geschichte, er hat nur eine Kulturgeschichte, die seltsamerweise durch ihre unendlich langsame Entwicklung das höchste Interesse gewinnt. Er zeigt kaum ein paar dürftige Baudenkmale aus alter Zeit; aber diese Dörfer selbst, obgleich meist nur aus zehn bis zwanzig strohgedeckten Lehmhütten bestehend, sind historische Denkmale. Sie sind großenteils uralt, und doch weiß der Forscher nur gar selten eine geschichtliche Tatsache aus ihrer Vorzeit aufzuspüren. Allein das Bild selber, welches sie bieten, malt dem Auge eine geschichtliche Tatsache. Heute noch wie vor hundert Jahren baut sich der Bauer mit einem Kapital von beiläufig fünfundzwanzig Gulden sein Häuschen; die Arbeit der eigenen Hände, die er in den Bau steckt, ist der bedeutendste Teil seines Anlagekapitals; er baut sein Haus im Wortsinn selber. Darum sieht man auch hier noch so häufig, wie in alten Zeiten, verlassene, in sich zusammenfallende Häuser, namentlich auf einsameren Punkten. Denn der hypothekarische Wert, der Wert des Rohstoffs, der Arbeit, der Lage ist da oft so gering, daß gar keine andere Wahl bleibt, als das Haus verfallen zu lassen, wenn der Bewohner verstorben ist und ein anderer sich nicht sofort einfindet. Die Kosten des Abbruchs würden den Wert des abzubrechenden Materials bei weitem übersteigen. Man reißt heraus, was an Holzwerk noch halbwegs brauchbar ist; den Rest mag dann der Nordwestwind zusammenblasen.

Die Leute von dem südlichen Halbscheid der Westerwälder Hochfläche schlafen und ruhen schier das halbe Jahr. Ihr einziger Erwerbszweig in dem langen Westerwälder Winter ist mehrenteils das Schneeschaufeln! Dem armen Westerwälder sagt man nach: er bete an jedem Winterabend, daß ihm Gott über Nacht einen tüchtigen Schneesturm bescheren möge. Dann hat er bei den gewaltigen Schneemassen, die da droben fallen und von dem dort fast nimmer rastenden Sturm oft haushoch zusammengejagt werden, wenigstens ein nahrhaftes Geschäft, das ihm in Staats- und Gemeinde-Tagelohn 24 Kreuzer täglich abwirft. Und das ist oft die ganze Winterblüte des Erwerbs auf dem industrielosen hohen Westerwald! Viele hundert Hände werden so in jedem Winter beschäftigt, viel tausend Gulden von Staats wegen in den Schnee geworfen, und doch preisen sich die armen Leute glücklich, wenigstens diese Schneeindustrie zu haben, die der Wind in ein paar Tagen wieder wegbläst, die der erste Frühlingssonnenschein jedenfalls in Wasser zerrinnen lassen wird.

Es ist, als ob Gewerbe und Industrie förmlich zurückgeschaudert seien vor dem „eigentlichen" Westerwald, während sie am Saume desselben, in den Vorbergen überall, wenn auch nur schüchtern, hereinlugen. So haben einst stattliche Wollmanufakturen am Ostrande des Westerwaldes geblüht; die Feuersäulen der Hochöfen gruppieren sich wie zu einem Strahlendiadem rings um den Saum der Hochflächen, aber sie meiden das Hochland selber; auch das Land der Krug- und Kannenbäcker liegt hart an der Grenze des Gebirges; reiche Silber- und Kupferbergwerke fangen just da an, wo der hohe Westerwald aufhört, während dieser nur die viel ärmere Ausbeute der Braunkohlenlager dagegensetzen kann. Die verkümmernde Westerwälder Eisenindustrie war bis auf die neueste Zeit großenteils in den Händen von Ausländern, von Engländern und Franzosen, und der arme Westerwälder mußte in fremdem Solde taglöhnern auf seinem eigensten Besitz.

Es ist ein seltsames Ding um diesen öden „eigentlichen" Westerwald.

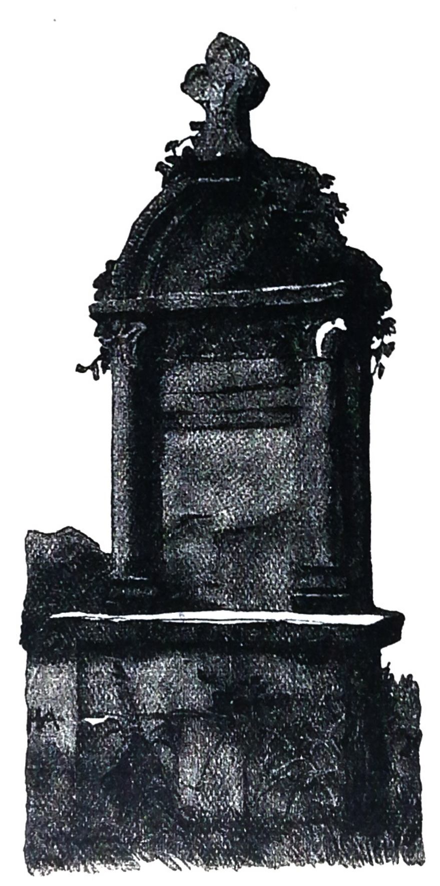
Tafel V



Boutigny: Die Überführung des sterbenden Generals Marceau nach Altenkirchen (Paris, Salon)

Wenn man den Südabhang der Bergkette hinaufsteigt und bei den Bewohnern Umfrage hält, wo denn nun der „eigentliche" Westerwald beginne, so wird man immer weiter nordwärts gewiesen; hat man aber endlich den höchsten Kamm des Gebirges erreicht und steigt die nördlichen Talgesenke hinab, so weisen einen die Leute wieder nach dem Südabhang zurück. Kein Mensch will auf dem „eigentlichen" Westerwald wohnen. Und doch sind das Heimatsgefühl und der Heimatsstolz des echten Westerwälders mächtig genug. Auch der heimwehselige Jung-Stilling war ein Westerwälder. Nur den Namen möchte man meiden. Daraus läßt sich folgern, daß der Westerwald besser sei als sein Ruf. Und so ist es in der Tat. — — —

Man könnte den Volkscharakter unserer Basaltgebirgsgruppe unter dem Gesichtspunkte des Kartoffelbaues darstellen wie den rheingauischen unter dem Gesichtspunkte des Weinbaues. Die Kartoffel übt vielleicht in keinem andern Striche Deutschlands so zwingende Alleinherrschaft wie hier. Der Brotbaum des Südsee-Insulaners und die Kartoffelstaude dieser Berge gäben keine unpassende Parallele. Als vor zweihundert Jahren die ersten Kartoffeln auf den Westerwald kamen, hat eine Braut in dem Westerwälder Städtchen Herborn beim hochzeitlichen Kirchgange ihren Busen mit den Blüten der Kartoffel statt mit Myrten und Rosen geschmückt. So ist dieses Gewächs, das man sonst als den Erzphilister unter seinen Geschwistern ansieht, hier zu den Ehren der Poesie gekommen. Und Westerwälder Poeten haben auch in der Tat die Kartoffel in Liedern besungen. Die erste ihrer Art, welche auf dieses blumenarme Gebirge gebracht wurde, hegte ein Apotheker als Zierpflanze und stellte das blühende Kraut in einem Blumentopfe aus.



Bödingen, Roman. Heiligenhäuschen

Die edelste Sorte der Westerwälder Kartoffel, bei den Samen- und Pflanzenhändlern weitberühmt, führt den bedeutsamen Namen „Der Preis vom Westerwald". Wenn man inne wird, wie fast alle bäuerlichen Existenzen der weiten Hochfläche in dem Bau der Kartoffeln wurzeln, dann erhält die Weihe, mit der diese Pflanze hier an dem Ehrentage einer Braut eingeführt ward, wohl ihren tiefen Sinn. Dem Anbau des trügerischen Gewächses könnte hier sogar sein proletarischer Charakter genommen werden. In trokkenen Jahren mißrät die Kartoffel in den angrenzenden Talgegenden, sie gedeiht dann aber um so besser auf dem wasserreichen Gebirge. Man könnte hierauf fußend die sonst nur am Orte haftende Frucht auf die Ausfuhr bauen, wenn der Blick des kleinen Westerwälder Bauern überhaupt weiter reichte, als der heimatliche Nebel zu sehen erlaubt.

Die Bauern vom hohen Westerwald — und Städter gibt es hier keine — sind arm, aber sie sind reich in ihrer Sitteneinfalt. Geld brauchen sie oft nur zum Zinsen- und Steuerzahlen. Durch ihr ererbtes Ackergut stehen sie beim lieben Gott in freier Kost und Wohnung. Leute, die ihre Schuhe mit Weidengerten zusammenbinden, weil sie kein Geld haben, um eine Schnur oder ein Riemchen zu kaufen, und die dennoch durchaus nicht zum Proletariat zählen, sind hier nicht selten. Für die sozialen Irrlehren, welche die halbe Welt berücken, ist ein solches Geschlecht noch nicht geboren. Demagogische Wühlereien sind wohl an wenigen Gegenden so wirkungslos vorübergegangen wie am Westerwald. Öde und von Natur arme Gegenden sind meist in Treue fest. Mühsal und Not übernimmt Geschlecht von Geschlecht als einen Ausfluß von Gottes unerforschlichem Ratschluß. Wo

das Erbrecht des Elends so tief im historischen Boden wurzelt, da zweifelt man auch nicht, daß das Erbrecht des Überflusses eine historische Notwendigkeit sei. Nur wo die Armut im Gefolge der verfeinerten Sitte einzieht, wird sie empörungslustig.

Der kleine Westerwälder Bauer treibt nicht unbedeutende Viehzucht, aber er ißt kein Fleisch. Und wenn ja an hohen Festtagen ein Stück auf seinen Tisch kommt, dann hat er es in der Stadt gekauft. Verbrechen gegen das Eigentum sind selten. Einzeln gelegene Gehöfte und Mühlen sind fast nirgends mit Mauern umgeben oder von Kettenhunden bewacht. Das Eigentum hat zu wenig allgemeinen Wert, als daß es der Mühe lohnte, zu rauben und zu morden. Stehlen würde kostspieliger sein als kaufen, und hier, wo Obdach so billig ist, wäre das Zuchthaus eine teure Herberge. Je höher die Bedürfnisse steigen, um so wohlfeiler erscheint gegenteils das Quartier im Zuchthause. In Paris und London sucht es bekanntlich der arme Teufel freiwillig auf, wenn ihm die gewöhnlichen Mietpreise zu hoch werden.

Die umliegenden Talbewohner schildern die hohen Westerwälder nicht selten als roh und grob. Ich habe diese Grobheit immer sehr liebenswürdig gefunden, denn sie ist eine höchst natürliche Grobheit. Man sieht nicht ab, von wo den Leuten bei ihrem Schnee, ihrem Nebel und ihren Kartoffeln die Feinheit kommen sollte. Der Schwurgerichtshof des südlichen und hohen Westerwaldes hat in manchen Jahren durchschnittlich fast nur so viele Tage nötig gehabt, um die kriminellen Folgen der Westerwälder Roheit abzuurteilen, als die Assisen der angrenzenden Rhein- und Maingegend Wochen brauchten, um mit den strafrechtlichen Früchten der dortigen Feinheit fertig zu werden.

Die Armut, wo sie von einer kargen Natur aufgedrungen wird, erhält bis zu gewissem Grade das Volk hart und kraftvoll; die Armut der Zivilisation macht das Geschlecht siech und elend. Der Westerwälder, ob er gleich wenig Fleisch isset, ist doch ein starker Mann. Die Weiber sind meist massiver von Knochen und Muskeln, als der Begriff weiblicher Schönheit verträgt. Die Wucht einer Westerwälder Faust, wenn sie Schläge austeilt, hat historischen Ruf. Jene deutschen Heerscharen, deren Blut den alten Oraniern die Freiheit der Niederlande erobern half, bestanden wohl großenteils aus Westerwäldern. Ja die alten kraftvollen oranischen Fürsten selber mögen zu den Westerwäldern gezählt werden; ihre Burg stand auf den Vorbergen unseres Gebirges, und die heimatliche Linde, worunter Wilhelm der Verschwiegene mit den holländischen Gesandten Rats gepflogen haben soll, ist ein Westerwälder Baum. Und unvergessen ist noch immer die Kunde der glorreichen oranischen Vorzeit auf dem Westerwald. Es gibt heute noch alt-oranisch gesinnte Westerwälder genug, denen das Herz aufgeht, wenn sie die Volkslieder von den Heldentaten in Holland hören. Wer sich überzeugen will, daß die Geschichte Hollands ein Stück deutscher Geschichte ist, der möge die Überlieferungen des ehemals oranischen Westerwaldes ausforschen. Holland hat ein kürzeres Gedächtnis gehabt als das deutsche Volk. Die Linde des Oraniers auf den Vorbergen des Westerwaldes hat länger standgehalten als die Erkenntlichkeit Niederlands gegen Deutschland.

Wer den Westerwald, den Vogelsberg und die Rhön in ihrer schärfsten Eigenart beobachtet, wer den Eindruck von diesen Höhen als „dem Leib des Volksgeistes" mitnehmen will, der muß sie im Winter durchwandern, im Winter, wo der Sieg der spröden, unwirtlichen Natur hier am vollkommensten erscheint, und das Ringen und die Not des Menschendaseins am schneidendsten sich dagegen abheben. Kein anderes deutsches Gebirge von gleich mäßiger Höhe wie der Westerwald sammelt eine solche Unmasse von Schnee auf seinem Rücken. An den Häusern, deren Strohdach auf der Wetterseite fast bis zur Erde herabgeht, wird der Schnee vom Sturm oft dergestalt zusammengefegt, daß man, von der Wetterseite kommend, einen Hügel, nicht ein Haus zu sehen glaubt. Der scharfe, weithin die Luft durchdringende Geruch des aus den Schornsteinen qualmenden Braunkohlenrauches macht, daß der Wanderer die verschneiten, in Nebel gehüllten Dörfer oft leichter auffindet, wenn er der Nase, als wenn er dem Auge nachgeht.

Der Fall, daß einer ein Dorf in der Ferne sucht, während er — auf der Wetterseite — unmittelbar vor den Häusern steht, ist in harten Wintern auf dem hohen Westerwalde nichts Seltenes. Oft genug werden die niedern Hütten derart verschneit, daß den Insassen das Tageslicht ausgeht

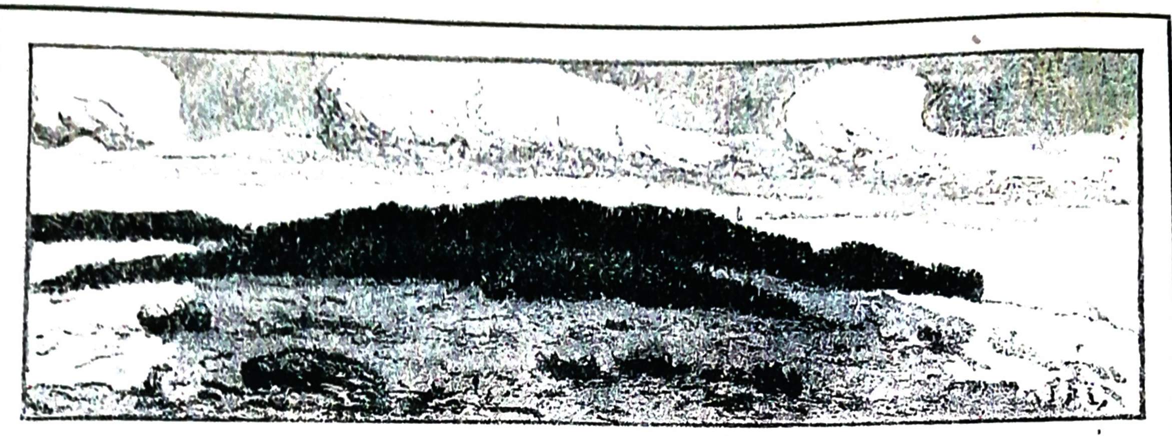
und daß Stollen und Gewölbe durch den Schnee von einer Haustür zur andern gegraben werden müssen, um den Verkehr mit den Nachbarn wiederherzustellen. Wird der Arzt auf ein Dorf gerufen, dann muß er nicht selten vorerst Mannschaft aufbieten, die vor ihm her den Weg aufschaufelt. Würde der Wald in noch größeren Massen gehegt, dann wäre auch die Zwingherrschaft der Schneestürme zur Hälfte gebrochen.

Die vereinzelten Wälder erscheinen hier oben in ihrer schönsten Bedeutung: als die Schutzhegen der Landeskultur, als die Wälle und Vorburgen der Gesittung. Man fühlt da erst, was der Wald wert ist, wenn man, stundenlang vom Winde gezaust, plötzlich in seinen heiligen Frieden eintritt. Auf dem hohen Westerwalde hat man die Kirchhöfe fast überall am Waldsaume angelegt, selbst wenn man sie darum über die Gebühr vom Orte entfernen mußte. Es ruht eine dichterische Weihe auf dem Gedanken, daß die Leute ihre Toten vor dem Streit der Elemente in den schirmenden Burgfrieden des Waldes geborgen haben.

Der gewaltige Schneefall mit seinem Gefolge von Unfällen und Abenteuern hat für Rhön, Westerwald und Vogelsberg zu einem ganz eigenen volkstümlichen Geschichten- und Sagenkreise den reichen Stoff gegeben. Es liegt aber eine tiefe Versöhnung mit dem Geschick in dem Umstande, daß fast alle diese Schneegeschichten, wie man sie sich hier in den Bauernstuben am Kachelofen, der „Hitze speien" muß, erzählt, einen humoristischen Grundzug haben. Der Schnee ist recht eigentlich der böse Dämon des Landes, und doch faßt ihn der Volkswitz am liebsten als den lustigen Kobold, der die Leute neckt und anführt. Über nichts wird dem Fremden so viel vorgelogen und aufgeschnitten als über den ungeheuren Schnee. Es ist vorzeiten den Schwaben nachgesagt worden, daß sie den Schnee zu rösten versucht hätten, um ihn in Salz zu verwandeln. Die Rhöner und Westerwälder aber wissen das Salz im Schnee zu finden, auch ohne daß sie ihn zum Rösten auf den Ofen streuen. Münchhausens Abenteuer vom verirrten Reiter, der des Nachts sein Pferd an ein aus dem Schneefeld einsam aufragendes Kreuz bindet und des andern Morgens bei eintretendem Tauwetter entdeckt, daß er es an das Kirchturmkreuz eines eingeschneiten Dorfes gebunden habe, ist auf diesen Basaltbergen gewachsen und längst volkstümlich gewesen, ehe es in das Anekdotenbuch kam. Im Schnee liegt die Poesie dieser Gegenden, der liebe Gott hat sie nun einmal als Winterlandschaften angelegt, und der Schnee verleiht ihnen den Silberschein des Absonderlichen, des Romantischen und Abenteuerlichen. Das ahnen die armen Leute, die in ihrer Art auch wissen, was Romantik heißt, und erzählen uns darum ihre Schneegeschichten mit demselben stolzen Behagen, mit welchem der Matrose die Fährlichkeiten des Meeres schildert, und einer will immer tiefer im Schnee gesteckt haben als der andere.



Motiv aus dem elfenbeinernen Konsekrationskamm des hl. Anno zu Siegburg, 12. Jahrhundert



Manskopf, Fuchskauten

Heinrich von Ofterdingen und Roßbach an der Wied

Von Willy Rath

„Heinrich auch, der Ofterdinger, ist in ihrer stummen Schar —." In der großen stummen Schar derer, die vor uns auf deutschem Boden ein bedeutsames Leben geführt haben und dennoch nachmals halb vergessen worden oder bis auf ihres Namens Nachhall verschollen sind. Der Sänger Heinrich von Ofterdingen ist eine der allermerkwürdigsten Erscheinungen unter ihnen, eine der dunkelsten und reizvollsten Persönlichkeiten in der Geschichte unserer Dichtung. Die Möglichkeit, ihn für den Westerwald in Anspruch zu nehmen, hat zu viel Verlockendes, als daß wir sie mißachten könnten.

Es sieht freilich danach aus, als sollte ein bündiger Beweis für diese Zugehörigkeit niemals gelingen. Doch selbst wenn es bei einem bloßen Spiel des heimatfroh kombinierenden Geistes sein Bewenden haben müßte, wir könnten dabei nur gewinnen. Gewinn bringt uns ja jede liebevolle Beschäftigung mit der Vergangenheit vaterländischer Kultur: anregende Mehrung unsres Heimgefühls gegenüber diesem Planeten, dessen Gegenwart immer unruhiger und ungemütlicher wird. Und das anmutige Wiedtal ist vermehrter Beachtung sonderlich wert. Der Ofterdinger aber verlohnt auf alle Fälle einer näheren Bekanntschaft — soweit eine solche halt möglich ist mit einer so geheimnisvollen, so viel umstrittenen Gestalt. . . .

Erinnern wir uns, wie spärlich und unsicher unser Wissen von der Person des großen Shakespeare ist, dessen Werke doch noch voll-lebendig zu uns sprechen, so wird es uns nicht im mindesten mehr wundern, daß von Künstlern, die noch ein paar Jahrhunderte früher lebten, von den frühesten rheinischen Malern oder von vielen Minnesängern, so wenig Persönliches feststeht. Ein Betonen des Urhebernamens und der Person, wie es heute bei jeder kleinen, flüchtigen Geistesarbeit unvermeidlich scheint, war in der Vorzeit (trotz allem Stolz einzelner Sänger) nicht allgemein üblich. So konnte es kommen, daß wir von wichtigsten Werken mittelalterlicher Poesie nicht einmal den Verfasser mit Bestimmtheit nennen können. Wir wissen beispielsweise nicht, wer der Freidank war, nach dem die berühmte Spruchdichtung „Freidanks Bescheidenheit" genannt ist; Wilhelm Grimm nahm an, daß Walther von der Vogelweide dahinterstehe (was der Welt- und Kunstanschauung nach nicht undenkbar sein würde), während die Neueren an einen bürgerlichen Alemannen Bernhard Freidank glauben. Und gar der Dichter des Nibelungenliedes ist unbekannt!

Unter denen aber, die als mutmaßliche Urheber unseres großen Nationalepos gelten könnten, steht seit alten Zeiten unser Heinrich von Ofterdingen an erster Stelle. Auch das frische, anmutvolle Spielmannsgedicht vom Zwergkönig Laurin ist ihm zugeschrieben worden. Andere wieder, denen bekanntlich Richard Wagner sich anschloß, brachten den Ofterdinger in Verbindung mit dem Tannhäuser, auf den wiederum vermutenderweise das Lehrgedicht „Hofzucht" zurückgeführt wird. Verbürgte Werke Heinrichs von Ofterdingen und allgemein anerkannte urkundliche



Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien
aus „Wilhelm der Schweiger und Nassau-Dillenburg“ von C. Dönges (Dillenburg 1909)

Zeugnisse von seinem Leben sind nicht auf uns gekommen. Indessen, wie der kundige Simrock mit Recht bemerkt, aus der Luft gegriffen kann der Name nicht sein, und erst recht nicht der weitstrahlende Ruhm des Namens. Hat er die Dichtungen, die von ihm stammen sollen oder sollten, nicht geschaffen, so bezeugt das um so nachdrücklicher das hohe Ansehen, dessen er sich erfreute. Herausgeber* des „Laurin" sagen ganz einleuchtend: „Das fahrende Volk trug ihn (den ‚Laurin') gern vor; und weil ein berühmter Name mehr Hörer heranlockte, wurde später wohl Heinrich von Ofterdingen als Verfasser genannt."

Weltbekannt ist der Ofterdinger vor allem aus dem mittelhochdeutschen Liederkranz „Der Sängerkrieg auf (der) Wartburg". Auch hier bleibt manches ungewiß. Es steht nicht genau fest, wann das Ganze und ob der zweite Teil nicht früher als der erste entstanden sei. Und den Dichter oder die Dichter (denn die zwei Teile tragen verschiedenen Charakter) meldet kein Lied, kein Heldenbuch. So viel nur wissen wir: daß die Dichtung im dreizehnten Jahrhundert, und zwar zum größeren Teil wohl in dessen zweiter Hälfte, nach der Blütezeit der ritterlichen Lyrik, verfaßt wurde; und ferner, daß der Sängerkrieg, der den Gegenstand des lyrisch-dramatisch-didaktischen Werkes bildet, wenigstens in den Voraussetzungen mit Situationen und Personen der Wirklichkeit verknüpft ist.

Daß ein feierlicher und lebensgefährlicher Dichterwettstreit, genau so wie er dort geschildert wird, nicht stattgefunden haben kann, geht ja schließlich schon daraus hervor, daß Zauberei und Teufelei keine geringe Rolle spielen. Allein die sängerfreundlichen Fürsten Hermann von Thüringen und Leopold von Österreich gehören der Geschichte und der Literaturgeschichte an. Und auf der Wartburg, am Hof Hermanns, der selber zu den Minnesängern zählte, wo Walther von der Vogelweide und andere Sänger, sicher auch Wolfram von Eschenbach, der ja in Eisenach seine Hauptwerke gedichtet hat, als Gäste weilten, waren gelegentliche poetische Wettkämpfe ungezwungenen Stils das Natürlichste von der Welt. Der Landgraf hat ohne Zweifel seine Freude dran gehabt, von seinen hochbegabten Gästen neue schöne Lieder zu vernehmen. Und der wichtige Chronist Thüringens, der (1434 gestorbene) Eisenacher Stiftsherr Johannes Rothe, charakterisiert richtig, wenn er erzählt, der Herr der Wartburg, Herrn Walthers „milter Landgräve", habe den ernsten Sängerkrieg zwar nicht gewollt, aber ihm dennoch zugestimmt, weil er sich neue herrliche Lieder der meisterlich bewährten Dichter versprach.

Es ist nicht einzusehen, warum und wie zu einer Dichtung, die auf verhältnismäßig so wohlbeglaubigter Grundlage ein bis zwei Menschenalter später (Hermann † 1217) erwuchs, eine Hauptperson oder zwei frei erfunden sein sollten. Auch der magisch weise Klinsor oder Klingsor aus Ungarland wird in so bestimmten Umrissen dargestellt, daß er ein Vorbild in der Wirklichkeit gehabt haben muß; die Entfernung seines Wohnsitzes erklärt zur Genüge, daß seine Kenntnisse und Fähigkeiten ins Zauberische vergrößert wurden. Heinrich von Ofterdingen, der glänzende Geist und bis zum Frevel übermütige Herausforderer zum Sängerkrieg, war am Ende — falls er nicht der wunderbare Schöpfer des Nibelungenliedes gewesen — eine der problematischen Naturen vom Schlage des Günther, über den der Selbstbildner Goethe urteilte: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten!" Die Annahme, von der hier noch zu reden sein wird: daß er im Frieden eines rheinischen Klosters endete, würde zur Entwicklung eines mittelalterlichen Günther gut stimmen.

Im Sängerkrieg auf Wartburg — der im Jahr 1206 bis 1207 zu denken ist — steht Heinrich von Ofterdingen ganz allein den anderen Sängern gegenüber. Beim wetteifernden Lobpreisen edler Fürsten, die der Sangeskunst und ihren besten Meistern vorbildliche Gastfreundschaft gewähren, stellt Heinrich den Herzog Leopold von Österreich am höchsten; was von vornherein der Annahme widerspricht, daß er (der auch in der Dichtung immer „von Ofterdingen" heißt) ein Bürger von Eisenach sei. Die anderen Sänger — Walther, Reinmar von Zweter, Wolfram, Biterolf und Heinrich „der tugendhafte Schreiber" (d. i. Kanzler) — feiern den Landgrafen Hermann. Der Kampfeseifer beider Parteien erhitzt sich dermaßen, daß beschlossen wird, der Besiegte solle vom Eisenacher Scharfrichter

* L. Bückmann und H. Hesse. Leipzig, Reclam.

Stempel geköpft werden! Heinrich von Ofterdingen gönnt dem anwesenden Landgrafen zwischendurch die notwendigste Rücksicht, räumt ihm den ersten Platz unter den Fürsten und Herren seines Landes ein, steigert aber im übrigen das Lob des Österreichers immer rücksichtsloser, greift den „Schreiber", der sich zunächst seines Landgrafen annimmt, heftig an und begegnet schlagfertig den sich mehrenden Widerstrophen. Dem „Schreiber" ruft er etwa zu:

Zu einem edlen Falken eine Krähe sprach:
„Herr Kuckuck, seid Ihr da?"
Und dieser Krähe, scheint es, ahmt Ihr nach.
Herr Schreiber, wenn vom Leitehund Ihr redet,
An Künsten seid Ihr mir zu schlecht . . . .
Wohl werd ich ab Euch wehren;
Ruprecht, mein Knecht,
Soll Euch das Haar wie einem Toren scheren.

Biterolf tritt später dem Ofterdinger ebenso derb entgegen:

Ein Kater dünkte sich so fein,
Daß er die Sonne wollte frein,
Als durch sie hell die Erde ward;
Doch nahm er bald nach seiner Art
Ein Tier, das jagt nach Mäuselein.

Ofterdingen nimmt den Vergleich geschickt auf: wenn er Kater sei, wohlan, dann würden die anderen, die „Mäuse", wohl verloren sein. Biterolfs Anspielung bezog sich auf Ofterdingens kühnes Bild:

Ja, von dem Fuße bis zum Scheitel
Preist alle Welt den werten Held aus Österreich;
Der klaren Sonne ist er gleich,
Vor der die andern Fürsten wie der Nebel
Hinfällig sind und eitel.

Im Fortgang des seltsamen Streites, nach einer kräftigen Strophe Reinmars und wuchtig religiösen Versen Wolframs von Eschenbach, greift Walther von der Vogelweide ein und bringt die Entscheidung zuungunsten Ofterdingens. Er nimmt dessen Wort von der Sonne wieder auf, erkennt auch bereitwillig an, daß der Österreicher ihr gleich zu achten sei, findet aber eine überraschende Steigerung, um den höchsten Ruhm dem Landgrafen zuzusprechen:

Preiswürdiger muß den Tag ich nennen
Als Sonne, Mond und aller Sterne Glanz;
Die höchsten Pfaffen müssen's mir bekennen . . . .
. . . . Hört, Hessen, Franken, Thüringer und Schwaben, meine Frage:
Wer ist der Fürst, dem nachsteht alle Welt?
Den edlen Thüringer vergleiche ich mit dem Tage,
Dem Österreichs Sonne sich zu Diensten stellt.
Und wie der Tag die ganze Welt erfreut,
Wenn er erstand:
So freudig streut
Uns all sein Gut Hermann aus Thüringland.

Damit gilt Heinrich von Ofterdingen als unterlegen und soll dem Meister Stempel überantwortet werden. Aber er klagt über listig falsches Spiel und erlangt von der Landgräfin die

Erlaubnis, Klinsor aus Ungarland als Kampfrichter zu berufen. Im weiteren ausgedehnten Verlauf der Dichtung tritt Klinsor und ihm gegenüber, als Errater seiner mystischen Rätsel, namentlich Wolfram, in den Vordergrund; der Streitfall Ofterdingens kommt gar nicht zur Entscheidung. Es scheinen unentbehrliche Bruchstücke des zweiten Teils verschwunden zu sein; dafür wurde vielerlei Fernliegendes und Barock-Abenteuerliches aufgenommen. Die Spur des Streitbaren verliert sich ...

Das Dunkel zu lichten, das über dem Leben Heinrichs von Ofterdingen liegt, unternahm vor drei Jahrzehnten in einer sehr bemerkenswerten Arbeit* ein geschichtskundiger Geistlicher des Westerwaldgebietes, J. H. Hermes, katholischer Pfarrer in Waldbreitbach an der Wied, im Kreis Neuwied. Nahe Waldbreitbach, ziemlich gleichweit entfernt von den drei alten Grafensitzen des Engersgaus: Hammerstein, Oberaltwied und Niederaltwied, liegt auf einer Anhöhe in reizvoller Landschaft, mit ihrem massigen Turm noch jetzt über vierzig Fuß hoch ragend, die Ruine der Neuerburg, die im 11. Jahrhundert erbaut wurde und im 13. Jahrhundert Sitz der Gräfin Mechthildis von Sayn war, der Witwe des letzten der alten Grafen von Sayn. Eine kurze Strecke wiedaufwärts umschließt eine anmutige Talmulde das alte Dorf Roßbach. Hier hat J. H. Hermes nach seiner Überzeugung, die er bis zu einem hohen Grad wahrscheinlich zu machen versteht, eine Spur Heinrichs von Ofterdingen gefunden. Und jene Mechthildis spielt in der Beweisführung eine erhebliche Rolle.

Es gilt zunächst, nachzuweisen, daß Mechthildis, die Gemahlin Heinrichs II. von Sayn, nicht aus einem wiedischen Hause stammte, sondern die Tochter des Markgrafen Dietrich von Landsberg und der Jutta von Thüringen war. Zu diesem Zweck muß klargestellt werden, daß die Neuerburg und deren Gebiet im 12. Jahrhundert und bis zur Vereinigung mit dem Erzstift Cöln eine von der Grafschaft Wied unabhängige Herrschaft, und nicht Eigentum einer wiedischen Seitenlinie war. Es können an dieser Stelle natürlich nicht die Einzelheiten der Untersuchung wiedergegeben werden. Aus sorgsamem Studium des Altkölner Chronisten Aegidius Gelenius und anderer Quellen hat Hermes einen klaren und, wie uns dünkt, lückenlosen Beweis aufgebaut, der ihm in beiden Punkten recht gibt. Er zeigt, daß es im 12. Jahrhundert Herren de Nuerburgh (oder de Nuerburch) gab und daß in Urkunden aus der Zeit der Gräfin Mechthildis die Neuerburg und ihr Gebiet von der Gesamtheit der wiedischen Besitzungen scharf getrennt waren. Bestechend ist die Hypothese, daß die Herren von Neuerburg Abkömmlinge des Gaugrafen Otto von Hammerstein seien, „der, nachdem seine Feste 1020 bis 1021 von Kaiser Heinrich II. zerstört war, sich tiefer in die Berge zurückgezogen und sich dort in Neuerburg angebaut hätte; denn das Amt Neuerburg ist die östliche Fortsetzung des Hammersteiner Gebietes, und beide Burgen sind etwa zwei Stunden weit voneinander entfernt". Hierdurch würde nebenbei die Verbindung des Neuerburger Hauses mit dem mächtigen Thüringer Landgrafenhaus erklärt, da beide hessisch-conradinischer Abstammung wären. Ferner widerlegt Hermes die (besonders von Fischer 1775 aus Gründen eines Erbrechtsstreites konstruierte) Behauptung, die in Betracht kommende Gräfin Mechthildis sei eine geborene „Wied-Neuerburg" und die zweite Gattin des letzten Grafen von Sayn gewesen, dessen erste Gattin allerdings auch Mechthildis geheißen habe und eine geborene Gräfin von Landsberg gewesen sein solle. Unzweifelhaft geht aus den scharfsinnigen und ruhigen Ausführungen des Waldbreitbacher Pfarrherrn hervor, daß dieser Graf von Sayn nur eine Gemahlin hatte und daß diese Mechthildis hieß und eine geborene von Landsberg, Tochter der Jutta von Thüringen, war.

Zum Erbe der Gräfin, zu den früher thüringischen Besitzungen am Rhein, gehörte die Herrschaft Rospe, die nachweislich identisch war mit dem Dorf Roßbach (Rosbach) an der Wied. Ein Frater Henricus de Rospe ist als Zeuge im Testament des Grafen Heinrich vom Jahre 1246 verzeichnet. Im Testament der Gräfin Mechthildis vom Jahre 1283 wird ein Herr Wilhelm van Roispe unter den Beschenkten genannt. Auch 1213 schon erschien ein Heinrich von Rospe; von ihm wird gesagt, er habe vorher Güter in Kruft bei Ochtendung besessen. Das Geschlecht zählte damals schon lange zu den „Ministerialen" des am Rhein begüterten Landgrafenhauses. Da der eben ge-

* Die Neuerburg an der Wied und ihre ersten Besitzer. Zugleich ein Versuch zur Lösung der Frage: Wer war Heinrich von Ofterdingen? — Neuwied und Leipzig, J. H. Heuser.

nannte Heinrich früher bei Ochtendung ansässig war, muß er, so folgert Hermes, bereits den Eltern der Gräfin, also der Jutta von Thüringen, zur Regierungszeit des Landgrafen Hermann (und vor 1190, falls er damals schon erwachsen war, dem Landgrafen Ludwig) gedient haben. Weiter: das Rheinische Urkundenbuch gibt eine Urkunde wieder, laut deren ein Henricus dictus de Oftindinch, filius Henrici de Rospe, 1257 eine Stiftung macht; zu deutsch: ein Heinrich, genannt von Oftindinch, Sohn des Heinrich von Rospe. Ebensogut wie der Sohn, konnte auch der Vater nach den Besitzungen bei Ochtendung sich de Oftindinch nennen. „Wir hätten also hier zwei Henricus de Oftindinch, welche Ministerialen einer Landgrafentochter resp. -enkelin von der Wartburg sind, der eine zur Zeit des Sängerkriegs, der andere zur Zeit der mutmaßlichen Abfassung der betreffenden Dichtung lebend."

Mit Recht weist der Entdecker dieses interessanten Zusammenhangs darauf hin, daß seine Annahme gegenüber den sonstigen Vermutungen über Ofterdingens Herkunft jedenfalls den einen Vorzug hat, allein sich auf eine nachgewiesene gleichzeitige Persönlichkeit stützen zu können. Hermes setzt sich auch in Einzelheiten noch mit der Thüringischen Chronik, wonach Heinrich „eyn borger uz der stat Isenache" von einem frommen Geschlechte gewesen sei, in einer Weise auseinander, die mindestens uns als überzeugend erscheint. Die unter allen Umständen auffallende Begeisterung des Ofterdingen für den Herzog von Österreich begründet der Forscher damit, daß eine österreichische Prinzessin, Sophia von Österreich († 1197), die erste Gattin des Landgrafen Hermann, zu einer Zeit, da die Wartburg noch als das Heim unserer Heinriche gelten konnte, dort Erbfürstin war; das brachte den Oftindinch-Ofterding natürlich in vielfache Berührung mit der österreichischen Herzogsfamilie.

Daß Heinrich von Ofterdingen nach Rothes Chronik einem frommen Geschlecht entstammen soll, das würde auf die Oftindinch vorzüglich passen. Aus dem erwähnten Testament von 1246 ist zu entnehmen, daß jener Henricus oder Heinricus, der dem Grafen Sayn am Sterbebett beistand, ein Zisterziensermönch aus Heisterbach oder dem von Heisterbach aus gegründeten Marienstatt war. Vielleicht waren er und der 1213 genannte Henricus de Rospe ein und dieselbe Person. Der letzte Graf von Sayn und seine Frau haben die Zisterzienser und insbesondere die Abteien Heisterbach und Marienstatt äußerst reichlich mit Stiftungen bedacht; auch die Mutter der Gräfin, Jutta von Thüringen, hatte eine Vorliebe für den Orden und wählte ihre Grabstätte in Heisterbach. Die Neigung seiner Familie und seines Fürstenhauses ging auch auf den Henricus de Oftindinch dictus de Rospe über. In der Urkunde von 1257, die uns seinen Namen erhalten hat, machte er dem Zisterzienserinnenkloster Rosenthal bei Cochem eine Stiftung und stellte dabei in Aussicht („si me ad frugem vitae melioris transtulero . . ."), er werde selber in den Ordensstand treten.

Wenn der Heinrich von Rospe aus dem Jahre 1213 und der Klosterbruder von 1246 identisch miteinander und mit Heinrich von Ofterdingen sind, so würde demnach der Sänger von der Wartburg nachmals unter dem berühmten Prior Cäsarius von Heisterbach Mönch geworden sein und der Sohn, der dictus de Oftindinch, später ein Gleiches getan haben. Annehmbar, wenn auch schwerlich jemals zu „beweisen", ist J. H. Hermes' Vorstellung, daß der Vater den Kern der Ereignisse auf der Wartburg im Anfang des 13. Jahrhunderts erlebt, sein Sohn aber die Erzählungen oder Dichtungen des Vaters gesammelt, poetisch ausgeschmückt und erweitert habe. Der Rückzug ins Kloster würde auf alle Fälle die erste ungekünstelt überzeugende Erklärung für das Verschwinden des berühmten Sängers bieten. . .

Mag sein, dies alles ist immerhin noch so zart gesponnen, daß es nicht schaden kann, wenn wir ein bißchen „gern glauben". Gleichviel aber, wir sind — wir alle hoffentlich — mit innerem Anteil dem Ausflug ins alte Deutschland, in die vergangene Kultur des Westerwaldes, gefolgt. Wenn wir künftig Namen wie Wied und Neuerburg, Roßbach und Waldbreitbach, Heisterbach und Marienstatt vernehmen, so klingen sie uns vertraut und haben uns etwas zu sagen. Manchen wird es wohl zur guten Jahreszeit in die stillen Täler des Wiedlandes ziehen, wo der Westerwald seine äußersten Höhenreihen dem Vater Rhein entgegenreckt. Und mancher wird dabei ein neues Stück heimischer Schönheit entdecken.



Heisterbach, Umgang der Chorruine



Manskopf, Tannen bei Erdbach

Hoher Westerwald Von Leo Sternberg

Im Schneewasser badet die Goldammer dort
und trocknet sich lang auf dem Block von Basalt,
wo die kohlschwarze Flechte, die blättrige, dorrt;
wo die Schneewächte hohl den zerfressenen Bord
der eisigen Wildwasser immer umschalt.

Im flachen Schnee sind Inseln, tundrengrün,
wo der dürre Hase sitzt, das Fell vom Nebel naß,
kurzstielige Blümchen, mit Schnee in den Augen, blühn.
Wildfährtengewimmel erzählt von nächtlichem Glühn . . .
Und es tropft von den Stämmen auf brandgelbes Stocklaub und Gras.

Gewölk raucht über den Weg — jetzt kommst du hinein,
wo der Graurabe neben dir geht auf der Heide, binsenbebuscht.
Dein härener Hut und Mantel bereifen sich fein.
Wacholder gespenstert vorbei; schon hörst du den Falk nicht mehr schrein.
Schneeböen wirbeln und die Holle huscht. . .

Die Glocke von Hadamar

Von Börries von Münchhausen*

„Wir wollen dies Jahr die Felder am Rhein
Mit heißen Sicheln mähn,
Wie Sensen soll der Flammenschein
Über die Ernten gehn.

Gott gnade der Burg und gnade der Stadt,
Die meiner Faust widerspricht, —
Du hältst wohl auf die Kanone am Rad,
Aber Tilly — hältst du nicht!"

Und der Brabanter sprang vom Pferd,
Eisenumschlossen ganz,
Hell klirrend schlug an Koller und Schwert
Der eiserne Rosenkranz.

Da stiegen die Wogen des Reiterkriegs,
Da prasselten Hieb und Schuß,
Und von dem Blute des Reitersiegs
Ward rot der blaue Fluß.

Was silberne Glocke gewesen einst,
Klingelt als Geld durchs Land,
Und wer die Messe gelesen einst,
Bettelt am Straßenrand. —

Zu Walmarod der Reichsbaron
Die Zugbrück zog er herauf:
„'s ist nicht für meine Religion,
Die gäb ich gern in Kauf,

's ist nicht für meine Baronie,
Für Thron nicht und Altar,
Ich kämpfe nur für dich, Sophie,
Sophie, und für dein Haar!

Für jedes Haar und für jeden Kuß
Einen Schwerthieb schlag ich dafür,
Bis ich Tillys Herz zwischen diesem Fuß
Und der alten Erde spür!

Geliebte, nun tauche den roten Mund
In den roten rheinischen Wein,
Wir läuten mit klingendem Gläserrund,
Wir läuten die Litanein!" — — —

„Im Namen des Sohnes der Marie,
Des Jesusknaben von Prag,
Ich will die Burg und ich nehme sie
Vor Sankt Getraudentag!

Nie lag ich so lange im Hinterhalt
Und nie so lang auf der Laur,
Niemals im ganzen Westerwald
Und im Walde von Montabaur.

Ich schwör's: Wenn ich fange das girrende Paar:
Sein Haupt vorm Beile sinkt,
Wenn drüben vom Kloster in Hadamar
Der Ton der Mette klingt!" — —

Der Söldner mit Schienen die Schenkel umschloß
Und prüfte des Flambergs Glanz,
Und in die Musketenkugeln goß
Er Perlen vom Rosenkranz.

Und sie klommen empor trotz Pfeil und Tod
Im scheidenden Abendlicht,
Und sie fingen den Herren von Walmarod,
Das Weib aber — fingen sie nicht!

Durch den schweigenden Wald den verschwiegenen Pfad
Hinfloh sie aus Schande und Schlacht,
Und es säte der Hengst die Funkensaat
In die dunkele Furche der Nacht.

Zu Hadamar die alte Abtei
Träumte im Mondenlicht.
Sie schlich an der Türe des Pförtners vorbei,
Den Klopfer hob sie nicht.

Es klomm die Stufen zum Glockenturm
Empor die schöne Sophie,
Wohl atmete droben der Frühlingssturm,
Viel stürmischer atmete sie.

Und um den Klöppel der Glocke schlang
Sie die runden Arme fest,
Und hielt den schwankenden Glockenstrang
Zwischen ihre Schenkel gepreßt. —

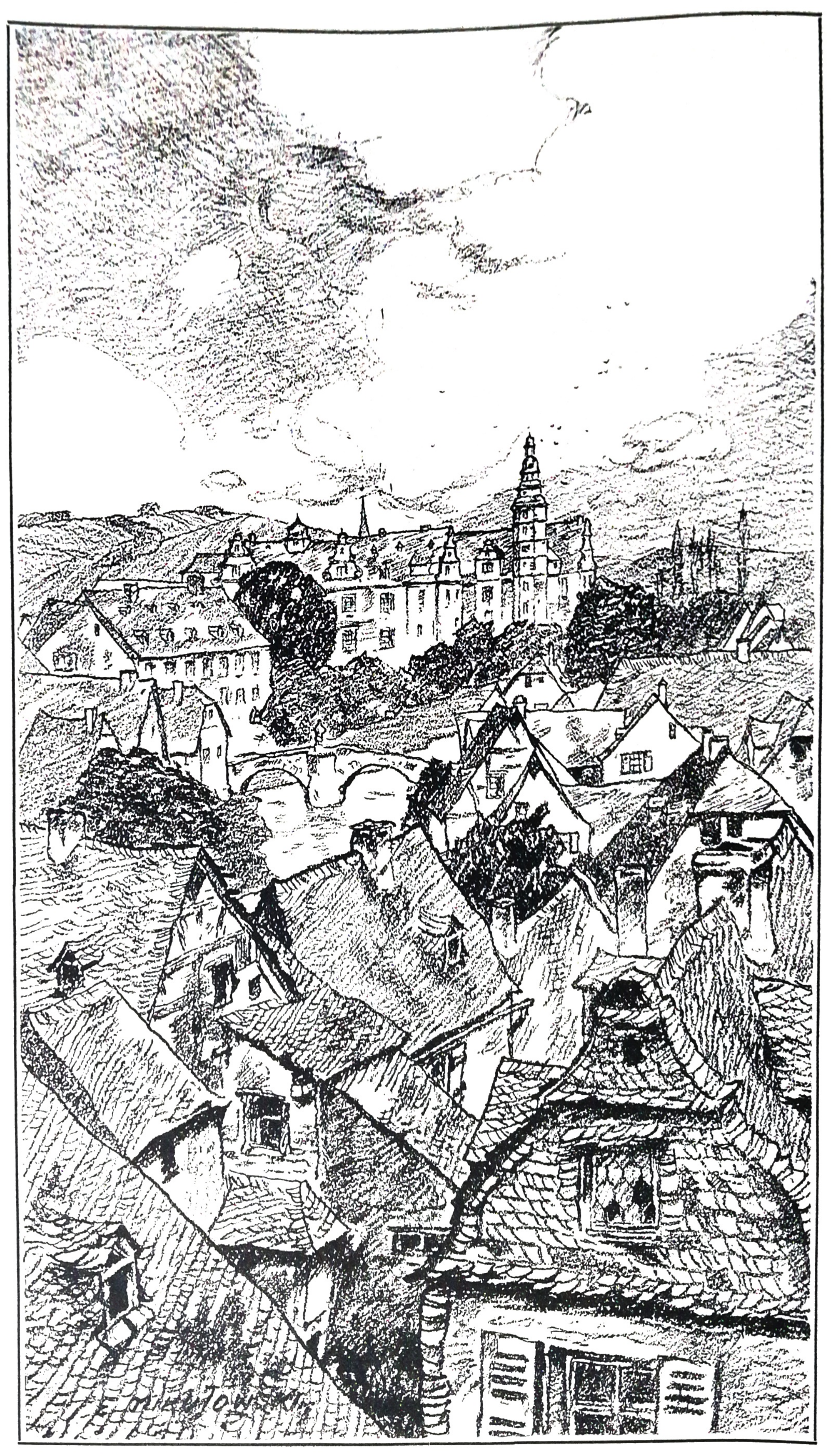
Es zog der Mönch zur Mette das Seil,
Die Glocke war heut tot, —
Er riß zum zweiten am Glockenseil,
Da ward es blutig rot.

Anschlug er den Klöppel zum dritten Mal,
Da klang ein Schrei so schrill,
Ein Schrei voll wild verzweifelnder Qual,
Dann ward es totenstill,

Und nur die große Glocke hallt
Von Hadamar-Abtei
Zitternd über den Westerwald
Ihren letzten Sterbeschrei.

Und als er klang in Walmarod,
Ins Knie sank der Baron:
„Erbarm dich Herr um meinen Tod
Durch Christum deinen Sohn!"

* Aus „Die Balladen u. ritterlichen Lieder" von B. von Münchhausen, 6. Aufl. (Egon Fleischel & Co., Berlin 1910).



Nikutowski, Hadamar

Zwei Frauen (Eine Episode aus dem Leben der Eltern P. P. Rubens')

Von Otto Stückrath

Der Dezember des Jahres 1570 war rauh und kalt. Weiß und dicht lag der Schnee auf Wald und Feld, deckte Dächer und Türme und wandelte die niedrigen Fichten in großkapuzige Wichtelmänner. Sternnadelig stieg der Rauhreif von den Bergen hernieder ins Tal. Er kletterte auf das Geäst und umklammerte Pfosten und Pfähle. Wenn die Wintersonne ihren Schein auf sie ausgoß, blitzten und flimmerten sie wie Diamanten.

Die Fürstin Anna von Nassau-Oranien lag auf dem Ruhebett. Das gelbliche gedämpfte Licht des Spätwintertages drang durch das feine Blätter- und Rankenwerk der beeisten Fenster. Faltenlos glitten die Teppiche von den Wänden hernieder und geizten nicht mit der bunten Schöne ihrer Bilder und Schildereien. Ein Vorhang schnitt eine Ecke des Zimmers ab. Hinter ihm barg sich das Lager der Fürstin. Dort war ihr Ankleideraum. So hatte sie es bestimmt, als sie von dem regen, lebendigen Köln nach dem einsamen Siegen zog.

Es war alles so öde hier. Steife, förmliche Verwandte und Hofleute: ein schwerblütiges Geschlecht. Sie haßte sie alle ohne Ausnahme. Einen Eichentisch wie für eine Gesindestube hatte man in ihr Gemach geschleppt, Stühle — wie für die Ewigkeit gemacht. Wer mochte die Ungetüme heben?

Klotzig stand da ein Schrank. Seine Füße waren Löwen. Grimm schauten sie drein, als ärgerten sie sich, in einem Frauengemach zu harren.

Spärlich kamen die Wärmewellen vom Kamin her. Zitternd ging auf ihnen ein dünner, beizender Rauch von dürrem Buchenholz. Die Fürstin warf Sandelholzspäne in ein kleines, offenes Kohlenbecken. Der Rauch kräuselte auf: . . . süß . . . betäubend. . . Die Müdigkeit griff nach den Lidern der Frau. Sie zwang sie nieder. Ruhig deckten sie das flackernde Braunauge. Die Fürstin schlief.

Sie war nicht schön: die Stirne niedrig, die Augenbrauen buschig wie Dorngestrüpp, unregelmäßig und storrig die Wimpern. Eine feine Röte lag auf der glatten, wohlgepflegten Haut. Frisch und voll war der schwellende Mund. Von der Hakennase zogen zwei tiefe Furchen bis hart zum Kinn. Sie waren in steter, zuckender Bewegung. Wie Locken und Rufen ging es über das Antlitz der Schlafenden, wie ewiges Begehren. . . Über die üppigen Brüste hing das Haar in zwei vollen, tiefbraunen Strähnen.

Klinkte die Tür?

Sprach da ein Mund?

„Dr. Rubens, Ew. Fürstliche Gnaden!"

„Ich bin da! . . . . Geliebter! . . . ."

Stammelnd, widerwillig taten die Lippen ihren Dienst. Ruhig hob und senkte sich die Brust. Um den Mund irrte ein Lächeln. Nun war die Fürstin Anna schön. Sie ahnte nichts. Sie schlief. Sie träumte einen Traum. Da wurde er Leben.

In der Vorhangspalte stand ein Mann. Das schwarze, würdige Amtsgewand umschloß seine hohe Gestalt. Der Mann war schön wie der Tag. Er sah eine Frau, wie der Prinz die Prinzessin im Märchen. Seine Augen mußten die Schlafende wecken.

Als ob sie sich ihrer Schöne bewußt würde, so richtete sie sich auf, nestelte errötend das Brusttuch vor, warf die Haarflut zurück und stützte das Haupt. Schalkigen Auges blitzte sie zum Manne hinüber.

„Gott zum Gruß! lieber Dr. Rubens! Habt Ihr in all der Winterkälte den Weg vom heiligen Köln zu diesem erbärmlichen Siegen gefunden?"

Wie gebannt stand der Mann. Er griff nicht nach der ausgestreckten Hand, er beugte nicht die Knie zum Gruß.

„Fürstin . . . ich . . . ich wußte nicht . . ."

Rauh kamen die Worte.



P. P. Rubens: Maria Rubens, geb. Pepelingk, die Mutter d. Künstlers



A. de Bruyn: Anna von Sachsen, zweite Gemahlin Wilhelms des Schweigers

Aus E. Dönges „Wilhelm der Schweiger und Nassau-Dillenburg“

Mit heißen Blicken sah Anna auf den Sprecher. Das Blut schoß ihr zu Kopf.

„. . . daß ich allein . . ."

Und dann war es, als ob sie sich besänne. Langsam, wie klingende Tropfen fielen die Worte.

„Ihr wußtet nicht, daß ich allein war, Jan?! Erschreckt nicht. Ich . . ." — und ihre Stimme wurde leise wie Rieselrauschen — „ich wartete auf Euch!"

Totenbleich wurde der Mann.

Da wand sich etwas um seine Füße. Da umschlang etwas seine Hüften. Da küßte ein heißer Mund den seinen . . . Da tat er ebenso und tat es lange und inbrünstig.

* * *

Frühlingsnebel staubten über die Bergwiesen. Sie waren fein und spinnwebig wie Spitzengewänder. Schweigen war in ihnen: ein heimliches, großes Schweigen wie vor einem großen, ungeahnten Geschehen. Da kam die Sonne mit ihrem Schein und legte goldene Streifen auf das matte Grau. Die Nebel wurden dicht wie das Schweigen. Wie Kinder vor einem Spuk, so krochen sie zusammen und fielen dann als winzige, glashelle Tropfen nieder auf Baum und Blatt.

Ein Wagen rollte den Fahrweg entlang über die Kalteiche gen Dillenburg. Holpernd und polternd gingen die Räder: eine Runde und immer wieder eine Runde. Nimmermüde Räder. Im Trab die Gäule: starke Fuhrmannsgäule, wie man sie vor Kaufherrenwagen spannt. Vorn auf dem Wagen saß ein junger Bauer. Ihn hatte der Kölner Kaufmann gebeten: fahr' du, Hans Tölpel, dir gibt der Dillenburger Gerber das Leder billig. Der Hans wußte, was er tat. Er mochte die blanken Taler wohl leiden, die ihm der Kölner gab — und der Dillenburger. Vergnügt knallte er mit der Peitsche. Die Grete sollte wohl lachen, wenn er heim käme mit vollen Taschen. Sein Herz war voll Lust. Da wurde er sangesfroh. Sang dies und das . . .

„Es liegt ein Schloß in Österreich,
das ist so schön gebauet
von Silber und von Edelstein,
von Marmor ausgehauen.

Darinnen liegt ein junger Knab'
auf seinen Hals gefangen . . ."

Wie die Worte waren: dröhnend, schwer, so auch die Weise. Ahndevoll hallend zerflatterte sie in dem Jungbuchenlaub der Maibäume. Sie drang durch die hohe Leinwandplane in das Innere des Wagens. Sie schlug an das Ohr der schönen Frau, die müde darinnen saß wie eine, die schon lange gereist ist. Die Töne pochten an die Herzenstür der Frau. Da gebot das Herz den lichtblauen Augen — zu weinen.

Das Lied war das Schicksal der Frau. „Darinnen liegt ein junger Knab' auf seinen Hals gefangen . . ." Zuckenden Schlages pochte das Herz. Es sang das Lied mit und bebte für den Liedhelden: der Knabe hatte gestohlen. Er wurde gefangen gehalten, er sollte sterben. Vater, Mutter, die Geliebte: sie alle kamen und baten: „Gebt uns los den Gefangenen!" Aber sie baten umsonst. Die Diebe hängt man. So starb der Knabe.

O, daß es nur ein Lied gewesen wäre! Für Frau Maria Rubens sang gräßliche Wahrheit daraus.

Es war einer gewesen, der war ihr Mann. Ehedem war er ein Bursche. Da stahl er ihr Herz. Sie hieß den Diebstahl gut und nannte ihn ihren Gatten. Eine andere war da. Die sah ihren Mann. Die stahl das Herz ihres Mannes. Sie wurde reich in der Liebe zu ihm. Aber sie war einem Fürsten vermählt. Der Fürst sah den Fehltritt seines Weibes. Die Liebe war aber noch mächtig in ihm, und die Wut darüber, daß ein Weib ihn betrog. So fing er den, der durch sein Weib zum Ehebrecher geworden war.

Ein Tag voll Schrecken, wie sie nur die Hölle gebiert, war der, an dem Maria Rubens die Nachricht erhielt: Dein Mann gefangen, dein Mann ein Ehebrecher, dein Mann mit dem Tode bedroht.

Sie hatte die geliebt, die ihren Gatten umgarnte. Ihre Kleinodien barg sie, ihre Kinder hütete sie. Auf eine Stunde wurde ihre Liebe zu grimmem Haß. Auf eine Stunde ... denn die Empörung griff ihre Seele mit kralligen Fingern: „Dein unwürdiger Mann ..." So durfte er nie mehr schreiben.

Einmal, da hatte er ihr gegeben von seiner Liebe ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß. Nun wollte sie undankbar sein, weil er ein armer, schwacher Mensch war?

In ihrem Herzen war ein Funke. Der wurde zur Flamme. Die fraß mit bleckenden Zähnen all die blöden Gedanken.

Brief wanderte um Brief zu dem betrogenen Fürsten. In die krausen Schriftzeichen bannte Frau Maria ihr heißes, zuckendes Herz. Herzen reden ihre Sprache. Sie reden zu Herzen. Der Fürst wurde milder gestimmt. Aber das Gefängnis blieb.

Das arme, geplagte Herz der Frau Maria fand keinen Frieden. Immer wieder mußte es hinübereilen über die hohen Berge, hin nach dem stolzen Schloß, das ihr Liebstes hielt. Sie sah einen Mann in Ketten und Banden, sah ihn schmachten in enger Zelle, nach Freiheit dürstend wie ein Waldvogel.

Stärker schlug das Herz Tag um Tag. Es war, als wollte es die Riegel zersprengen. Halten ließ es sich nicht mehr. So ging es auf die Reise.

Eine Sehnsucht hatte das kranke Herz: den Mann sehen, der ihm so tiefe Wunden geschlagen. Alles eigene Weh wollte es vergessen und ersticken. Das Leid des Mannes sollte weggewischt werden. Keinen Lohn verlangte das Herz dafür. Sollte ihm aber einer winken, dann begehrte es noch einmal die ganze Mannesliebe.

Der Mittag stand auf den Bergen. Golden glänzten die Zinnen des Dillenburger Schlosses. Rasselnd ging der Wagen. Die Lieder des Bauern klangen in die Weite ... eins um das andere ... wurden müde ... schwiegen endlich ganz. Da war das Obertor erreicht. Der Wagen hielt. Maria Rubens stieg aus. Hans Tölpel besah grinsend seinen Lohn.

Eilenden Fußes ging Maria durch die enge Hauptstraße, bog rechts ab, keuchte den Kirchberg hinan bis zum Schlosse, stand vor dem finsteren Grafen Johann, dem Bruder des betrogenen Fürsten. Die rastlose Zeit fand sie drei Stunden später in düsterer Zelle. Sie küßte einen bleichen Mann.

Das war gerade, als Hans Tölpel mit schwerer Fracht heimfuhr. Sein Kopf war voll Weins. Durch die Gassen schlug sich sein Lied, kletterte auf den Berg und reckte die Hände sehnsüchtig durch das Eisengitter:

„Gesell, hab' einen guten Mut!
Unsere Sache wird bald werden gut,
Laßt's männlich uns beginnen!"

* * *

Die Dämmerung verhängte die Fenster mit braunen Laken. Jan Rubens saß zu den Füßen seiner Frau. Sein Antlitz war voll Glück und Freude. Stumm saß er da ... lange ... lange ....

Jeden Tag fand ihn der Abend so: wie einen stillen Beter vor Frau Maria. Das Zimmer wurde finster. Er sah nichts mehr als die Hände der Geliebten. Er spürte ihren Atem.

Ein schwerer Seufzer entfloh seiner Brust.

„Woran denkst du, Jan?"

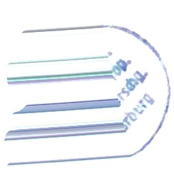
Wie aus weiter Ferne kam die Stimme zu ihm.

„Maria ... ich dachte ... an Anna."

Da fuhr sie stöhnend auf.

„Noch immer nicht frei?"

„Frei! ... Maria!"





P. P. Rubens: Selbstbildnis (Kaiserliche Gemäldegalerie in Wien)

Freude war in seinem Wort. Er merkte, wie ihr Atem in Erwartung stillstand.

„Anna ist tot. An den Folgen des Trunks gestorben."

Maria schluchzte. Sie hüllte ihr Haupt und weinte um die Tote. Es war nicht eine Seele auf dem Erdball, die um Anna geweint hätte: Maria weinte um sie. Und ihre Tränen waren heiß und leidvoll.

Seine Hand suchte ihr Haupt. Leise ging sie über den Scheitel. Sein Mund tat sich auf, wie er sich auftat, Tag um Tag . . .

„Weißt du noch, Maria?"

Schamhaft barg sie das Haupt.

„Das alles tatest du, Liebe, für mich!"

Da bat sie ihn, zu schweigen.

Aber sein Mund war nicht still. Einfache Worte redete er. Aber es war viel Liebe darin und unendlich viel Dankbarkeit und zitternde Reue.

Dreimal hatte Maria die Fahrt nach Dillenburg unternommen. Dreimal hatte sie vor dem ergrimmten Bruder des betrogenen Fürsten gestanden. Sie hatte gefleht und gebeten, war weinend vor ihm himgesunken. Sie hatte wilden Trotzes ihm gedroht: die Schande deines Bruders! ich schreie sie ins Land!

Die Zeit war gegangen: rasch für die Glücklichen, langsam für die Unglücklichen. Frau Maria aber war unglücklich. Endlich siegte ihre Liebe. Denn die Liebe ist allmächtig wie Gott, der sie schuf. Der Fürst gab Maria den Gatten wieder. Es war aus dürrem Fels ein Born entsprungen: Mitleid.

Da durfte Jan Rubens das Licht des Tages sehen. Ein Pfingstsonntag war es, als er in Siegen einzog. Jubel und Lustgetön war in Baum und Zweig. Tausend Melodien hingen in der Luft und sangen in Sonnensaiten.

Noch war Jan Rubens nicht frei. Er sollte büßen den Rest seiner Buße da, wo er gesündigt hatte.

Seine Seele ließ sich gerne einhüllen in den warmen Mantel der Liebe, den ihm Frau Maria wob, den sie um sein nacktes Seelenkind schlug, wie nur ein Weib es tun kann. Da wurde seine Seele, die viel gelitten hatte, allmählich wieder gesund. Tag für Tag suchte sie Genesung bei dem Weibe, das sie aus den Armen des Todes gerettet hatte.

Noch einmal mußte Jan Rubens sündigen. Das war, als sein Begehren wuchs nach dem Leibe seines Weibes. Der Mann nahm sie an sich, ohne daß sie zu ihm gekommen wäre. Wohl leistete sie seinem Rufe Folge; aber das Gespenst der Untreue stand am Ehebett. Er verstand, daß Maria ihrem Sohn Philipp mit minderer Liebe zugetan war.

Darum bat er sie um Verzeihung Tag um Tag.

Leises Weh zitterte in den Worten des Mannes. In den Augen stand Schmerz, daß er sie an sich gerissen, ehe die Wunde verheilt war.

Maria neigte das Haupt.

Tiefer sank es und tiefer.

„Ich habe dich lieb, Jan!"

Er schloß ihr Angesicht in seine Hände. Er küßte es. Sie schlang die Arme um ihn. Nieder sank sie, küßte ihn und ließ sich küssen.

„Frei!" jauchzte er, „frei durch dich, Maria!"

Der große Gott schickte einen Engel zum Weltenbaum. Der löste davon ein Seelchen. Es schimmerte wie Gold. Gott hauchte seinen Hauch darüber. Dann trug es der Engel zu Frau Maria Rubens. Sie barg den Schatz. Sie barg ihn, bis die Sommersonne das Seelchen lockte: da lachten die krallen Augen des Peter Paul in die Welt. Zwei glückstrahlende Augenpaare malten sich darin.



Manskopf, Schutzhecke

Müller Heibel Von Leo Sternberg

Es ist nicht germanische Wanderlust, wenn ein Westerwälder sein Heimatdorf verläßt. Jaikende Schneestürme tragen die Schuld, wenn auf den kahlen Binsenheiden Abteien verödet sind. Um die eisstarrenden Kittel aufzutauen in der Sonne des Tals, haben die Einsiedlerbauern in dem Winternebel des Wacholderhochlands die bemoosten Strohhütten den Regenwinden überlassen und ihr Kinderwägelchen an die Sonne gerettet. Mensch und Mensch ringen hier nicht; nur den Elementen weichen sie.

Es war auch kein Lebender, der in dem Dorfe Steinborn ein ganzes Geschlecht vertrieben. Ein Toter tat, was der Lebende nicht zu vollbringen vermochte, obwohl er Ehre und Glück des Hauses, Vieh und Felder vernichtete. Aber nachdem er gestorben war, wich der fletschende Mohr mit den rollenden Augen nicht mehr von ihren Fenstern.

Erst kam er nur nachts. Wenn beim Auskleiden ihr Blick in den kleinen, halbblinden Spiegel fiel, so sah er über ihre Schulter mit hinein. Wenn der Laden auf- und zuschlug im nächtlichen Gewittersturm, so stand er hinter dem geschlossenen Flügel. Aber dann erschien er auch am Tage. Wenn sie Reisig sammelten im Wald, schlich er hinter den Stämmen. Wenn das hohe Korn wogte, tauchte er dahinter auf und duckte sich wieder. Erst mieden sie Keller und Speicher; bald gingen sie nicht mehr in den Stall; und schließlich standen sie vor der Haustüre und wagten nicht mehr einzutreten. Mit leeren Händen rannten sie ins Weite, das Gesicht verbergend vor dem Verfolger, der im wehenden Flammenmantel ihnen nachflog.

Wenig kennt das Volk sonst die Scheu vor dem Tode. Schon mancher, der in das Sterbehaus kam, um sich den Sarg noch einmal öffnen zu lassen, nahm ahnungslos auf der Banktruhe Platz, in der sich die Leiche verbarg. . . . Auch fällt ihnen nichts darüber ein, Bett an Bett mit dem Toten zu schlafen, wie sie es mit dem Lebenden getan.

Aber als sie vom Ende des Müllers Heibel in Steinborn vernahmen, vermochte es der Tote, daß sie seinetwegen das Backhaus schlossen, in dem er gestorben war, und den Kuchen nicht aßen, der schon für die Kirchweih gebacken war, und schließlich verlangten, daß das ganze Backhaus in Brand gesteckt werde. Freilich fehlten nicht die Helden, die lachten: Zwetschenkuchen müsse sein und es dürften noch vier Leichen im Backhaus liegen und da schmecke ihnen der Zwetschenkuchen immer noch.

Es war nämlich ein so reiches Erntejahr, daß man in Kuchen schwelgen konnte. Geschlossen wie graue Bastionen standen die Kartoffelsäcke bis unter den blauen Himmel die Felderterrassen hinauf, daß die großen, pelzigen Bärenraupen dazwischen verzweifelt hin und her eilten; und die unzufriedenen Bauern über nichts anderes klagen konnten, als daß sie nicht einmal kleine Kartoffeln zum Schweinefüttern hätten. Wie Trauerweiden waren die Birnbäume gebogen, und die

schräggewehten Apfelbäume mit ihren rotbäckigen Kugeln waren wie hochgetürmte Fruchtkörbe. Kaum nagten die Hasen noch an, was in die Stoppeln fiel, in die goldgelben Wucherblumen.

Aber nicht etwa deshalb wollten sie das Backhaus schließen, weil sie vor der asketischen Majestät des Todes zu schwelgen sich schämten; auch nicht deshalb, weil der Müller Hungers gestorben war, obwohl der alte Birnbaum vor dem Fenster fast die Scheiben eingedrückt und ihm die Birnen in den Mund gehalten hätte. Sondern es war das Grauen vor dem fletschenden Mohr, der die weißen Augen rollend da oben im Backhause lag, die angeketteten Hände ballend über ihren Kirchweihfreuden, über ihrem Backstubengeschnack — von keinem geahnt!

Gewalten schlafen in allen Dingen; im einen entfesselt sie das Leben, im andern entfesselt sie der Tod.

Wem glänzen die mattäugigen Milchopale in den Eisbergen der Polarnacht? Wie sollte im Bauerndorfe einer sein, der das Sinnbild sähe in dem unscheinbaren Dasein eines Mahlmüllers!

Es wunderte keinen, daß das Mühlrad immer schläfriger ging und eines Tages gänzlich stille stand. Längst hatte Heibel gesehen, wie das schwarze Waldungeheuer geduckt hinter dem Horizont hervorschaute und seine Arme breit ausgespannt um die Kornfelder legte: „Mein wird alles." „Alles verkauft, alles verkauft!" schallte ihm entgegen von jeder Scheunentenne, und es war ihm, als sausten alle Dreschflegel höhnend auf seinen Rücken herab. Manches säckebeladene Kuhfuhrwerk begleitete er, die Hand am Leiterbaum, bergauf bergab bis an den Rhein hinunter, in beständiger Unterhandlung mit dem unerweichlichen Kornbauern. Aber da wartete schon der Schleppzug im Strom, und auf schwankendem Brett trugen die Lastträger Sack nach Sack hinunter in den Bauch der aufgedeckten Kähne.

Da stand er denn und sah die schwarzrauchenden Schleppdampfer langsam wie Leichenzüge stromaufwärts ziehen, mit der goldenen Ernte des Landes, die sie den großen Getreidespeichern der schornsteinstarrenden Riesenstadt zuführten, in weiter Ferne. Wie in einem Fabelwald regte sich's dort in der Eisenwildnis der Maschinen, die das Getreide mit ihren Tierrüsseln aus den Schiffen hinaufsaugten und es von Eisenhand zu Eisenhand, ohne daß ein Mensch sich in die gespensterhafte Arbeit der tätigen Gewalten einmischte, weiterreichten, bis das weiße Mehl sich leise in die Säcke des Bäckers gefüllt.

Was sollte das Mühlrad noch laufen? Damit er den alten Schlaf wiederfinde? Denn seit es nicht mehr Tag und Nacht seine ewige Melodie rauschte, wachten die Kinder nachts von der Totenstille auf, und Müller und Müllerin wälzten sich schlaflos auf dem Lager. Einmal war er aufgestanden und hatte die Schulter an das Rad gelegt, um es in Gang zu setzen; stundenlang ging er, es drehend und drehend, auf derselben Stelle, bis der Morgen dämmerte und er sah, daß auch der Mühlbach am Versiegen war! Die scheltende Frau und die schreienden Kinder hatte er in Schlummer gelullt. Da legte er eine Kette an das Rad, hängte ein Schloß davor und schlich sich davon, aus dem schlafenden Haus.

Wettern und Fluchen würde das Erwachen sein, wie es immer gewesen. Aber er brauchte nun nicht mehr ins Mühlenhaus zu flüchten, daß Kammradgepolter, Gerüttel und Schaufelgeplätscher ihm die Ohren verstopften gegen die bösen Worte der Frau, die sich in dem Lärm und Gestampf vergebens heiser schrie.

Er erinnerte sich eines Bruders, für den er in besseren Tagen gutgesprochen und tief in den Beutel gegriffen. Im Nistertale betrieb er ein bescheidenes Sägewerk. Dahin richtete er seinen Weg.

Blaugetaut grauten die Schlehenhecken. Die Scheibe der Sonnenblumen drehte sich langsam dem Osten zu. Pfirsichrot färbte sich's am fernen Rand. Er trat in menschenleere Wälder; trat aus dem Wald auf menschenleere Äcker und Wiesen. Nur eine Rebhuhnkette ging manchmal girrend vor ihm auf; er war jetzt wie das Wild in den Furchen. Brombeeren der Heide und Falläpfel der Stoppelfelder waren seine Reisekost.

Ein Gläubiger ist nirgends willkommen. Aber er fuhr nun auf weichen Waldwegen, in denen die Klauen der Schafherden eingedrückt waren, auf die wurzelscheiben- und weidenröschenbestandenen

Baumschläge, schleifte gesteigerte Eichenstämme in die Säge, schlug die Balken kantig und setzte die geschnittenen Bretter in der Form der riesigen Baumrümpfe auf den rindenbeschälten Zimmerplatz. Gegen Obdach und Brot! Bis ihn eines Tages der Wunsch überkam, Frau und Kindern wieder einmal eine Barschaft unter den Christbaum zu legen. Da sagte ihm der Holzhändler, daß er selbst Mäuler genug zu stopfen hätte.

„Adieu!" . . . Da stand er denn in wegloser Schneenacht. Daß derjenige ihn vertrieb, der eigentlich bei ihm im Brote stand, und daß er hätte gebieten können, wo er gebeten hatte — der Gedanke kam ihm nicht. Er spie nur aus vor dem Wort eines Bruders; und als wenn Weib und Kind durch das Wort bedroht wären, zog ihn ein hegendes Mitleid nach seiner Mühle zurück. Es war eine beschwerliche Wanderung auf Straßen, die der Wind hier blankgefegt, dort unter Schneedünen verschüttet, in denen er bis zur Hüfte einbrach. Er mußte über Heiden, wo Krähenfüße und von Füchsen abgenagte Gerippe die einzige Spur des Lebens waren; und je näher er mit rauhreifbeschlagenem Halstuch und vereisten Tränen der Heimatgegend kam, um so weniger verstand er, wie er die Frau mit leeren Taschen davon überzeugen wolle, daß er für sie und sein Haus den Holzknecht gespielt.

Vom Geschirrschuppen aus wollte er sich im Mondschein heranschleichen und ins Fenster sehen. Aber auf den Wiesen stand das Schaleis unter dem Schnee, und von welcher Seite er sich auch anzupürschen versuchte, immer wieder brach der tastende Fuß polternd ein, daß er nicht vor, noch zurück konnte ohne Klirren und Krachen. Da sprang er endlich mit großen Sätzen durch den Schaleisgrund, der ihn von der Mühle trennte, naßgejagt von dem Donnergepolter, das er verursachte. . . .

Wer rührte sich da, in Säcke eingewickelt, in dem Schuppen?

„Wer ich sein? Ich sein der jetzig Miller!" gab ihm der alte Fechtbruder zur Antwort.

„Worim ich nit drin in der Mill schloofe? . . . Die Ratte wolle doch aach e Plätzche hon."

Ins Dorf hineingezogen! Die Mühle verlassen! Die Frau ging auf den Hausierhandel und die Söhne auf die Schicht . . . Nur die leeren Mehlsäcke hätten sie mitgenommen, um sie mit Marken zu füllen — erzählte der Vagabund — denn ihr Geld hätte der Müller all kleingemahlen.

Tot für sie! Kein „Schreiwes" des Bürgermeisters mehr war gekommen. Hart und kurz hatten sie das Band gelöst — mit ihm und der Mühle. Zu den Ratten und Landstreichern hinab! — so fühlte er die Fußtritte. Zu den Ratten und Landstreichern hinunter! Von dem Dachrande fielen die Eiszapfen im Mond und zerspritzten wie Tränen . . .

Für wen sollte er nun noch arbeiten? Brauchte er jetzt mehr als dieser alte Narr, der sich für seinen Nachfolger ausgab?

Er fühlte seinen Weg. Im Sommer schlief er auf schrägen Feldern, wo die Baumgrille vom nahen Waldstück singt, in den Kornhausten; im Winter unter dem Bretterzelt der Steinbrüche, in dem sich die Kipper vor Wind und Regen schützen, oder im Stroh einer Bauernscheune. Aber die Einsamkeit jagte ihn schließlich in die Städte. Heute war er Fuhrmann; morgen Speislanger in den Neubauten; übermorgen Sackschlepper am Hafenkai. Zuletzt war er Plakatsteher für ein Tingeltangel. Da konnte er das alte Herrentum nicht länger niederkämpfen, legte die große Programmtafel plötzlich mitten auf die Straße und ging davon — seitdem in dem Rufe eines unverträglichen, hartköpfigen Gesellen, der sogar das Schnapsglas zurückwies, das ihm ein Arbeitskollege hinhielt.

Er verkam nicht, erhob sich aber auch nicht mehr. Das Menschengewühl, in das er geflohen war, peinigte ihn allmählich. Das Straßenpflaster, aus dem blauen Basalt seiner Westerwälder Säulenbrüche gefügt, brannte ihm unter den Sohlen. Sehnlich zog es ihn zu dem rheinischen Kloster, in dem seine Schwester sich befand als eine der armen Dienstmägde Christi.

Es war neblig und naß, sein Hut durchweicht, seine Kleider dunsteten, und in die zerrissenen Schuhe quetschte sich die glitschige Erde. Aber er wanderte und wanderte in der tiefen Streu des Herbstlaubes dahin und hörte immer nur das Glöckchen in jenem stillen Seitental und die sanft auf ihn einredende Stimme einer gütigen Nonne.



W. Thielmann, Westerwälder Bauer bei der Kornernte

Zaghaft behielt er die Türklinke in der Hand und fragte, ob er hereinkommen dürfe.

Warum denn nicht!

Er fühlte, daß er kaum stehen konnte und fragte, ob er etwas zu essen erbitten dürfe.

Warum denn nicht!

Sein kurzes Haar war grau geworden, wie es früher vom Mehlstaube gewesen. Oft mußte er den gefüllten Löffel wieder in den Teller sinken lassen, so plagten ihn Armreißen und Husten. Die Schwester meinte, daß er es wohl von dem vielen Mehlstaube, den er geschluckt, noch auf der Brust habe, und an seiner Gicht die kalte Mühle schuld sei.

„Du hast es gut," wiederholte er nur immer.

Sie mochte daran denken, daß er sie einst zum Eintritt in das Kloster ausgestattet und fragte, ob sie irgend etwas für ihn tun könne.

Lange schaute er sie mit seinen erloschenen Augen an; lange, als wolle er, ehe der Wunsch ausgesprochen, in dem Angesichte lesen, wie das Wort sich darin malen werde, das ihm auf den Lippen schwebte; und den Blick auf die strenge Nonnenhaube geheftet, sagte er: sie solle ihm helfen, daß er wieder mit der Frau übereinskomme. Da stieg Röte in die Wangen der Schwester und sie erhob sich und sagte in feierlichem Schmerz: sie hätte ihn lieber tot gesehen, als verheiratet mit einer Irrgläubigen; jetzt erführe er die Strafe des Herrn.

Seine Schultern sanken. Steif und schwer fielen die Hände auf seinen Schoß. So saß er stundenlang mit verglasten Augen, und die Schwester, die ratlos ihre Nachbarin hinzugerufen hatte, vermochte ihn nicht aus der Starre zu rütteln.

Endlich sah er sie wie aus dem Schlafe erwachend an und sagte mit warnendem Finger: „Du tust ihr nichts, sag ich dir! Du tust ihr nichts!"

Sie halfen ihm am Arme aufzustehen und rieten ihm heimzukehren.

In der Türe wandte er sich noch einmal zurück und erhob den Finger.

„Nein, nein, ich tue ihr nichts," sagte die Schwester, wie man zu einem Irren redet.

Weit kam er nicht. Wie ein Seestern liegt ein Wald über den Rücken der Felder, und wo der eine Zacken sich am längsten ins Tal hinabstreckt, vergrub er sich in die strengduftende Blätterstreu, die der Wind hinter den von den Äckern zusammengetragenen Quarzkieseln hoch aufgehäuft hatte, und schlief ein. Zwei Tage lang lag er in totenähnlichem Schlaf, aus dem er auf seltsame Weise erwachte. Rehe fraßen ihn aus dem Laubhügel heraus, den die liegende Gestalt aufwölbte, und er lag geduldig und merkte, wie sie ihm aus den Händen fraßen und über der Brust, während der Blick dunkle Wunderländer gewahrte, die hoch am Himmel in langen Inseln sich hindehnten — die Waldkämme auf dem fallenden Morgennebel. Er ruhte in einem herrlichen Grab; mit offenen Augen; leicht war ihm die Erde; die Welt lag hinter ihm und über ihm verschwammen die Grenzen der Ferne...

Lange dauerte es, bis er seine Wanderung fortsetzte. Qualmende Kartoffelfeuer kamen; pflügende Gespanne und wintersaatstreuende Bauern, die wie Schemen in den Wolkenschleiern der rauchenden Schollen dahinschritten, und er glaubte noch immer außerhalb der Welt zu sein und zog ohne Antwort entlang, wenn die Begegnenden ihm die Zeit boten. Wie das alles vorüber und hinter ihn glitt! Eins nach dem andern. Das war die Mühle; das waren die Nachbarn, die Kunden, die Frau, die Kinder, Bruder und Schwester! Und war das nicht Christian Heibel selbst, was da Stück für Stück von ihm abglitt? Und unter den letzten deckenden Fetzen schwankte schon der Geist der Verlassenheit daher, der nur noch einmal an die Türen pochen ging, hinter denen er zu Hause gewesen, als er noch nicht aufgehört hatte, ein Mensch zu sein?

Den Hut von Altweibersommer umsponnen und den Rock noch behangen mit den Blättern seines Waldlagers, trat er in die Tür des kleinen Häuschens, in das die Frau eingezogen war, grüßte nach gleichgültiger Bauernart, als hätte er vor einer Stunde erst das Zimmer verlassen, und ließ sich müde auf den Holzstuhl sinken.

Die Frau, die mit den Söhnen und Mädchen beim Essen saß, stand auf, schlug die Schürze vors Gesicht und weinte, und sofort erhoben sich auch die Söhne vom Tisch, stellten sich vor ihn hin

und überschütteten ihn mit Scheltworten, nannten ihn Vagabund, Strolch und einen Tagedieb, der sie und ihre Mutter belogen und betrogen und alles verfressen und versoffen habe.

Als sie sich solchermaßen von Anwälten in Schutz genommen sah, weinte sich die Mutter immer zorniger in Selbstbemitleidung hinein, drängte die Söhne schließlich weg und ergriff selbst das Wort: Gegen andere Leute hätte er großartig sein können; den Studenten-Müller hätte er sich nennen lassen und seine Geschwister zu Pfarrern, Schulmeistern und Nonnen gemacht; für jeden Lump hätte er gutgesprochen und nicht einmal sein Erbteil von der Spitzbubengesellschaft herausverlangt! Was er jetzt davon habe? Ob ihm der Herr Pfarrer ein Stühlchen im Himmel dafür ausgemacht hätte? Ob ihm der Sägebock im Nistertal vielleicht eine neue Mühle hinstelle? Sie hätte sich abschinden können wie ein Vieh! Am Tage sei sie mit der Kietze auf dem Rücken gegangen und nachts mit dem Eimer im Haus herumgezogen. Die Haare gingen ihr aus und ihre Beine könnten nicht mehr fort. Und jetzt, wo sie das Schwerste hinter sich habe, käme er und glaube, daß sie ihn Faulenzer, der alles die Bach hinuntergejagt, mitfüttern werde? An ihrem Haus und an ihren Kindern habe er kein Teil. Wenn er Brot mit ihnen essen wolle, solle er mit arbeiten.

Er saß auf seinem Stuhle, als wenn die Rede nicht an ihn gerichtet wäre, und beobachtete nur die Kinder der Reihe nach, die aber herumstanden und die Worte der Mutter mit Kopfnicken begleiteten. Da richtete er sich auf, blieb stehen, als wenn er ihnen allen noch etwas sagen wolle, zuckte aber dann mit so hilfloser Gebärde die Achsel, daß das jüngste Mädchen sich furchtsam der Mutter an den Arm klammerte, und ging ohne ein Wort von dannen. Das Kind wollte nachgehen, doch zog die Mutter es strafend zurück und schloß die Türe zu.

Als wenn ihn eine Art Redlichkeitssinn antriebe, nun auch den äußeren Zustand für die gänzliche innere Vereinsamung herzustellen, damit das Schicksal um nichts betrogen werde, klopfte er bei dem Bürgermeister an und bat, die Gemeindearmenstube, die verstaubte oben im Backhaus liegende Kammer, in der eine Bettstelle mit einem Strohsack und ein Bretterstuhl Platz hatten, ihm als Schlafstätte zu überlassen. Und obwohl das Ortsoberhaupt oftmals über die „Kräm" geflucht hatte, die man mit der ganzen Familie habe, und auch über die Müller, die alle einen zuviel hätten, sah er ihn inteuerlich über die Brille an und legte ihm den Schlüssel endlich mit einem „In Gottes Namen" argwöhnisch in die Hand.

Nicht zehn Zwetschenbäumchen weit entfernt von dem Hause, das sich ihm verschlossen, lag er nun da oben manche Nacht und auch manchen Tag, wenn er nicht fähig war, sich vom Strohsack zu erheben; lag über dem ewigen Ein und Aus der Männer und Weiber, wo das Reisig in der Flamme nicht erlischt und die Heimchenmelodie nicht stille wird, mitten unter ihnen und dennoch so verschollen, daß keiner über sich deutete und fragte, ob er da oben ausruhe oder draußen umherirre von Tongrube zu Tongrube, in den Schwemmsteinlagern oder den Obstkrautfabriken des Rheins, um durch Handlangerdienste sich weiterzufristen. Nachdem man ihn wochenlang nicht gesehen, tauchte er zuweilen abends auf, um morgens wieder auf Wochen zu verschwinden. Manche wollten zwar wissen, daß er sich von keinem Arbeitsherrn mehr wolle was sagen lassen; daß er sogar mit seiner geistlichen Verwandtschaft, an deren Armentischen er reihum Kostgänger gewesen, nicht mehr gutleut sei; und so erklärten sie es sich, daß er sich von Zeit zu Zeit wieder im Dorfe blicken ließ. Denn wenn sie ihm zuweilen eine Tasse Kaffee im Felde reichten, so schluckte er sie aus, daß er hinter den Atem kam.

So war fast ein Jahr vergangen. Orange leuchteten die Vogelbeeren an den Straßen; Hammelbeinchenduft lag überm Land; und überall schlugen sie mit Stangen in die äpfel- und blätterregnenden Bäume. Froh sollte diesmal die Kirmes begangen werden. Schon kam die Jugend abends zusammen und reihte ausgeblasene Eier, rotgefärbt und weiß, die sie das ganze Jahr über gesammelt hatten, zu lustigen, leichten Ketten auf, die als Festons den Tanzboden umwinden sollten und den laubigen Balkon, den der Zimmermann hoch in den mächtigen Ästen der alten Dorfkastanie aufzuschlagen sich erboten hatte. Aber aus den Brettern, die den Boden der phantastischen Weinlaube geben sollten, mußte er einen — Sarg machen.

Als er nämlich auf die Kastanie geklettert war, die ihr Laub an die Scheiben des Backhaus-

fensters anlegt, ließ er sich plötzlich wie ein Sack herabfallen und behauptete, als er wieder zu sich gekommen war, daß eine giftige Wolke in dem Baume hänge, die ihn betäubt habe. Da erinnerte sich der Bürgermeister, daß ein Reisender, der unlängst vor den Weiberleuten in der Backhaustür sein Musterköfferchen ausgebreitet, sich die Nase zugehalten und gescherzt hatte, das Hotel sei auch nicht ersten Ranges. Damals hatten sie über den guten Witz gelacht. Denn keinem Bauern kommt der Gedanke, daß an seinen Einrichtungen im Ernst etwas zu tadeln sei. Aber nun bekam die Sache plötzlich ein anderes Gesicht, und obwohl es schon stark dämmerte, steckte sich der Bürgermeister den Schlüssel ein und begab sich in das Backhaus.

Die Heimchen zirpten in der Stille, und über sich vernahm er keinen Laut. Nach frischem Brot und Holzbrand duftete es wie immer . . . Aber indem er die Luft einschnuppernd ein paarmal auf und ab ging, merkte er zu seinem Entsetzen, wie die grauenvolle Süßlichkeit der Gräber in dieses Haus des Lebens leise, aber unaufhaltsam eindrang.

Wie aber zerschlug es ihm die Glieder, als er die Tür zu der Stiege öffnete, die hinaufführte bis an die verschlossene Tür der Armenstube! Zwei Leichensteine, wie sie von alten Gräbern entfernt werden, standen im Halbdunkel einzeln die Treppenstufen hinauf! Und als er in der eklen Pestsüße des Gangs mit trockenem Gaumen nach der verschlossenen Tür lauschte, da war ihm, als wenn er ein Gewühl und Gewimmel darin arbeiten hörte, gleich dem dumpfen Rauschen eines Bienenstocks.

Die Schweißtropfen standen ihm noch auf der Stirn, als er ins Freie trat; und das grausige Mahlen im Ohr ging mit ihm nach Haus und erfüllte seine Dienststube, wie das Geräusch der käuenden Kühe auf dem warmen Dunst des stillen Stalles schwebt. . . .

Wütend wehrte er mit den Händen ab, als die Bürgermeisterin hereinkam und ihm zuzwinkerte, die Müllerschen stehe draußen.

Er wolle nichts wissen, sagte er mit zugehaltenen Ohren.

Die Müllerschen sage nämlich, es habe ihr schon zwei Nächte einer ans Fenster geklopft, doch als sie den Laden geöffnet, sei nichts zu sehen und zu hören gewesen, und da wolle sie mal bei ihm spekulieren, ob der Heibel am Ende im Orte sei.

„Do hätt se sich ehnder nooch erkundiche solle, sächste!"

Aber so sehr er sich den Kopf kratzte und stöhnte — länger als bis zum nächsten Morgen ließ sich der schwere Gang nicht verschieben. Nach umständlicher Beratschlagung mit dem Gemeindediener begaben sich die beiden in das Backhaus, schlossen die Tür von innen, banden sich zu ihrem Schutze zwei Fastnachtsmasken vor, in die sie branntweingetränkte Lappen eingelegt hatten, stiegen an den Grabsteinen vorbei die Treppe hinauf und schlossen die Tür der Armenstube auf . . . Hatte sich da noch einer maskiert und das Fastnachtsgesicht eines grinsenden Mohren aufgesetzt, der kettenrasselnd dalag und ihnen die schwarzen Finger gekrallt entgegenhielt? Unwillkürlich nahmen sie, ihren Augen nicht trauend, die falschen Gesichter herunter — aber das schwarze Antlitz ihnen gegenüber war echt und rief mit pestaushauchendem Mund, daß sie zurücktaumelten: „Seht ihr es jetzt endlich, wie verlassen ich war!"

Und kaum hatten sie von der Türschwelle aus mit der Stange, die sie mitgebracht, das Fenster aufgestoßen, als ein lichtscheues Larvengesindel in beleidigtem Gewimmel sich zischend abfallen ließ, wo es in weißen Klumpen gesessen und in dämonenhaftem Unwillen in geheimnisvolle Schlupfwinkel verschwand. Da stürzten die Männer vor dem Toten davon, der nun auf einmal mit dunklen Augenhöhlen dalag, ohne die Tür hinter sich zuzuziehen. . . .

Und hinter ihnen mit schritt das Entsetzen in das Dorf und quälte die Menschen mit der Frage: Wie lange haben wir unter dem Kirchhof und den Grabsteinen unser Brot gebacken?

Und bald gab es grausige Antwort auf die Frage. Wochen war es her gewesen, da war der Müller eines Abends in die Wohnung der Frau eingetreten, knöpfte den Kragen ab, legte den Rock neben sich und begann sich die Schuhe auszuziehen, so daß die Kinder ihm wie einem Verrückten zusahen. Aber die Mutter ergriff Rock und Kragen wieder und hielt sie ihm mit befehlshaberischem „Adieu" in die geöffnete Tür.

Und der zu sterben gekommen war, mußte sich weiterschleppen . . . In derselben Nacht aber war die alte Leyenpetersch von einem Gepolter wach geworden, das sich anhörte, als wenn zwei Kreuze vom Kirchhof fortgegangen, über die Straße hinüber und eine hölzerne Treppe hinauf gestapft wären. Das waren die Kreuze, die der Müller beim Hinaufschleppen auf der Treppe verloren hatte. Denn als er auf dem Kirchhof auch die Grabhügel der Eltern nicht mehr fand, auf denen er sich zuletzt hatte sterben legen wollen, da nahm er die weggeräumten Kreuze, die er im Schutt alter Mooskränze an der Mauer entdeckte, noch zur Gesellschaft auf dem letzten Wege mit. Aber auch die blieben auf der Treppe zurück, und keiner weiß, was in der Stube geschah, in der er seit jenem Tage gelegen.

Nicht Weib, nicht Kind, kein Bruder, kein Nachbar und kein Freund hatte ihn vermißt — all die Zeit! Und die Heimchen hatten weiter gezirpt und die Flammen weiter gesungen, und sie hatten das frische Brot weiter gegessen und Kuchen aus dem Backofen gezogen, so groß wie die Tischplatten, hatten den Kindern Apfelplätze gebacken, in die sich die kleinen Gesichter schleckend vergruben, und nicht gemerkt, daß während all der Zeit der grinsende Leichnam über ihnen lag, bis in dem ganzen Dorfe — die Aasblume aufging! Das Brot schmeckte darnach, und kein Getränk schwenkte den Geruch hinab. Sie blühte neben den Kissen, auf die sie das Haupt legten. Sie spuckten aus und behielten den Geschmack doch in der Kehle. Die Männer steckten die Pfeifen in die Brusttaschen, und die Frauen berochen mit verzogenem Munde die Bäckchen der Säuglinge.

So zog der tote Müller einen Kreis um sich, der alle weit von ihm hinwegdrängte und den Zimmermann schon auf der untersten Treppenstufe mit dem bestellten Sarge umzukehren zwang.

Da schlug nachts die Flamme aus dem Backhause und keiner löschte sie.

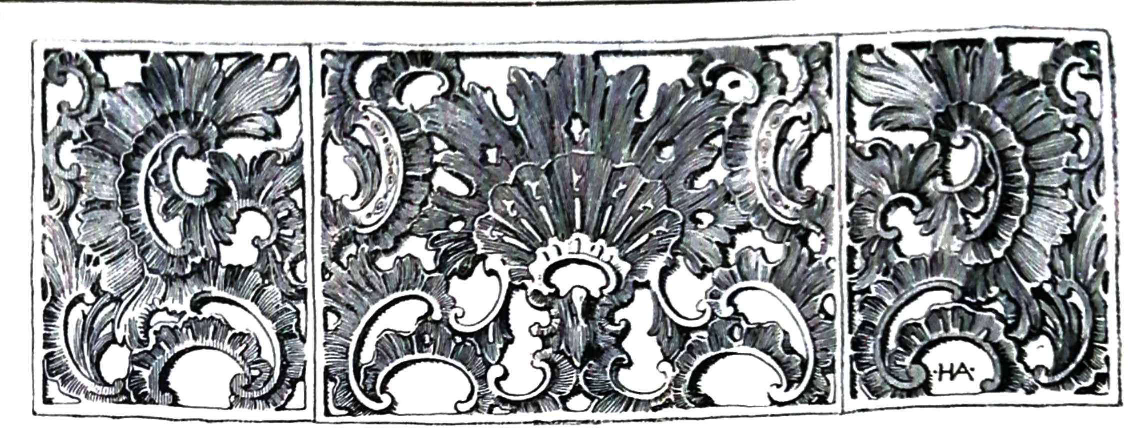
In allen Nachbarorten ringsumher standen sie im Dunkel und schauten nach dem roten Feuerbaum, der drüben von dem Berge sich hoch in die Nacht erhob.

Als die ersten Spritzen kamen, die keine Sturmglocke herbeigerufen, fanden sie nur noch zwei Grabkreuze angeschwärzt in der Asche stehen.

Aus der Flamme aber war ein Schatten gestiegen; der fuhr dämonenhaft übers Land.



Mulot,
Tannen



Marienstatt, Holzfüllung des Treppengeländers

Das Kloster der grauen Mönche

Von P. Gilbert Wellstein O. Cist.

„Monachi grisei," „Grauwe Mönche", so liebte man im Mittelalter die Zisterzienser ihrer Kleidung wegen zu bezeichnen, und dieser Name hatte und hat heute noch einen guten Klang. Namentlich dem Kunst- und Kulturfreunde eröffnete sich bei Nennung dieses Namens eine Welt von eigenartiger Schönheit. Die grauen Mönche waren in der Tat für unser Vaterland, vor allem für das nordöstliche Gebiet, Träger und Pioniere echt deutscher Kultur, und wer nur einigermaßen in ihre Geschichte eingedrungen ist, steht voll Bewunderung vor ihren hervorragenden Leistungen, deren Spuren auch da, wo schon seit Jahrhunderten ihr ernster Chorgesang verstummt und ihre Klöster in Trümmer zerfallen, sich nicht verwischen ließen. Auch der Westerwald hat ihnen nicht wenig zu verdanken.

Nie war der Westerwald reich an kirchlichen Anstalten; nur wenige Klöster und Stifte lagen in seinem Bereich. Und von diesen wenigen überragte unzweifelhaft alle anderen an Bedeutung das altehrwürdige Kloster der grauen Mönche in dem freundlichen Waldtale der Großen Nister. Nicht mit Unrecht rühmt man dem Zisterzienser feinen Sinn und Geschmack für Naturschönheit nach. Auch bei der Wahl seiner Niederlassung auf dem hohen Westerwalde haben ihn diese nicht im Stiche gelassen. Der Westerwald ist nicht arm an prächtigen Landschaftsbildern. Unstreitig eines der schönsten ist der lachende Talwinkel, in dem der mächtige Klosterbau im Wiesengrün sich ausbreitet, umflossen vom Silberbande der Nister und von anmutigen, waldbehangenen Höhen umrahmt — ein Fleckchen Erde, wie geschaffen für eine Klause von St. Bernhards Söhnen, fernab der Welt, durchweht von dem ganzen Zauber tiefen Kloster- und Gottesfriedens.

Hier in dieser lieblichen Gottesau haben sich die grauen Mönche in ihrem herrlichen Gotteshause ein Denkmal gesetzt, das mit lauten Zungen ihren Ruhm kündet; ein Denkmal, dem die Stürme der Jahrhunderte seine stimmungsvolle Schönheit nicht rauben konnten.

Es war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts (1215), als aus dem lieblichen Tale des hl. Petrus zu Heisterbach im sagenumwobenen Siebengebirge zwölf Zisterzienser, mit ihrem neuen Abte Hermann an der Spitze, kamen und unfern des alten Pfarrdorfes Kirburg ihr neues Heim Marienstatt gründeten. Aleydis von Molsberg, verwitwete Herrin von Freusburg, hatte mit Einwilligung ihres Gemahls Everhard von Aremberg, Burggrafen von Köln, durch eine hochherzige Stiftung den Grund zur neuen Abtei gelegt. Jedoch nicht lange verblieben die Brüder am Orte der ersten Niederlassung. Innere und äußere Schwierigkeiten erhoben sich, so daß sie sich veranlaßt sahen, nach einer geeigneteren Stelle für ihr Kloster sich umzusehen. Eine alte Legende voll sinniger Poesie erzählt uns, wie in stiller Wintersnacht Maria, die allerseligste Jungfrau, dem Abte in hellem Lichtglanze und mit einem blühenden Hagedorn in der Hand erschien und ihm gebot, sich dort mit seinen Mitbrüdern niederzulassen, wo er am anderen Morgen einen blühenden Dornstrauch im Tale

der Großen Nister finden werde. Noch hielt die Dämmerung den Wald mit ihren dunklen Nebelschleiern umhüllt, fern im Osten begann es leise zu tagen, als Hermann nach dem Wanderstabe griff, um den wunderbar bezeichneten Ort zu suchen. Murmelnd trieb die Nister ihre kalten Wasser, der Wind sang sein altes Lied in den Zweigen des im Rauhreif glitzernden Hochwaldes, während der Abt mit seinen Brüdern spähend den hohen Schnee durchschritt. Endlich nach langer Wanderung fand er am Fuße der in Ruinen liegenden Burg Nister im Ainveld einen unter Eis und Schnee in voller Blütenpracht stehenden Dornstrauch. Hier pflanzte Abt Hermann das Kreuz zur Gründung der neuen Abtei auf, und bald begann am Abhange des Burgberges, nachdem ein edles Grafenpaar, Heinrich III. und Mechtild von Sayn, zu deren Erbgut der Platz gehörte, feierlichst am 27. Februar 1222 die Grundherrlichkeit Nister mit der zerstörten Burg den Mönchen abgetreten hatte, der Bau von Kloster und Kirche. Fünf Jahre vergingen, bis das Kloster unter dem dritten Abte Konrad von den Mönchen bezogen werden konnte. Den blühenden Dornzweig aber nahm die Abtei in ihr Wappen auf.

Wie ehedem bei der Gründung des „Alten Klosters", so sehen wir auch im Tale der Nister das nämliche Bild sich wiederholen. Mönche und Konversen (denn jene waren von der Handarbeit nicht ausgenommen) entwickelten gemeinsam eine emsige Bautätigkeit, zu welcher die Wälder und Steinbrüche der Umgegend das Material lieferten. Schnell erhoben sich über den Fundamenten die Mauern des Chores, dessen Anlage schon auf die eigenartige Schönheit des ganzen Planes hinwies. Wer war sein genialer Schöpfer? Ein Mönch oder ein einfacher Laienbruder? Wir wissen es nicht. Eines ist nur gewiß: daß er dem Zisterzienserorden angehörte; denn der Orden war noch zu exklusiv, und an eigenen Kräften fehlte es ihm nicht, als daß er sich nach fremder Hilfe umgeschaut hätte.

Doch nicht in einem Zuge entstand das Werk. Viele Jahrzehnte mußten verstreichen, bevor das Gotteshaus in seiner jetzigen Gestalt dastand. Wie die Mehrzahl mittelalterlicher Bauten, so erlitt der Klosterbau mancherlei Unterbrechung, deren Gründe wohl zum größten Teil in der Deckung der Baukosten zu suchen sind. Daß aber diese nicht ins Uferlose wuchsen, dafür hatte der Orden selbst durch ein Baureglement Sorge getragen, das durch seine rigorosen Verordnungen von vornherein alles Überflüssige und Luxuriöse ausschloß.

Die strenge Auffassung der grauen Mönche vom Ordensleben und ihre buchstäbliche Regelinterpretation mußten sich naturgemäß auch in ihren baulichen Vorschriften geltend machen. Ihre Kunstanschauungen standen in scharfem Gegensatze zu der Kunstrichtung des farbenfrohen Mittelalters und besonders zu jener der schwarzen Mönche, der Benediktiner. Am schroffsten hat diese ihr Hauptvertreter, der hl. Bernhard von Clairvaux, in seinem apologetischen Schreiben an Wilhelm von Saint Thierry zum Ausdruck gebracht, wo er in übergrellen Farben den Prunk und Luxus von Klosterkirchen schildert und mit bitterm Sarkasmus gegen die künstlerische Pracht in den Benediktinerkirchen die Stimme erhebt. Die glänzende Architektur und der Reichtum der Skulptur und Dekoration sind in seinen Augen ein unsinniger Greuel, alberne und verwerfliche Auswüchse. „Was soll das bei Armen, bei Mönchen, bei Männern des Geistes?" „Als Mönch, frage ich euch, Mönche!" — Mönche im wahrsten Sinne des Wortes wollten die Zisterzienser sein. In einsamen, weltabgeschiedenen Tälern sollten ihre Klöster liegen. Rückkehr zur früheren Strenge in Beobachtung der Benediktsregel war ihr ideales Bestreben, harte Arbeit für alle ohne Ausnahme, strenge Entsagung ihre Losung. Arme Mönche wollten sie sein, die von der Hände Arbeit lebten; darum sollte auch alles aus ihren Klöstern verschwinden und verbannt sein, was in Kleidung und Lebensweise dem Ideal ihres Armutsbegriffes nicht entsprach.

Dieses Prinzip suchte der Zisterzienser auch in die Sprache der Baukunst zu übersetzen. Prunklos und einfach sollten ihre Klosteranlagen sein, bescheidene, schlichte Bethäuser ihre Kirchen, die als basilica oder ecclesia zu bezeichnen schon verpönt war. Trotzdem daß Frauen gänzlich aus den Gotteshäusern der grauen Mönche ausgeschlossen waren und Laien überhaupt nur ein kleiner Teil eingeräumt wurde, waren die Zisterzienser in den meisten Fällen gezwungen, dem Langhause ihrer Kirche wegen



Grabmal Gerhards II. von Sayn und seiner Gemahlin Elsa von Sierk in der Abteikirche zu Marienstatt

des ungeahnten Zuwachses ihrer Mitglieder eine bedeutende Länge zu geben, zumal auch die Konversen darin Platz finden mußten. Selbstverständlich war es dabei nicht gestattet, die bestehenden Verordnungen der Einfachheit zu verletzen, und wo es einmal ein Abt wagte, auch nur im geringsten die gezogenen Schranken zu überschreiten, da schritt die oberste Ordensbehörde mit aller Energie strafend ein, wie überhaupt das Generalkapitel des Ordens in der Blütezeit aufs peinlichste auf die Innehaltung seiner baulichen Vorschriften bestand. — Was dem Innern der Oratorien einen freundlicheren Anstrich hätte gewähren können, war bei den grauen Mönchen nicht zu finden. Die Dekoration war auf ein Mindestmaß herabgedrückt. Kahle, nüchterne Mauern starrten den Besucher an; nur matte Farbentöne hoben die architektonischen Gliederungen in ihren wichtigsten Teilen hervor. Das Auge konnte sich nicht ergötzen an farbenprächtigen Gemälden, schönen Skulpturen oder feingearbeiteten Heiligenfiguren. Arm war die Ausstattung der Altäre, ärmlich die liturgische Gewandung. Einfaches, weißes Glas in den Kirchenfenstern, unverzierte Ton- oder Steinplatten der Bodenbelag. — Wohl die einschneidendste Maßregel auf baulichem Gebiete war das Verbot der Türme, deren der Zisterzienser entraten konnte, da für seine kleinen Glocken, die ein Gewicht von 500 Pfund nicht überschreiten durften, hölzerne Dachreiter über der Vierung der Schiffe genügten. Wo wir daher an Zisterzienserkirchen ausnahmsweise Türmen oder steinernen Dachreitern begegnen, müssen besondere Gründe vorgelegen haben, die zu einer Abweichung von der allgemeinen Regel führten, oder sie entstammen einer jüngeren Zeit, in der der Orden innerhalb seiner Sphäre einer freieren Entfaltung der Kunst kein Hindernis mehr in den Weg legte.

Wie Eisluft weht es uns aus allen diesen negierenden Verordnungen an, und es liegt auf der Hand, daß solche puritanischen Grundsätze nicht dazu angetan waren, die Betätigung einer formen- und farbenfrohen Kleinkunst im Orden zu fördern. Aber dennoch führten sie nicht zu einem vollständigen Bruche mit den künstlerischen Bestrebungen der Vergangenheit und der Zeitrichtung; denn immer wieder sah sich das Generalkapitel genötigt, das Zuwiderhandeln gegen die Ordensvorschriften zu tadeln und zu ahnden. Der Kunsttrieb war auch unter dem rauhen Kleide zu mächtig, als daß er durch eine noch so drakonische Ordensgesetzgebung hätte erstickt und unterdrückt werden können.

Anderseits läßt es sich nicht leugnen, daß, so widersinnig es klingt, die Kunst aus dieser scheinbaren Feindseligkeit gewann. Denn durch die Engherzigkeit, mit der sich der Orden in seinen Verordnungen festlegte, erschloß er dem Künstler eine neue Quelle vornehmster Kunstübung, indem er ihn in der Baukunst (in welcher allerdings das Utilitätsprinzip im Vordergrunde stand) zu einer reineren Lösung künstlerischer Aufgaben hindrängte. Damit bot er seinen Künstlern einen Ersatz und verwies sie auf ein Gebiet, auf dem sie namentlich in Deutschland eine führende Rolle zu übernehmen berufen waren. Seine konservative und reaktionäre Richtung hinderte ihn nicht, fortschrittliche Werte und praktische Neuerungen sich zu eigen zu machen, so daß bei seiner schnellen Ausbreitung in allen Landen sein baukünstlerischer Einfluß bald im ganzen Abendlande zu verspüren war.

Nimmt man den Verzicht auf Türme aus, so greift im Grunde genommen keine der vorher angedeuteten Bestimmungen des Ordens in das architektonische Gebiet über. In der Stilfrage herrschte darum im Orden kein Zwang. Vielmehr tragen alle seine Gotteshäuser, soweit sie auch zeitlich und örtlich auseinander liegen, individualistisches Gepräge. Die grauen Mönche waren klug genug, um mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen, und darum verwarfen sie auch nicht jene Bautypen, die sie bei ihrem Siegeszuge durch Europa vorfanden. Worauf sie aber nicht verzichteten, war, diese zu vereinfachen und ihrem Sinne gemäß auszugestalten. Hierdurch verliehen sie ihren Kirchen eine so charakteristische Eigenart, daß wir sie in ihrer scharfen Kennzeichnung trotz der Verschiedenheit des Systems sogleich als Zisterzienserordenskirchen anzusprechen imstande sind. Freilich wäre es verkehrt, wollte man deshalb von einem eigenen Zisterzienserstil im strengen Sinne reden; denn einen neuen Stil zu schaffen, lag dem Orden ebenso fern, wie für seine Art Schule zu machen.

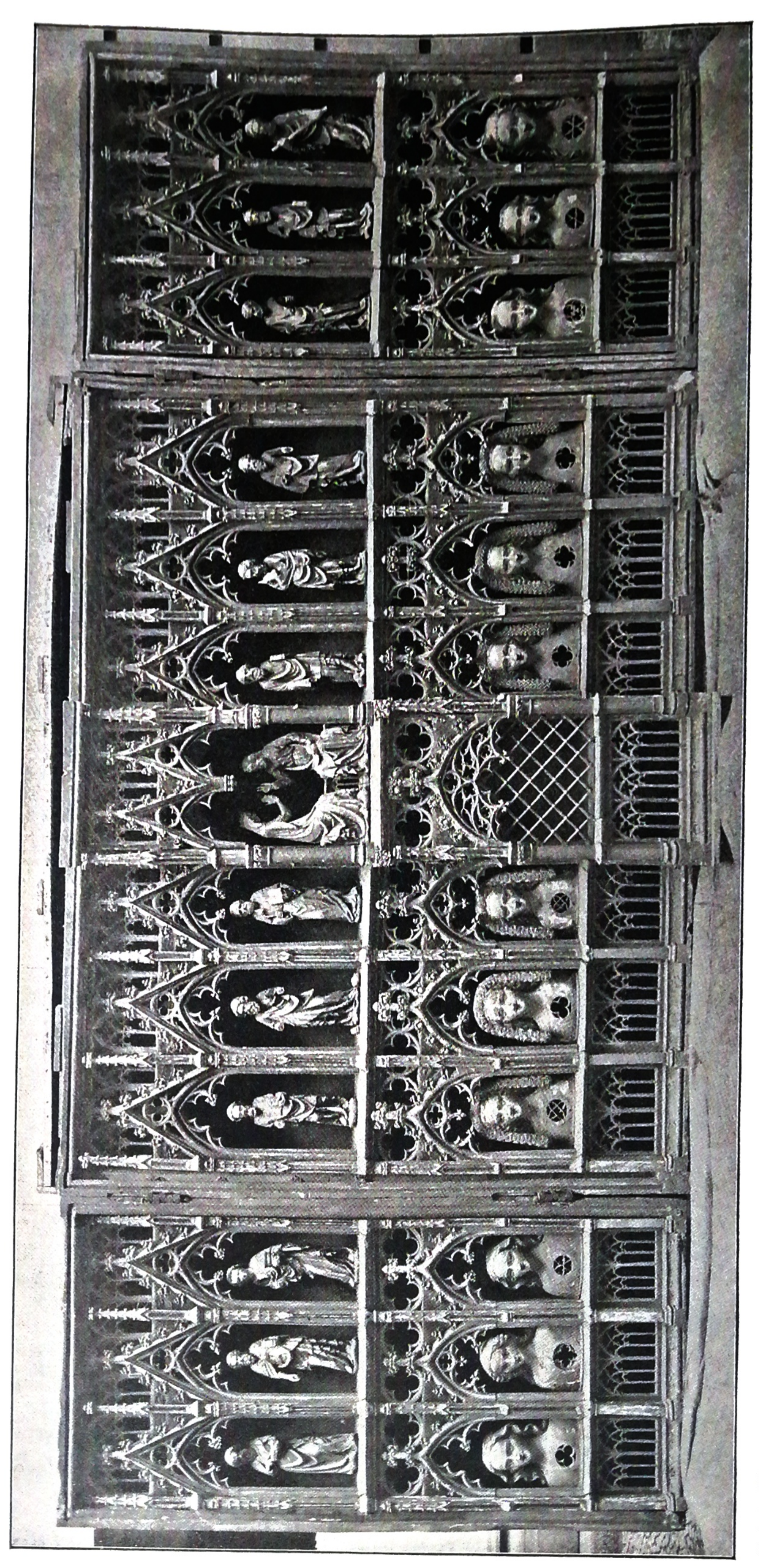
Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit waren die Eigenschaften, auf welche der Zisterzienser bei seinen Bauten vor allem sah. Die Mitwirkung der Kunst ließ sich freilich nicht zurückweisen. Feiner

Sinn und besonders feines Gefühl für Raumverhältnisse und Massenwirkung kamen hierbei zur Geltung und zeitigten Denkmale von hohem Wert und künstlerischer Vollendung; Werke von monumentaler Einfachheit, aus denen ein edler, keuscher Ernst, ein männlich starker Geist und hervorragende künstlerische Befähigung sprechen.

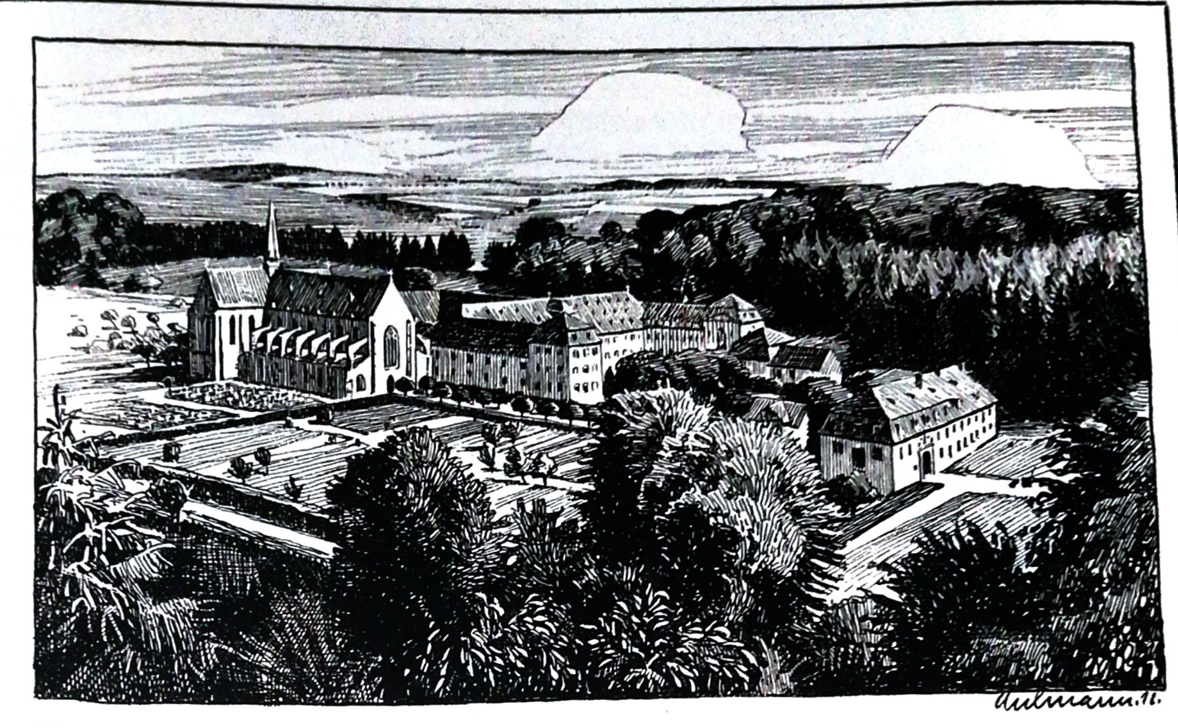
Unter den in Deutschland erhaltenen mittelalterlichen Gotteshäusern der grauen Mönche ist die Abteikirche von Marienstatt nicht zum wenigsten ein klassisches Dokument, das in lauten Zungen die schlichte, aber überaus edle Sprache der Zisterzienser-Baukunst redet — die verkörperte Idee des Armutsprinzips. Echtem Zisterziensergeiste entsprossen, ebenbürtig in der Reihe ihrer Schwesterkirchen, trägt sie jenes charakteristische, ungemein ernste und geschlossene Wesen zur Schau: ruhig und vornehm, herb und streng, aber gerade in ihrer Spröde, in der Klarheit ihrer schönen Verhältnisse von grandioser Wirkung. Wohl ermangelt sie im Westen des vorteilhaften Motives einer imponierenden Turmanlage, aber ihre fein durchdachte Plandisposition und kühne Aufführung ersetzen diesen Mangel reichlich. Ein frischer Hauch künstlerischen Gefühls durchdringt den ganzen, im Äußern höchst einheitlich durchgeführten Bau, und die belebenden Linien der Strebebogen tragen nicht wenig dazu bei, ihre eindrucksvolle Schönheit zu erhöhen. Hier begegnen wir dem ersten Beispiel einer allseitig durchgeführten Anwendung des Strebesystems in Deutschland, wie sich auch die Abteikirche des Vorzuges rühmen darf, die erste auf deutschem Boden (wenigstens auf der rechten Rheinseite) gotisch angelegte Kirche zu sein. — Von intimem Reiz ist namentlich der malerische Anblick des Gotteshauses in seiner Chorpartie. Die belebte Linie der halbkreisförmig hervortretenden Kapellen, der rhythmisch aufsteigende Kranz der graziösen Strebebogen, die wechselnde Dachformation und die zierliche Silhouette des schlanken, alles überragenden Dachreiters über der Vierung vereinen sich zu einem anmutigen Bilde, in dem heitere Schönheit mit herber Knappheit einen harmonischen Bund schloß. Denselben Reiz der Stimmung besitzt auch das Innere der Choranlage. Reiche Gliederung, dabei hohe Einheitlichkeit sowie eine saubere und zarte Behandlung des Details sind seine wesentlichen Vorzüge. Diese Partie ist mit der Ostwand des Querschiffes der älteste Teil der Kirche und war schon in den zwanziger oder dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts vollendet. Der nämlichen Zeitepoche gehören der massive Unterbau des Hochaltars und die steinerne, fratzengeschmückte Piszina an. Beide mit Anklängen an den romanischen Stil; die letztere jetzt im südlichen Seitenschiff, ehedem wahrscheinlich in der Sakristei oder dem Altarraum.

Flüchtig, wie Wolkenschatten über blumigen Wiesengrund dahineilen, waren die Jahre, seitdem die grauen Mönche im Nistertal sich niedergelassen hatten, verflogen. Graf Heinrich von Sayn hatte sein Kloster nicht vergessen. Mit Interesse verfolgte er dessen Entwicklung. Drei Jahre vor seinem Hinscheiden (1243) gab er der Abtei einen neuen Beweis seiner Huld, indem er den Grundstein für ein neues Klostergebäude und zur Fortsetzung des Kirchenbaues legte, zu welcher er die beträchtliche Summe von 150 Mark beigesteuert hatte. Der ursprüngliche Plan des Kirchenbaues erlitt insofern eine Änderung, als das Langhaus erbreitert und die Gewölbe höhergezogen wurden. Reiner im Stil, dafür aber im Gegensatz zur reichen Gliederung der Choranlage nüchterner und schmuckloser wuchsen die Mauern empor, durch die kräftigen Rundsäulen an die burgundische Heimat der Gotik erinnernd. Ungefähr zur gleichen Zeit wurde auch das Chorgestühl verfertigt, das durch edle Einfachheit mit dem Ernst des Gotteshauses trefflich harmoniert. Die Stallen des Abtes und des Priors weisen (besonders erstere) eine reichere Verzierung auf, und hie und da zeigen die unteren Stallenwangen statt der Knäufe kleine symbolische Fratzengebilde.

Währenddessen war das 13. Jahrhundert wie ein stiller Strom vorübergeflossen. Das Gotteshaus war längst vollendet und sollte endlich in der kirchlichen Weihe seine Krönung erhalten. An der Spitze des Klosters stand Abt Wigand von Greifenstein und waltete seines Amtes schon im siebenundzwanzigsten Jahre mit klugem Sinn und fester Hand. Alles war bereitet: schmuck wie eine Braut stand die Kirche da und harrte ihres Herrn. Es war um die Weihnachtszeit 1324; das weiße Tal glänzte, auf den schneebedeckten Hügelwellen lag die leuchtende Wintersonne, jubelnd hallten die kleinen Glocken, ein farbenfroher Zug wand sich durch den dunklen Tann: es war Heinrich II. von



Ursula-Altar in der Abteikirche zu Marienstatt



Abtei Marienstatt

Virneburg, Kölns mächtiger Erzbischof, der mit großem Gefolge zur Feier ins Waldtalkloster einzog. Am St.-Johannis-Tage wurde das Gotteshaus zu Ehren der reinen Jungfrau Maria geweiht. Vor und in der Kirche ein bunt Gewimmel von derbknochigen Bauern und zarten Edeldamen, däftigen Bäuerinnen und edlen Rittern. Jubelnder Dankeschoral durchbrauste die Hallen, und zum ersten Male öffneten sich der Neugierde die Pforten der inneren Klausur, um sich dann nach acht Tagen für Jahrhunderte zu schließen. Durch die grünlichen Kirchenfenster spielte die Sonne herein und warf zitternde, farbenprächtige Lichter auf den soeben aufgestellten Hochaltar. Ein wunderbarer Glanz lag auf seinem goldenen Schnitzwerk, und hell leuchteten die Gemälde der Flügel. —

Noch jetzt in ihrem Zerfalle lassen sie ihre ehemalige Farbenfreudigkeit erkennen. Um Mariens Krönung gruppieren sich in der oberen Nischengalerie die Gestalten der zwölf Apostel, edel in Haltung und Gewand, uns lebhaft an die Apostelfiguren erinnernd, die den hohen Chor der Kölner Kathedrale zieren. Ein weicher, träumerischer Kindeszug spielt um die Lippen der jungfräulichen Heiligen in der unteren Nischenreihe. In mädchenhaftem Schmelz leuchten die zarten Züge der lieblichen Köpfe mit ihrem fein geschwungenen Profil, dem weichen Oval und wallenden Haar. Die mittleren Köpfe tragen zierlich gearbeitete Kraushäubchen über dem gelösten Haar. Leider hat der Altar durch Menschenunverstand viel gelitten. Viel Staub der Zeit fiel auf das unschätzbare Werk rheinischer Kunst und raubte ihm manches von seiner ursprünglichen Pracht. —

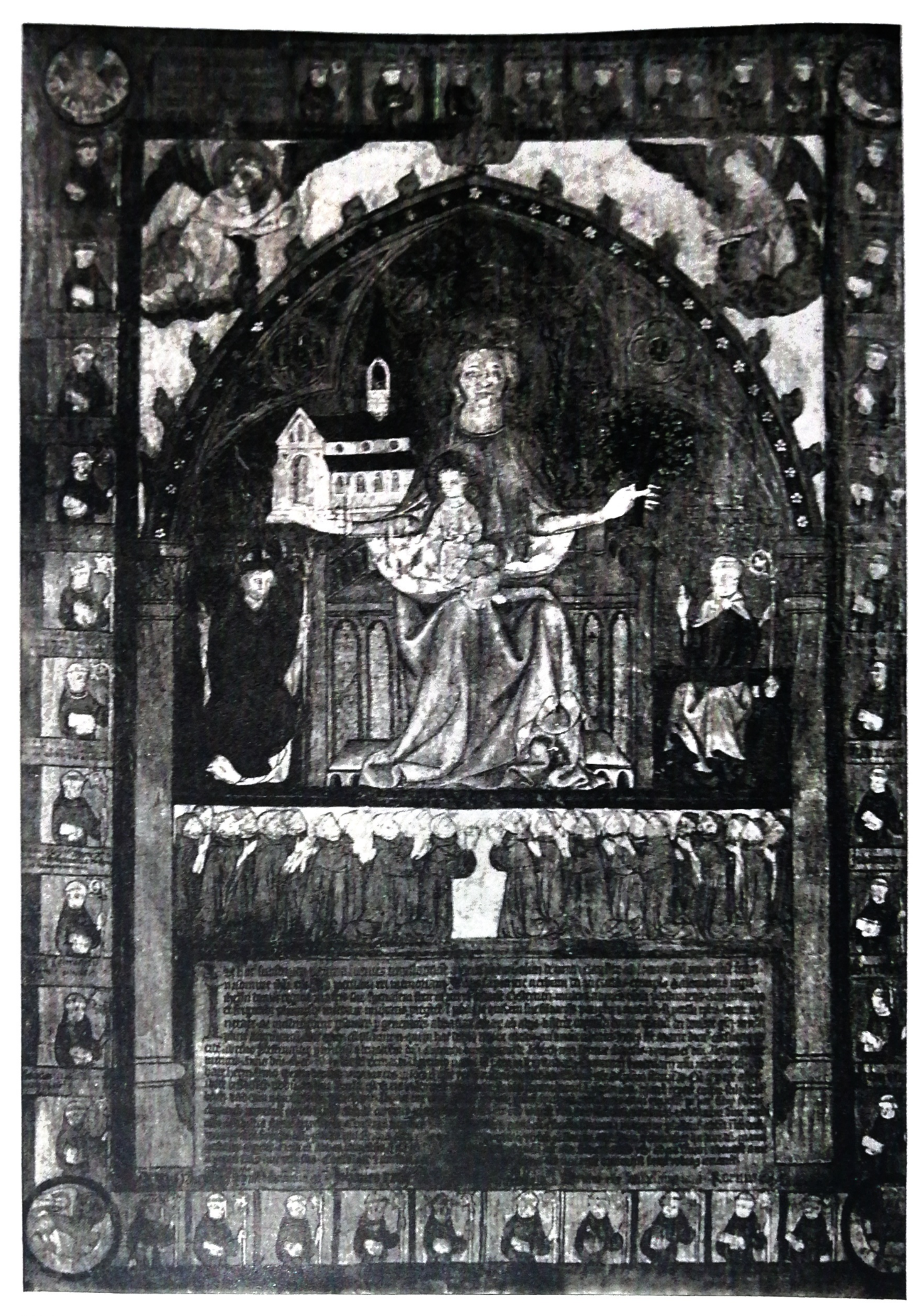
Jahr um Jahr verstrich, rastlos hatten unhörbare Geister das Rad der Zeit langsam weitergedreht. Abt Wigand und seine Brüder hatten schon längst ihr stilles, dunkles Ruheplätzchen gefunden. Andere Mönche sangen den Choral. Freunde und Gönner, deren Wappen die Gewölbeschlußsteine zieren, hatten in frommer Begeisterung durch ihre Unterstützung den Bau der Kirche der Vollendung entgegengebracht. Ein mächtiges, farbiges, vierfaltiges Fenster wurde in die Westwand, die sich durch edle Verhältnisse auszeichnet, eingesetzt und das einfache Portal mit einer Madonnenstatue geschmückt, deren feiner Kopf und eleganter Gewandfaltenwurf trotz der Zerstörung der ursprünglichen Bemalung die Meisterhand erkennen lassen. Einen anderen Schatz erhielt die Kirche um dieselbe Zeit in dem ergreifenden Vesperbild, zu dem sich in der Folge eine blühende Wallfahrt entwickelte. Ein hohes Lied in Stein auf den Mutterschmerz. Wie viel Wehmut und Innigkeit, Zartheit und

Trauer ist über dieses Bild ausgegossen. Ungezwungen und ohne Verzerrung der Glieder ruht der Leichnam des Herrn auf Mariens Schoß. Leise tönt der Schmerz vergangener Stunden auf dem männlich-schönen Antlitz des dornengekrönten Dulders aus. Der halbgeöffnete Mund nur scheint noch ein Wort zu hauchen. Mit stummem Schmerz blickt Maria tränenumflorten Auges in das bleiche Gesicht ihres Sohnes. Ihre Rechte stützt mit inniger Mütterlichkeit das leicht rückwärts geneigte Haupt, während ihre Linke mit zarter Gebärde die durchbohrte Hand des Toten umfaßt. —

Rastlos rollten die Jahre dahin. Auf gespenstigem Riesengaul jagte der Schwarze Tod übers Land und ihm nach der hagere Wolf: Hunger. Wahnsinnige Angst kroch an der Menschen Herz und unnennbares Grauen umkrallte ihr Gemüt. Unablässig erscholl das Gewimmer der Totenglocke. Auch in den Klosterfrieden brach die Pest ein, die grimme Würgerin. Abt Friedrich entfiel der Stab der kraftlosen Hand. Manchen Bruder machte sie still. Erschütternd erklang die rührende Klage, der je dreimalige Flehruf der am offenen Grabe niedergeworfenen überlebenden Mönche: Domine, miserere super peccatore! — Arg hatte der grausame Tod in Marienstatts Mauern gewütet, und die Reihen der Mönche hatten sich gelichtet, als sie im Januar 1493 zum Kirchenportal in feierlichem Zuge pilgerten, um die Leiche des Grafen Gerhard II. von Sayn zu Grabe zu geleiten. Des öfteren hatte Gerhard seine wohlwollende Gesinnung dem Kloster gegenüber an den Tag gelegt. Mit wertvollen Handschriften beschenkte er aufs freigebigste die Klosterbibliothek. Der gotische, mit Sayner Wappen geschmückte Reliquienschrein im nördlichen Querschiffe und wahrscheinlich auch die Holzskulptur der St. Anna verdanken ihm ihr Entstehen. Erfolgreich hatte er sich auch um die Hebung der Sakramentswallfahrt bemüht, die sich bis heute erhalten hat. Am 17. Januar war Graf Gerhard verschieden, und unter den feierlich-ernsten Trauergesängen der Mönche wurde er neben seiner 1849 verstorbenen Gemahlin Elsa von Sierk, verwitwete Gräfin von Zweibrücken-Bitsch, in einer eigenen Gruft vor dem Kreuzaltar bestattet. Eine Grabtumba, die sich jetzt in der nördlichen Abseite befindet, erhob sich bis 1704 über seiner Ruhestätte. Die gotischen Gemälde an den Seitenwänden sind nicht mehr erkennbar, während die porträtähnlichen Holzfiguren des gräflichen Paares noch in gutem Stande sind. Graf Gerhard ist eine stattliche Erscheinung, breitschulterig und hochgewachsen. Ganz in Eisen gehüllt, ruht der Zweihänder lose in seinen gefalteten Händen. Das Antlitz des kaiserlichen Statthalters der freien Feme zeugt von Tatkraft und Willensstärke. Die weit geöffneten Augen scheinen in weltverlorenes Sinnen vertieft zu sein. Ebenso stattlich ist die Gestalt seiner Gemahlin Elisabeth, Mutter einer großen Kinderschar. Eine feine Spitzenhaube bedeckt den schönen Kopf, aus dessen fein geformtem Gesicht kluge Augen hervorblicken. In Haltung und Kleidung zeigt sich Elsa als vollendete Edelfrau. Wappenhaltende Leoparden dienen als Fußschemel, während Engel mit Wappenhelmen zu beider Häupten knien.

Neuen Grabdenkmälern begegnen wir im folgenden Jahrhundert. Besonders wertvoll und interessant ist die Eisenplatte des am 15. September 1516 gestorbenen Chorherrn Johann Pithan von der Insel Niederwerth, wohl eine der ältesten Grabeisenplatten Deutschlands. Jüngeren Datums ist die des Ritters Johann von Selbach, Marschall zu Crottorf, die die gepanzerte Gestalt des Ritters zeigt. Gut, leider aber etwas vertreten sind die Flachreliefs der Steinplatten des Grafen Johann von Sayn (gestorben 6. April 1529) und seiner Gemahlin Maria von Limburg (gestorben 4. Juni 1525).

Friedlich und ohne tiefgehende Störung und Beunruhigung des Klosters waren die Jahre gekommen und wieder verschwunden. Erst nachdem der letzte katholische Graf Johann von Sayn (1560) in der Gruft seiner Väter seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, begannen für die Abtei traurige Tage. Es war keine Zeit für Kunst. Gleich auf und nieder gehenden Wogen trieben die Jahre dahin. Ernste Sorgen lagen wie gewitterschwangere Wolken über dem Kloster, und brach auch hie und da für eine Weile freundlicher Sonnenschein durch die düsteren Wolken, so galt es vor allem, das Zerstörte wieder aufzubauen. Tage langandauernder Ruhe schienen verbannt zu sein. Die furchtbare Kriegsfackel loderte über den deutschen Landen und lichterloh flogen ihre Funken umher. Eine Zeit von Eisen, Tränen und Blut. Und wiederum machte Gevatter Tod mit seinem Gespons,



Rheinischer Meister: Gründungslegende des Klosters Marienstatt, Pergament, um 1330 (Bonn, Museum)

der Pest, seinen Ritt durch Deutschlands schönste Gaue. Wie der Herbstwind über die kahlen Stoppelfelder dahinbraust, jagte das Schreckensgespenst über Land. Auch an der Klosterpforte rüttelte es, nahm manchen Bruder an der Hand und gab ihm ein stilles, dunkles Bett. Eine Zeit voll Jammer und Weh. — Gemach wurde es wieder stiller, und bevor der Hammer der Zeit zum achtzehnten Jahrhundertschlage ausholte, ward es Friede, und mit ihm regte sich künstlerisches Leben. Allerdings nicht alles ist zu loben, und bedauerlich bleibt es jedenfalls, daß das Alte nicht immer mit der ihm gebührenden Rücksicht behandelt wurde. Anderseits finden wir aber echte Kunstwerke, die uns einigermaßen zu versöhnen imstande sind; so z. B. ragen die Holzschnitzereien im Portal der Abteigebäude sowie das schmiedeeiserne Gitter des Balkons am Portal und das der Dormitoriumstreppe im Stile Ludwigs XIV. durch ihren künstlerischen Geschmack hervor.

Der Klosterfrieden ward erst wieder gestört, als die unheilvollen Sturzwellen der Französischen Revolution sich verheerend über Deutschland ergossen. In großer Zahl hatte die Sturmflut die altehrwürdigen Stätten des Gebetes und der Kultur vernichtet. Noch schauten die Mönche von Marienstatt bangen Herzens in die ungewisse Zukunft, da zerstörte ein einziger Federstrich, was sechs Jahrhunderte gebaut. Tränenden Auges verließen sie ihr altes Heim. Einsam und verödet lag Marienstatt. Für das Kloster und sein Gotteshaus erblühte aus dem Weggang der Brüder kein Glück. Viele, ungezählte Kunstwerke gingen spurlos zugrunde. Und das Wenige, was Menschenhand verschonte, ging rasch seinem Verfall entgegen.

Das Rad der Zeit stand nicht still. Unsichtbare Hände griffen in seine Speichen und drehten es langsam, aber rastlos weiter; die Trauer nahte ihrem Ende. Jubelnd läuteten die kleinen Klosterglocken zum Einzuge der Mönche, die während der kurzen Regierung des kunstsinnigen, edlen Kaisers Friedrich III. das verlassene Waldtalkloster wieder bezogen. Und nach fünfundachtzigjährigem Dornröschenschlaf erwachte die stille Abtei zu neuem Leben.



Marienstatt, Schnitzerei des Abtstuhles,
14. Jahrhundert.

Eine Flugfahrt über den Westerwald Von R. Büchting

Der Westerwald war mir schon seit langer Zeit lieb, dann mein Freund, schließlich die Heimat geworden. Denn des Mannes Heimat ist nicht da, wo zufällig seine Wiege stand, sondern dort, wo er zuerst in selbständiger Stellung mit Erfolg arbeiten darf. Neun Jahre war ich Landrat des Oberwesterwaldkreises gewesen, ich hatte den ganzen Westerwald zu Fuß, mit und ohne Rucksack, zu Pferd, zu Wagen, zu Rad und zu Automobil durchstreift, ich war in seine Steinbrüche hinabgeklettert, ich hatte seine Gruben befahren — jetzt fehlte mir noch der Blick von einer Seite: von oben. Statt wie bisher in der Fläche, nun im Kubus zu sehen, das mußte etwas ganz anderes sein — um mit Sand zu reden, dem Verfasser des Luftschiffromans „Cavete".

Auf den 14. Juni 1907, vormittags 8 Uhr 30 Minuten, wurde der Aufstieg der „Koblenz" bestimmt. Im Jagdanzuge fuhr ich frühmorgens ab und langte gerade rechtzeitig bei der Füllstelle an, wo ich erfuhr, daß nur noch ein Passagier außer mir mitfahren würde. Nachdem der Ballon seine 1400 cbm Gas gefaßt hatte, hieß es: Im Korbe Platz nehmen.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, das einen zunächst in dem Korbe ergreift, diesem kleinen, 2 bis 2½ cbm enthaltenden Gefäß, dem man für die nächsten Stunden sein Leben anvertrauen soll; und noch dazu hoch in der Luft, wo kein Laufen, kein Klettern, kein Schwimmen hilft, wo alle Künste versagen, die man zeitlebens im Schweiße seines Angesichts erlernt hat.

Die bedienenden Soldaten, die dicht um den Korb herumstanden, hielten ihn noch mit aufgelegten Händen fest. Auf das Kommando „Anlüften" hoben alle die Hände hoch, so daß der Ballon etwas steigen konnte. Mit 17 Sack Ballast gewannen wir Auftrieb, es erfolgte das Kommando „Aufziehen", sofort darauf „Los". Alle Mannschaften traten zurück, die Umstehenden riefen uns ein fröhliches „Glück ab" zu und wir stiegen allmählich in die Höhe. Ich hatte niemals einen Luftballon in der Nähe aufsteigen sehen und hatte geglaubt, der Aufstieg geschehe schnell, als wenn ein Gummiball von der Erde springt. Nichts davon; langsam, stetig und majestätisch steigt der goldgelb erglänzende Ballon in hellem Sonnenschein empor.

Über die Gefühle, die mich in den ersten Augenblicken überkamen, kann ich keine Rechenschaft ablegen. Die Eindrücke waren so mächtig, daß ich sie nicht alle verarbeiten konnte, nur das weiß ich, es war keine Angst dabei, sondern lediglich das Gefühl von etwas Außerordentlichem, Erhabenem und Schönem. Nicht weit von der Gasanstalt von Koblenz, wo der Aufstieg erfolgte, stehen hohe Häuser. Wir sahen, ständig steigend, den Leuten des ersten, zweiten, dritten Stockwerks in die Fenster, dann auf die Dächer, dann kamen wir dicht an dem Turmkreuz der St.-Josephs-Kirche vorbei und dann waren wir ganz frei — frei in der Luft. 9 Uhr 10 Min. waren wir aufgestiegen, 9 Uhr 20 Min. kam der Ballon in einer Höhe von 340 m in seine erste Gleichgewichtslage. Ich neige nicht zum Schwindel und habe auch hier keinen empfunden. Dagegen hatte ich anfangs ein anderes unangenehmes Gefühl: ich wiege etwa 85 kg. Würde der geflochtene Boden des Korbes dieses Gewicht aushalten? Natürlich hält der Korb noch viel größere Gewichte aus, aber ich konnte das Gefühl zunächst nicht loswerden und hielt mich krampfhaft mit beiden Händen am Korbrande fest. Allmählich gewann aber unter Aufwendung von etwas Willensstärke die klare Überlegung überhand, und etwa nach einer Viertelstunde konnte ich schon frei mitten in der Gondel stehen, ohne nach dem Korbrande zu schielen.

Und nun kam auch das Hochgefühl des reinen Genusses über mich. Ich habe schon manchen hohen Berg in den Alpen erklettert und dann stolz die Felsenwände hinuntergeschaut. Welch andrer Eindruck aber, wenn der freudentrunkene Blick vom Ballon hinunter und hinüber schweift, zum ersten Male die schöne Gotteswelt aus der eigentlichen Vogelperspektive zu betrachten. Gerade unter uns lag die Mosel. Wie schmal sah ihr glitzerndes Band aus, wie winzig die Kribben, welche die Richtung des Stromes lenken sollen, wie schmal die Brücken! Dicht daneben das Häusergewirr der Stadt Koblenz mit ihren Vororten. Aber wie sahen die Häuser aus! Ganz anders als im gewöhnlichen Leben; denn wir sahen nur Dächer. Schwer wurde es dem Blick, sich zurechtzufinden, aber allmählich gelang

es: Da war das Denkmal des alten Kaisers am Deutschen Eck, die Kastorkirche und die Regierung. Da war der Goebenplatz, das Schloß, das Schloßrondell, dessen im Bogen geschwungene Häuserreihe sich von den geraden Straßenzügen abhob. Da war der breite Ring, der sich an Stelle der früheren Wälle um die Altstadt wie ein breiter Gürtel zieht. Die imposanten Gebäude der Oberpostdirektion und des Realgymnasiums machten sich auch von hier geltend. Und entlang der Stadt die gleißende Straße des Vater Rhein, auf dem Dampfboote und Schleppschiffe schwammen, von hier oben anzusehen wie Nußschalen.

Die Sonne meinte es gut; sie scheint hier oben wärmer als unter der Dunstschicht, die fast stets und überall dicht auf der Erde zu lagern pflegt. Unwillkürlich sehe ich nach oben. Was ist denn das? Wie anders sieht der Himmel aus! Ein tiefes Blau lacht über uns, tiefer und unergründlicher, als ich es je in Italien oder Algerien gesehen habe. Auch die Form des Himmels — wie anders! Er stellt sich dem Blick als vollkommene Halbkugel dar, gleichmäßig nach oben und nach allen Seiten gewölbt, was sich daraus erklärt, daß der Horizont für unsern Blick einen vollständigen Kreis bildet, dessen Ring nirgends durch eine Erhöhung unterbrochen wird. So mächtig, wie hier im Ballon, war mir das Firmament noch nie erschienen.

Allmählich glitt der Blick von der blauen Kugelwölbung wieder ab. Tief unten lag die Feste Ehrenbreitstein, die dem Rheinfahrer so dräuend erscheint, tief unter uns das Leben, Hasten und Lärmen des täglichen Lebens. Und hier hinter dem Ehrenbreitstein stieg der liebe, alte Westerwald bis zur Montabaurer Höhe auf, mit seinen Kuppen, Tälern und Wäldern. Da schlängelt sich das Mühlental entlang, dort winkt Arenberg, dessen Wallfahrtskirche sich von grünem Hintergrunde deutlich abhebt. Hier erblicken wir Pfaffendorf, und dort im Süden liegen Ober- und Niederlahnstein, zwischen beiden die Lahn. Sie kommt von Limburg. Ich denke meiner Lieben dort, denen keine Ahnung sagt, daß ich hier in den Lüften schwebe.

Inzwischen ist der Ballon, der sich schön prall präsentiert, unmerklich gestiegen; wie uns das Barometer zeigt, sind wir auf 540 m Höhe angelangt.

Immer befinden wir uns noch auf der linken Rheinseite, und es scheint, als ob der Rheinübergang dem Ballon schwer würde. Tatsächlich ist es auch so. Über größeren Strömen und umfangreichen Wäldern strömt ständig ein kühler Luftstrom von unten nach oben, der sich auf mehrere hundert Meter Höhe bemerkbar macht. Da diese Luftströme stets kühler sind als ihre Umgebung, kühlen sie auch stets das Gas im Ballon ab und bringen den Ballon zum Sinken; Ströme und Wälder ziehen also gewissermaßen den Ballon an.

Endlich setzt der Westwind etwas stärker ein und wir passieren den Strom.

Um 10 Uhr 10 Min., also eine Stunde nach dem Aufstieg, legen wir das Schleppseil aus, das nun wie ein Regenwurm an der Gondel herabhängt. Seine 100 m Länge machen, von hier oben gesehen, gar keinen Eindruck, wie man überhaupt schnell das Gefühl für die gewöhnlichen irdischen Maße verliert. Die Sonne beginnt das Gas im Ballon zu erwärmen, und wir steigen bis zu 1000 m Höhe. Entsprechend erweitert sich der Horizont. Dabei dreht sich der Ballon und damit unsere Gondel ständig langsam um sich selbst und enthüllt jedem von uns die Schönheit der Erde ringsum, ohne daß wir die Stellung zu wechseln brauchten. Wir sehen die mächtigen Wälder der Montabaurer Höhe, von breiten Streifen durchzogen, welche die Straßen andeuten; östlich davon schaut Montabaur mit seinem Schlosse heraus; unter uns finden wir nach längerem Suchen die Ruinen der Sporkenburg.

Langsam dreht sich der Korb weiter, und meine Aussicht verschiebt sich über Ost nach Süden. Deutlich erkenne ich weithin die Windungen des schönen Lahntales, tief eingeschnitten zwischen den bewaldeten Bergen. Hier und da blickt die Lahn selbst wie ein feines silberbläuliches Band hervor. Die Schaumburg erscheint, die Hochebene des Taunus und am Rande gegen den Rhein hin die Marksburg mit ihrem hochaufstrebenden Bergfried. Da liegt auch, zur Hälfte allerdings durch Berge gedeckt, eng zusammengeschmiegt Bad Ems, dessen große Hotelbauten auch in dieser Höhe noch gegen die übrigen Gebäulichkeiten abstechen. Unwillkürlich treten auch Bilder der Vergangenheit (ist die

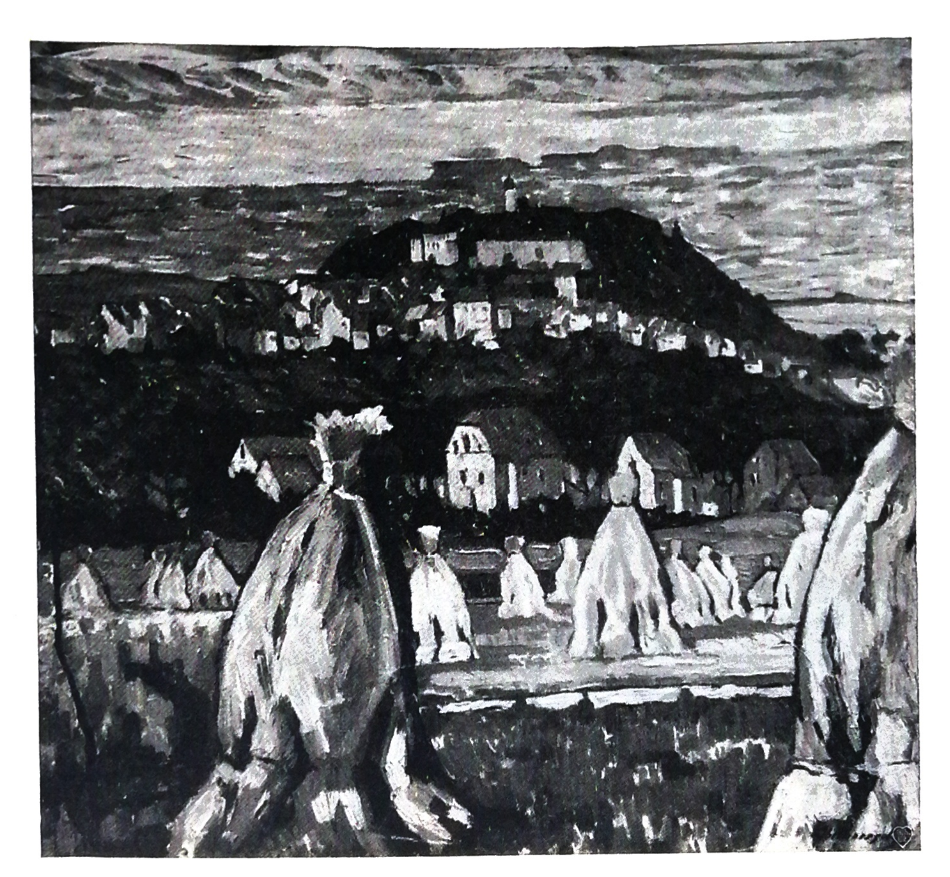
Zeit vielleicht die vierte Dimension des Raumes?) vor den schwelgenden Blick. Ich denke an die Zeiten, wo die schönen Gaue unter uns, unter sich uneins, den Kampfplatz für fremdländische Heere abgeben mußten, als vor 128 Jahren Franzosen und Österreicher auf den Saatfeldern und Wiesen der Westerwälder Bauern ihre Kämpfe ausfochten, wovon heute noch das Marceau-Denkmal bei Höchstenbach und das österreichische Denkmal auf dem Kaiserlichen Friedhofe bei Kloster Marienstatt sichtbare Zeugen sind. Ich denke an den Limes, das Hunderte von Kilometern lange Bollwerk der Römer, dessen nördliche Ausläufer über die Höhen unter uns entlang führten und dessen Spuren wir heute noch bewundernd ausgraben. Ich denke noch weiter zurück an die Zeit der La-Tène-Periode, zu der die Menschen von der Bronze zum Gebrauch und zur Verwendung des Eisens übergingen. Denn erst vor wenigen Jahren sind bei Neuhäusel die Überreste einer ganzen Stadt aus jener Zeit gefunden worden, die nach oberflächlicher Schätzung der Anzahl der Wohnstätten mehreren Tausenden von Menschen Aufenthalt und Schutz geboten hatte und schließlich offenbar durch Feuersbrunst zerstört worden ist. Seit jenen grauen Tagen muß auch der Montabaurer Wald als solcher bestehen, denn die kleinen Hügel, welche die Überreste jener Wohnstätten bergen, würden von der Erdoberfläche verschwunden sein, wenn auch nur ein einziges Mal der Pflug darübergegangen wäre. Jetzt wird auch augenscheinlich klar, daß das ganze Rheinische Schiefergebirge nur ein einziges großes Bergland ist, in welches die Flüsse in den Jahrtausenden ihres Laufes tiefe Täler eingeschnitten und dazu führten, den getrennten Teilen die besonderen Namen Taunus und Westerwald zu geben. . . .

Gerade uns zu Füßen befand sich ein Fichtenwald, der von Menschenhand in Kahlhieb gefällt war. Die kreuz und quer am Boden durcheinanderliegenden entrindeten, mächtigen Baumstämme glichen von unserer Perspektive aus genau einer Handvoll Streichhölzer, die regellos über einen Tisch ausgestreut sind. . . . Wir fielen bis auf 380 m. Aus der benachbarten Ortschaft eilten Leute herbei, die glaubten, wir wollten landen, und wir erfuhren, daß wir bei Kemmenau waren.

Da wir aber noch keine Lust hatten, schon zur heimischen Erde zurückzukehren, beschloß der Führer, die Wolkendecke, die sich mittlerweile über uns gebildet hatte, zu durchstoßen. . . . Zwei Sack Ballast bringen den Ballon zum Steigen, und bald befinden wir uns in den Wolken. „Die Waschküche" nennt das der Luftschiffer, und mit Recht. Genau den Eindruck haben wir, als ob wir in eine von Seifenwasserdampf dicht geschwängerte Waschküche eintreten, in der die weißlich-grauen Schwaden jedes Erkennen trüben. Dieser Eindruck ist so stark, daß wir sogar den Geruch der Seife wahrzunehmen glauben. Die Feuchtigkeit des Nebelmeeres legt sich auf die Ballonhülle und beschwert sie. Um ein Sinken zu verhüten, muß weiterer Ballast gegeben werden. Noch zwei Sack des fein gesiebten Sandes zerstäuben unter dem Korbe, wir sausen höher. Bei 1500 m Höhe haben wir die Wolkenschicht durchstoßen, der Ballon kommt aber, durch die Sonnenstrahlen der oberen dünneren Atmosphäre erwärmt, erst in einer Höhe von 2000 m in seine Gleichgewichtslage.

Von der Erde nichts mehr zu sehen! Unter uns liegt ein grausilbernes, sonnenbeglänztes Wolkenmeer, dessen sanfte Wellenlinien in steter Bewegung sind und ständig ihr Aussehen ändern, ohne daß Grund, Anfang und Ende der fortwährenden Verschiebung erkennbar sind. Über uns sattblaue, lichtflutende Himmelsglätte; wohin wir die Augen wenden — nirgends etwas dem ähnlich, was wir täglich auf der Erde vor und um uns sehen. Wohin wir schauen — Unendlichkeit . . . Kein Laut durchdringt die heilige Stille . . . Seltsame Gefühle, eigenartige Gedanken sind es, die dem armen, schwachen Menschenkinde kommen, aber nichts Entsetzliches, nichts Bedrückendes hat diese Unendlichkeit, die sich da um uns entrollt. Wunschlose Stille des Herzens, ein unaussprechliches Gefühl von Glück, von Freiheit und von Dankbarkeit überkommt uns und hält uns mit allen unseren Sinnen, unseren Gedanken und unserem Fühlen gefangen. Alle Kleinlichkeit ist von uns gefallen, ehrfürchtig geben wir uns der göttlichen Gewalt der Unendlichkeit hin . . .

Lange, lange Zeit hat jeder von uns Dreien still in einer Ecke der Gondel gestanden und den Eindruck der Unendlichkeit in sich zu verarbeiten gesucht, ohne einen Laut, fast ohne Bewegung. Leise fangen wir allmählich an, über diese neue und doch ewige Schönheit der Welt miteinander zu sprechen. Warm sendet die Sonne ihre goldenen Strahlen zu uns herab, still und majestätisch schwebt



Jupp Oberboersch, Montabaur

über uns der mächtige, prall gespannte Ballon, wie eine große goldene Kugel. Tief unter uns entdecken wir, durch die krausen Wölkchen verzerrt, ein riesiges, unförmliches Gebilde: den Schatten, den unser Ballon auf die Wolkenschicht wirft. . . .

Erst langsam, dann immer schneller hebt sich die Wolkendecke unter uns und umhüllt bald den Ballon. Wir sind wieder in der Waschküche; die Kälte des Nebels und die Absperrung der Sonnenstrahlen ziehen das Gas schnell zusammen, die Ballonhülle schrumpft und zeigt am unteren Teile Falten. Die Feuchtigkeit legt sich auf Ballon, Taue und Korb und belastet sie schwer. Wir beginnen stark zu fallen. Der Wind war in gleicher Stärke und Richtung geblieben und hatte uns weiter ostwärts geführt. Nicht weit von uns lag mein Wohnort Limburg, zur Hälfte verdeckt durch den vorgelagerten Schafsberg, aber unverkennbar durch seinen schönen, auf steilen Felsen über der Lahn ragenden Dom. Das Montabaurer Schloß auf der einen, die Schaumburg auf der andern Seite zeigten ihre Silhouette auf grünem Hintergrunde, Diez wurde sichtbar, dessen Häuser die Berge förmlich zu erklimmen schienen; und unter uns lag ein Wald, dessen Bäume freilich vorläufig noch wie winzige Moosflechten aussahen.

1500 m zeigt das Barometer, 1300, 1200, 1000, das Bild verändert sich kaum. Da, als wir weiter sinken, sehen wir plötzlich, daß nicht wir fallen, sondern daß die Erde auf uns zufliegt. Der runde Kreis, der unsern Aufblick auf die Erde begrenzt, wird immer kleiner, die Landschaft unter uns zeigt uns immer mehr Einzelheiten, die Erde fliegt immer schneller auf uns zu. Wenn das so fortgeht, müssen wir in unserm kleinen Korbe an ihr zerschellen, sie wird uns über den Haufen rennen. Natürlich waren das nur die Gedanken eines Neulings, wie ich es war. 600 m zeigt das Barometer, 500 m. Der Führer steht mit dem Sandsack in der Hand, gibt Ballast und redet etwas von „tunken“. Tunken nennt man das Eintauchen des Korbes in einen Wald, was je nach Umständen und Dichtigkeit der Zweige angenehm oder unangenehm sein kann. Oft setzt sich der Ballon so fest, daß ganze Bäume umgehauen werden müssen, um ihn bergen zu können.

400 m! Von dem schnellen Fallen sausen mir die Ohren, der Wald ist ganz nahe, ohne Kommando löse ich die obere Schleife eines Sandsackes und lasse den ganzen Inhalt fallen. Im selben Augenblick streicht ein großer Raubvogel ängstlich kreischend unter uns ab und birgt sich schnell in dem schützenden Dunkel des Waldes. Gleichzeitig setzt bei 380 m — über dem Meeresspiegel — das Schleppseil krachend im Walde auf; der Ballon steht. Ich höre von oben ein merkwürdiges, leises Geräusch und wende den Kopf mit fragendem Blick auf den Führer nach oben. „Das ist der Sand, den wir oben ausgeschüttet haben, der auf den Ballon fällt.“ Der feine Sand ist vom Winde etwas getrieben worden, wir sind durch ihn durch, schneller als er gefallen, und jetzt erreicht er uns von oben.

Ein eigentümlicher Anblick, so 100 m über den Bäumen, direkt von oben auf sie hinabzuschauen. Sofort fällt die ungewohnte Blätterstellung auf; deutlich erkennt man, wie alle bestrebt sind, sich möglichst in ganzer Fläche dem Lichte entgegenzustellen. Der Wind fährt hindurch, und das ganze Blättermeer wird kraus, ein gleichmäßig zu- und abnehmendes Rauschen dringt zu uns herauf, das mich unwillkürlich erinnert an das schwellende Waldesbrausen, das ich so oft vernommen, wenn ich auf dem Ellyturme auf der Höhe bei Marienberg im Lichte der untergehenden Sonne stand, am westlichen Horizont die scharfen Linien des Siebengebirges sah und lauschte, wenn der Abendwind melodisch durch die Wipfel der Fichten strich. Durch die frisch aufgehauene Schneise blinkte weiß der Marienberger Kirchturm, im Süden winkten Schönberg und Höhn-Urdorf herüber, östlich versteckte sich Pfuhl hinter einem dünnen Schutzgehege, am Horizont drüben ragte Neukirch, einer mittelalterlichen Burg aus der Ferne vergleichbar, und die Abendglocken von Marienberg und Kirburg klangen herüber. Dann öffnete sich das Herz, und die ganze Poesie des Westerwaldes hielt darin seinen Einzug. . . .

. . . Und das Rauschen kommt näher und näher: Der Ballon sinkt tiefer, das Schleppseil hängt länger über die Bäume. Da — im Sprunge von einer Baumkrone zur andern schlingt es sich um einen armdicken Eichenast. Wir spüren im Korbe den Ruck. Unser Führer aber ist auf dem Posten; etwas Ballast ausgestreut — und krachend bricht der Ast; das Schleppseil ist frei und wir treiben

weiter. Da offenes Feld vor uns liegt, beschließen wir zu landen, sobald wir das freie Feld unter uns haben. Einige Bauern, die von Hirschberg herbeieilten, packten schon das Schleppseil. Der Führer lüftete das Ventil einige Zeit, der Ballon verlor an Auftrieb, zischend strömte das Gas aus, die Bauern zogen den Korb am Schlepptau bis auf die Erde herunter. Die Landung verläuft glatt — eine richtige „Damenlandung".

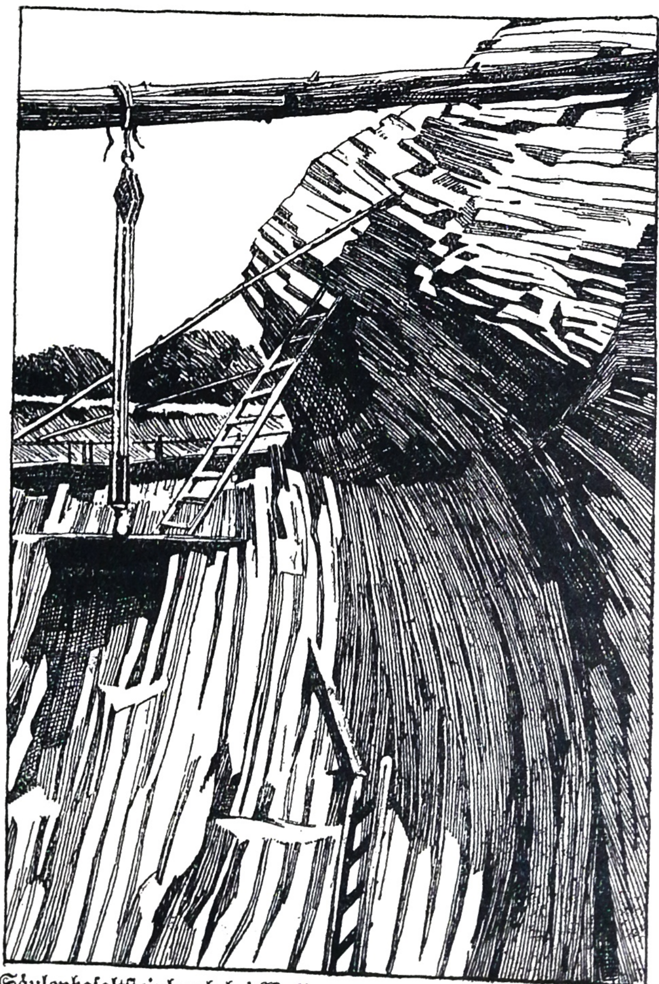
Mit dem Aufstoßen des Korbes auf der Erde war es, als ob ein schöner Traum zerrissen wäre. Da oben war alles ohne Hindernisse, ohne Ecken und Höcker, sogar ohne Polizei, jetzt sahen wir wieder die Unebenheiten der Erde und des täglichen Lebens vor uns.

Die Reißleine wurde gerissen und der majestätische Ballon, der uns so sicher durch das Reich der Lüfte getragen hatte, aber zuletzt von der Kugelform immer mehr in die einer verwelkten Birne übergegangen war, hauchte sein Gas schnell aus und sank in sich zusammen. Sic transit gloria mundi!

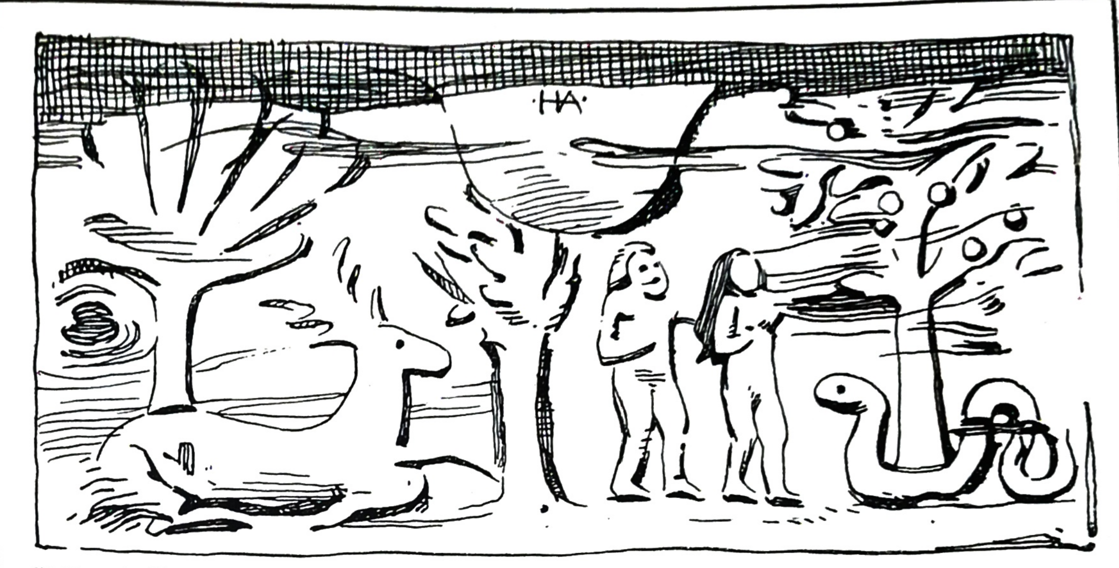
Das Netz wurde abgezogen, die Ballonhülle gerollt und schließlich alles auf einen gemieteten Wagen verpackt. Keine Stunde dauerte es und wir befanden uns auf dem Marsche zur nächsten Eisenbahnstation Balduinstein. Dort wurde der Ballon nach Koblenz aufgegeben, und wir selbst trennten uns nach verschiedenen Richtungen mit kräftigem Händedruck und fröhlichem „Glück ab".

In Limburg fand ich meine ganze Familie um den Kaffeetisch versammelt. Die Gesichter, als ich von der Ballonfahrt erzählte! Alle meine Kinder — ich habe deren sechs — waren sehr betrübt, daß ich sie nicht mitgenommen hatte; sie hatten den Ballon des vormittags am Horizont beobachtet. Nur meine Frau war zunächst nicht ganz erbaut von der „Abenteuerlichkeit" ihres Mannes. Sie hat sich aber damit ausgesöhnt und ich denke, das nächste Mal fährt sie selber mit.

Den Westerwald aber habe ich noch lieber gewonnen, als ich ihn vorher schon hatte.



Säulenbasaltsteinbruch bei Wallmerod



Wallmerod, Alte geschnitzte Fensterbrüstung: Adam und Eva.

Das Westerwälder Bauernhaus

Von Ferd. Luthmer*

Der Westerwald und das Bergland des Dill-, Lahn- und Edertals waren bis in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts vom großen Verkehr abgeschnitten. Diesem Umstand, verbunden mit dem angeborenen konservativen Sinn der bäuerlichen Bevölkerung, ist es zu verdanken, daß sich in den vier nördlichen Kreisen des Bezirks in noch höherem Maße als im übrigen Nassau Grundformen des ländlichen Holzbaues erhalten haben, die hier eine gesonderte Behandlung dieses Gegenstandes lohnend erscheinen lassen.

Die mehrfach, unter anderen auch von Behlen, ausgesprochene Annahme, daß in dem fränkischen Bauernhause eine nahe Verwandtschaft mit der ursprünglichen Form des Stadthauses zu finden sei — etwa so, wie uns manche Einzelheiten der Bauerntracht die dem Wechsel der Mode entgangenen Bürgertrachten früherer Zeit erhalten haben —, findet im nassauischen Bauernhaus vielfache Bestätigung.

Zunächst zeigt sich diese Verwandtschaft schon in der Anlage der Orte selbst. Im Gegensatz zu der zerstreuten Wohnweise, bei der die Gehöfte inmitten ihrer Felder liegen, das Ortsweichbild also eine bedeutende Fläche einnimmt, herrschte hier, wie Heyn ausführt, die Sitte, die einzelnen Gehöfte nahe beieinander aufzuschlagen und das umliegende Land von der gemeinschaftlichen Ansiedlung (Hofstatt) aus zu bestellen. Diese war von einem Zaun umgeben, vor dem sich gewöhnlich noch ein Graben befand. Die Ausgänge der Straßen verschlossen Tore, welche von selbst zufielen. Diese Einfriedigung des Ortsberings, die auch Infang hieß, bezweckte zunächst den Schutz der Herden gegen Wölfe, die auf dem Westerwald in früheren Zeiten in Menge vorkamen. Gleichzeitig bot sie aber auch Sicherheit gegen feindlichen Überfall. Ein weiterer Schritt in dieser Richtung, befestigte Dörfer mit Mauern und Gräben, waren in Nassau keine Seltenheit, Reste sind noch heute zahlreich erhalten.

Aus dieser Umfriedung des Ortes ergab sich dann für das Dorfinnere ein städtischer Anklang der Wohnweise — die Häuser nahe aneinandergerückt, nur schmale Durchgänge (Wich) zwischen den einzelnen Gehöften.

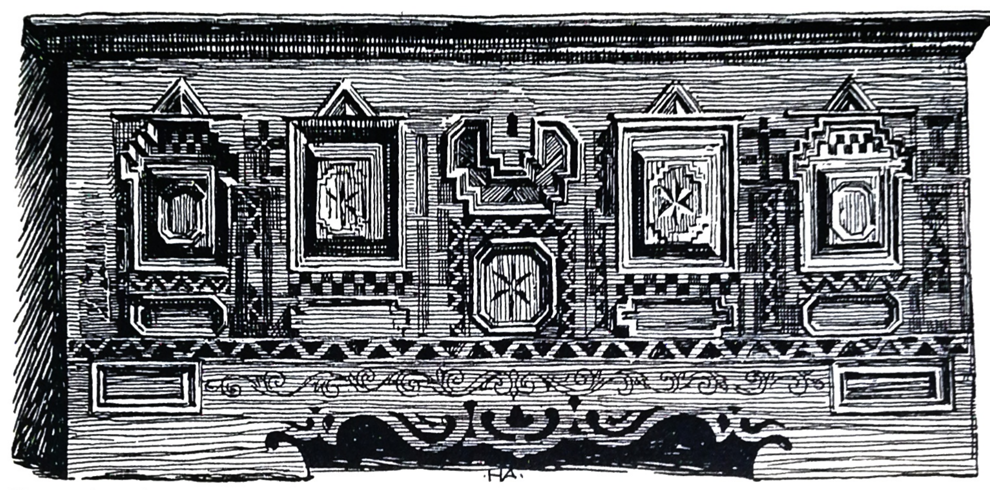
Ein weiteres verwandtschaftliches Merkmal zwischen Stadt und Land ist die vorwiegend zweigeschossige Anlage des nassauischen Bauernhauses, die nur in einzelnen armen Dörfern des hohen Westerwaldes, anderwärts beim „Armeleuthaus", gegen das nur aus einem Erdgeschoß bestehende Haus zurücktritt.

* Aus „Bau- und Kunstdenkmäler des Reg.-Bez. Wiesbaden", Bd. IV.

Endlich ist die konstruktive und wenigstens bei reicheren Bauernhäusern die formale Abhängigkeit von den städtischen Holzhäusern unverkennbar, wie sie sich in den alten Städten des Landes noch in erfreulicher Menge zum Vergleich darbieten.

Die Urform des hessisch-fränkischen Hauses, die sich von der Werra bis zum Niederrhein verfolgen läßt, kann zwischen manchen späteren durch Änderungen in der Wohnweise bedingten Abweichungen im Bauernhause unseres Gebietes noch deutlich festgestellt werden.

Trotz der Zweigeschossigkeit ist es das Erdgeschoß, in dem sich das Leben des Bauern abspinnt. Da das Haus, seltene Ausnahmen abgerechnet, mit der Giebelseite nach der Straße liegt, so hat es seine Türe in der Mitte der nach dem Hof gewendeten Breitseite. Durch das Hoftor schreitend, betreten wir von einem gepflasterten, vor der Haustür mit einigen breiten Steinplatten belegten Zugang den Hauptraum des Hauses. Nicht selten ist dieser Zugang, namentlich wenn die Höhenlage einige Stufen fordert, mit einem Schutzdach versehen, das entweder frei über der Tür vorspringt oder durch zwei auf dem Treppenabsatz stehende Holzpfosten gestützt wird. Dieser Vorbau ist nicht häufig und scheint an gewisse Ortsgruppen gebunden zu sein. So findet er sich in dem oberhalb Herborn in das Dilltal ausmündenden Aartal in Offenbach, Bicken, Herbornselbach, dann wieder südlich



Westerwälder Truhe. Im Besitze des Herrn Dr. Chelius, Guntersblum

der Lahn zwischen Katzenelnbogen und Lahn in Cramberg, Gutenacker, Bremberg, Ebertshausen, hier sogar mit einem Oberstockzimmer überbaut, und noch sonst verstreut.

Der Flur, den wir betreten — in Nassau „der Ern" —, ist der eigentliche Hauptraum des Hauses, der dessen Mittelpunkt, die Feuerstelle, den Herd, enthält und in dem Herrschaft und Gesinde ihre Tagesbeschäftigung, soweit diese ins Innere des Hauses gehört, zu verrichten pflegen. Neben ihm, nach der Straßenseite zu, liegt das Familienzimmer, die Stube, gegenüber schließt sich der Stall an. Der Ern geht wohl ursprünglich durch die ganze Tiefe des Hauses; in späterer Zeit ist er durch eine leichte, oft nur aus Gitterwerk bestehende Wand geteilt. Der hintere Raum dient dann als Speise- oder Vorratsraum, südlich der Lahn auch wohl als Küche. Der Ern ist nicht gedielt, sondern hat einen gestampften Lehmfußboden, bei besseren Häusern Steinplattenbelag. Hinter dem Ern — je nach der Lage des Hauses auch wohl an einer anderen Stelle — findet sich häufig noch ein niedriger Raum von untergeordneter Bedeutung angefügt, der als Stall, Waschküche, Vorratsraum dient und an der am meisten ausgesetzten Wetterseite des Hauses als Schutz den Wohnräumen vorgelegt wird. Er führt den Namen „Niederlaß" und wird von dem hier tiefer herabgeführten Hauptdach bedeckt. Das wichtigste Stück des Ern ist der Herd, der seinen Platz an der die Stube abtrennenden Wand hat; an ihn angebaut ist der eingemauerte Waschkessel; sein Schornstein, der einzige des Hauses, erhebt sich mit einem großen Rauchmantel über der Feuerstelle und dient zugleich dem Ofen der Stube (des einzigen heizbaren Gemaches: „stufa"), dessen Feuerloch auch von dem Ern



Westerburg, Holzplastik der Liebfrauenkirche, 14. Jahrhundert
Phot. von Susanne Homann, Darmstadt, Werkstätte f. mod. Lichtbildkunst



Marienstatt
Gotische Steinfigur über dem Portal



Merenberg, Fensterbankfüllung

„Dieweil wir beiden thun am Faß binden
Kan auch wol der gute Wein blinken"

aus beschickt wird. Von dieser ursprünglichen Einrichtung finden sich natürlich manche Abweichungen, wie denn auch an die Stelle des bodenständigen, aus einer niedrigen, viereckigen Steinmauerung bestehenden Herdes fast allgemein der eiserne Sparherd getreten ist.

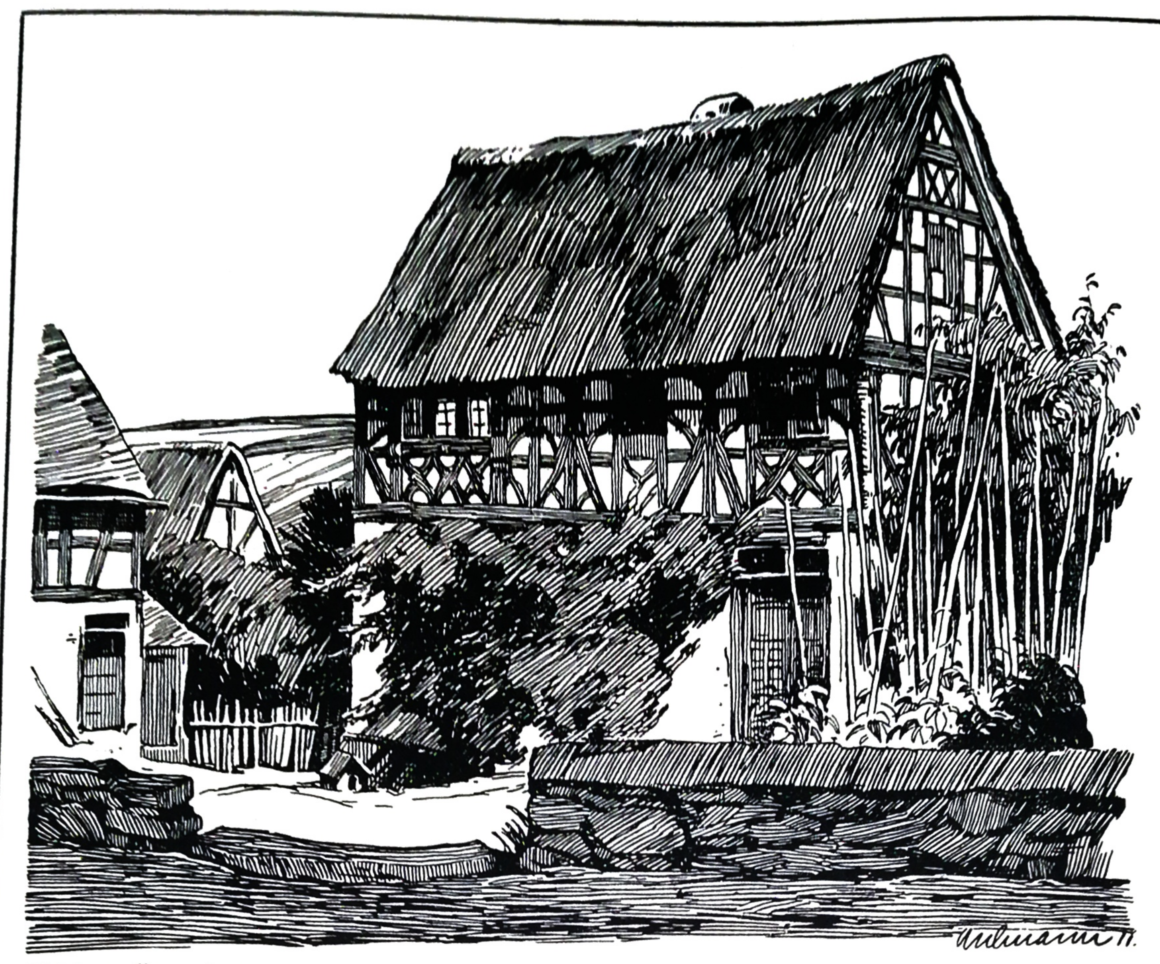
Der Fußboden der Stube pflegt um mehrere Stufen über den Ern erhöht zu sein, weil unter ihr sich der kleine auf diesen Raum beschränkte Keller befindet, im Gegensatz zu den weinbauenden Teilen des Landes, wo der Keller mit seinem äußeren Schroteingang einen der wichtigsten Teile des Hauses bildet. Einen Eingang von außen hat der Keller nur da, wo das Haus an die Berglehne gebaut ist und wo der nach der Talseite unvermeidliche massive Unterbau häufig als Stall für eine Kuh oder Ziege ausgenutzt ist. Gewöhnlich liegt die Kellertreppe im Ern unter der in das Obergeschoß führenden Treppe.

Da die Stube die Straßengiebelseite des Hauses einnimmt, so pflegt sie, um sowohl Straße als Hof übersehen zu können, in der Hofecke eine Fenstergruppe zu haben, unter welcher der Familientisch mit umlaufender Bank steht. Von der Tiefe der Stube ist gewöhnlich eine besondere Kammer abgeteilt, die als Schlafkammer der Eheleute dient. Meist besteht die Trennungswand aus einem oben offenen oder mit Gitterwerk ausgesetzten Holzverschlag; wo sie eine feste Wand ist, pflegt der Stubenofen in einer darin ausgesparten Öffnung zu stehen.

Die Treppe zum Obergeschoß liegt im Ern, in unserem Gebiet meist in der Ecke zwischen Haustür und Stubentür, oft als Spindeltreppe mit hohler, profilierter Spindel aus einem durchgehenden Eichenstamm nicht ohne Kunst gebaut. Wo der hintere Teil des Ern durch eine Wand als Küchenraum abgetrennt ist, pflegt die Treppe sich von den zur Stube führenden Treppenstufen abzuzweigen und längs dieser Wand emporzuziehen.

Dem Obergeschoß, das ungefähr dieselbe Raumeinteilung wie das Erdgeschoß hat, ist im Tagesleben des Bauern bei weitem nicht die gleiche Bedeutung wie diesem zugeteilt. Es dürfte sogar als ein nicht unwichtiger Beweis für seine Übertragung aus dem Stadthaus anzuführen sein, daß es im Bauernhaus eigentlich entbehrlich ist. In der rauhen Jahreszeit wegen Mangel an Öfen unbenutzbar, dienen seine Räume als Vorratskammern, als Schlafzimmer des Gesindes oder erwachsener Kinder, in seltenen Fällen als Ausgedingwohnung für die Eltern. Mieter sind im Bauernhause unbekannt, höchstens in neuester Zeit in den zu Vororten von Fabrikstädten gewordenen Dörfern vereinzelt anzutreffen. Der Hohlraum des Daches, der Speicher, dient wie überall so auch in Nassau zur Aufbewahrung von Feldfrüchten und ähnlichem.

Der Bau des Bauernhauses ist ursprünglich durchweg Holzbau; auch das Erdgeschoß hat meist diese Konstruktionsweise noch bewahrt. Manchmal hat die Stube von vornherein zwei Steinmauern. In den meisten Fällen hat man wohl das uns oft begegnende massive Erdgeschoß als eine



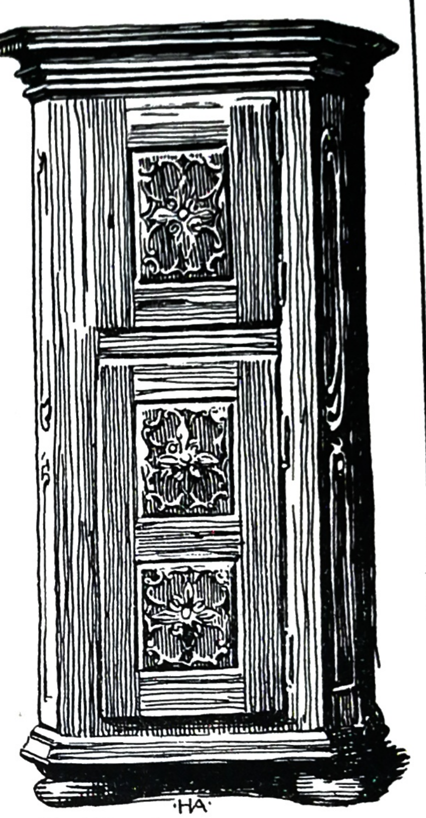
Molsberg, Bauernhaus

spätere, durch das Faulen der Grundschwellen und der in sie eingezapften Pfosten notwendig gewordene Erneuerung anzusehen. Als eine durch die Mode geforderte „Verschönerung" mag es gelten, wenn in manchen Dörfern alles Fachwerk des Erdgeschosses überputzt ist, wobei man nur die starken Eckpfosten im Holz stehen zu lassen liebte.

Das nassauische Holzhaus der nördlichen Gebiete trägt in seiner ganzen Erscheinung einen wesentlich ernsteren, massiveren Charakter als das der rheinischen und südlichen Taunusgegend. „Die leichtere, lebhaftere Art des Rheingaus äußert sich baulich in einer größeren Mannigfaltigkeit der Massenverteilung, die stets mit Maß und feiner Abwägung vorgenommen wird; sie zeigt sich im Gegensatz zum Norden freier bewegt, leichtlebig und weltfroh." Alle die anmutigen Gruppierungen der einzelnen Gebäudeteile, die malerischen Dachverschneidungen, die Zwerchgiebel, die Erker mit Ecktürmchen usw., die den malerischen Charakter rheinischer Dorfstraßen ausmachen, fehlen dem Norden. Geschlossen viereckig, mit schlichtem Satteldach zwischen zwei Giebeln, selbst ohne den die starre Silhouette mildernden Krüppelwalm erhebt sich das Haus des Westerwaldes und der Biedenkopfer Landschaft stämmig und selbstbewußt im Schmuck seiner starken, schwarz vom weißen Verputz sich abhebenden Pfosten und Riegel.

Die Zweigeschossigkeit der Häuser kommt auch in der Konstruktion aufs deutlichste zum Ausdruck. Der Ständerbau, bei dem die Eckpfosten vom Sockel bis zum Dach durchgehen und die Schwellen in diese eingezapft sind, ist äußerst selten und fast nur bei Scheunenbauten zu finden; nur die Grundschwelle des Erdgeschosses ist manchmal in den stumpf auf die Steine des Sockels aufgesetzten Eckpfosten eingezapft. Das Haus besteht meist aus zwei selbständig verzimmerten Teilen, so daß sich das Erdgeschoß über der Zwischenbalkenlage noch einmal wiederholt.

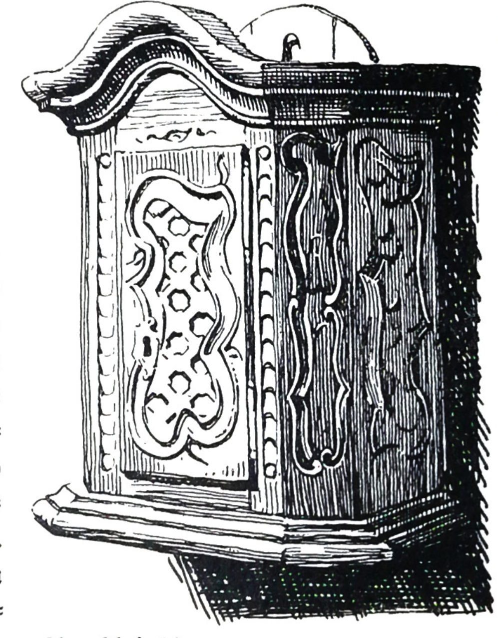
Pfosten, Streben und Riegel beleben in einem durch ihre konstruktive Bedingtheit besonders reizvollen Spiel die Flächen. Bei den älteren Typen findet man selten die durch ihre Regelmäßigkeit langweilige Pfostenaufteilung, die das heutige Fachwerk kennzeichnet. Nur die Bundpfosten der inneren Zwischenwände gliedern außen sichtbar die Fläche. Gleichwertig mit ihnen wirken die starken, oft aus Krümmlingen gearbeiteten Streben, die in starker Neigung (50 bis 60 Grad) von der Schwelle gegen das obere Ende des Pfostens anfallen; eine kurze, häufig geschweifte Knagge stützt von hier aus die Pfette. Auf den Ecken entsteht durch die hier (immer von innen nach außen, nie umgekehrt) von beiden Seiten anlaufenden Streben der sogenannte „Riese". Der starke, oft 40 bis 50 cm messende Eckpfosten wird, auch wo sonst keine Schnitzerei angewendet wird, gern mit Ornamenten verziert. Es ist nicht uninteressant, zu verfolgen, wie dem ursprünglich naiven Schnitzmesser neutrale, band- oder flechtwerkartige, auch wohl rankende Verzierungen naheliegen, während später eine „architektonische" Schulung des Zimmermanns hier pilaster- oder kandelaberartige Ziersäulchen entstehen läßt. Im klassizistischen Zeitalter begegnet man hier sogar manchmal einer auf Grund geschnittenen Quaderung.



Wandschrank

Die Zwischenpfosten, häufig nur einer zwischen zwei Bundpfosten, trennen zugleich die gern paarweise angeordneten Fenster; bei älteren Bauten finden sich die seitlichen Fensterpfosten in die Streben eingezapft, eine Anordnung, die für das Gebirgshaus charakteristisch zu sein scheint. Zwei Reihen von Riegeln bilden die Horizontalbänder, die untere als Fensterbänke ziemlich hoch, selten unter 1 m über der Balkenlage liegend, die oberen am Anfallspunkt der Streben an die Pfosten. Den Fenstersturz bildet bei der geringen Stockwerkhöhe (2,50 bis 2,70 m) häufig die Pfette selbst, manchmal sind noch besondere Fensterstürze unter dieser eingeschoben. Kleinere Streben, die den unteren Teil der Hauptstreben abstützen, andere, welche die oberen Gefache durch eine Diagonallinie teilen, endlich das mannigfaltige Spiel von Kreuzriegeln in den Fensterbrüstungen beleben mit ihren oft geschweiften, eingekerbten oder sonst ausgegründeten Formen die Fläche. Doch ist das mutwillige Spiel der Linien, das am Rhein und in den südlichen Kreisen zu Hause ist, im Gebirge nicht beliebt.

Auch an Schnitzereien ist das Holzwerk der Gebirgshäuser nicht reich. Fensterbrüstungen, in die geschnitzte Füllbretter eingesetzt werden, Wappen, Hausmarken oder biblische Geschichten enthaltend, kommen beispielsweise am Hof Westert und am Baldusschen Hause in Bellingen vor; auch der Türsturz nimmt in einer Kartusche wohl die Jahreszahl und die Namen der Erbauer nebst einem Bibelspruch auf. Im nördlichen Biedenkopfer Kreis zeigt sich niederdeutscher Einfluß in den Schnitzereien der Balkenköpfe und der zwischen ihnen eingesetzten Füllbretter. Die an gedrehte Taue erinnernden Motive der letzteren und die Fächermotive, die sich hier an den (sonst nicht vorkommenden) Fußstreben der Pfosten finden, erinnern an

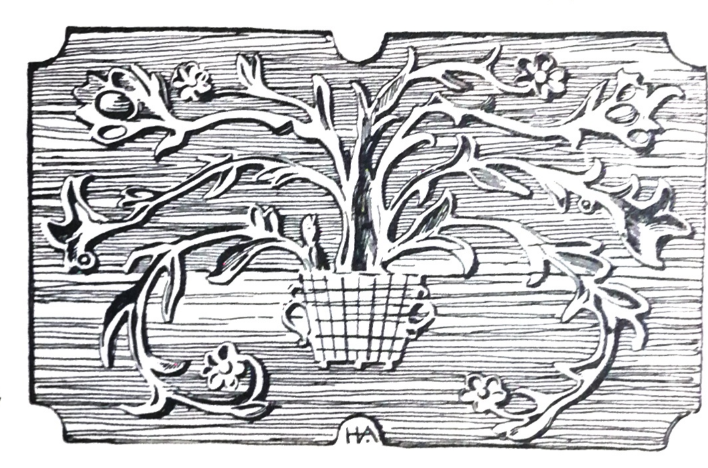

Hängeschränkchen

niedersächsische Holzbauten (Gladenbach, Buchenau, Hatzfeld). Hierher gehören auch die als Unikum in letzterem Orte (nahe der westfälischen Grenze) vorkommenden gekreuzten Giebelsparren mit Pferdeköpfen. In den Walddörfern des südlichen Teils von Biedenkopf begegnet uns das ziemlich willkürliche auf Eck- oder Türpfosten geschnitzte heidnische Sonnenrad.

Der farbige Eindruck der Häuser ist durch das Schwarz des Holzwerks, das Weiß des Verputzes in den Fachen und das Grau des Schiefer- oder das dunkle Bronzegrün des Strohdaches ein sehr ernster; die an sich meist bedeutende Stärke der Hölzer wird manchmal durch schwarzes Überstreichen auf den Putzgrund gesteigert. Das dem deutschen Holzhause ursprünglich eigentümliche Rot des Holzwerks, das sich im Süden und Westen noch erhalten hat und hier mit dem Gelb des Verputzes ein freundlicheres Bild gibt, findet sich im Norden nicht. Eigentümlich ist diesem an manchen besonders rauhen Orten die Beschieferung (Battenberg, Rathaus), die aus dem Sauerland herübergenommen ist und in Herborn die ganze Länge der nach Norden und Westen gerichteten Straßenfronten zu bedecken pflegt.

Einen besonderen Schmuck erhielten die Putzflächen durch die Kratz- oder Stipptechnik. Wenn sie auch keine unserer Gegend ausschließlich angehörige Verzierungsart ist, sondern auch in Oberhessen, im Taunus oder im Odenwald häufig getroffen wird, so ist diese Kunst doch namentlich im Norden des Kreises Biedenkopf in einer so hohen Ausbildung erhalten geblieben wie an keinem anderen Orte. Die Wirkung, die durch verschiedenartige Manipulationen erzielt wird und gelegentlich auch die Färbung des Putzes zu Hilfe nimmt, beruht im wesentlichen auf dem Gegensatz von glatten und rauhen Putzflächen. Die Rauhigkeit (meist des Grundes) wird im nassen Mörtel entweder durch Kämmen (Schraffieren) oder durch Stippen mit zusammengebundenen Reisern erzielt. Ein derartiges Instrument, das beim Eindrücken in den Putz einen aus fünf Punkten bestehenden Stern hinterläßt, wird auch, Stern neben Stern, zum Konturieren verwendet. In den aufgerauhten Putz wird nun die Zeichnung mit einem Stift eingeritzt und innerhalb des Konturs mit einem löffelartigen Eisen glattgestrichen, auch wohl schwach modelliert. Bewundernswert ist bei vielen der erhaltenen Beispiele die Sicherheit, mit der die an Abwechslung reichen und den verschiedenen Putzfeldern in vortrefflicher Raumverteilung angepaßten Ornamente improvisiert sind. Es ist eine Kunst, die nur durch lebendige Überlieferung gepflegt werden konnte und erfreulicherweise noch nicht ausgestorben ist. Die Scheunenwand in Friedensdorf ist laut Inschrift von Meister Dam in Holzhausen (bei Gladenbach) 1878 verfertigt; eine andere Putzverzierung im gleichen Dorfe trägt die Jahreszahl 1893.

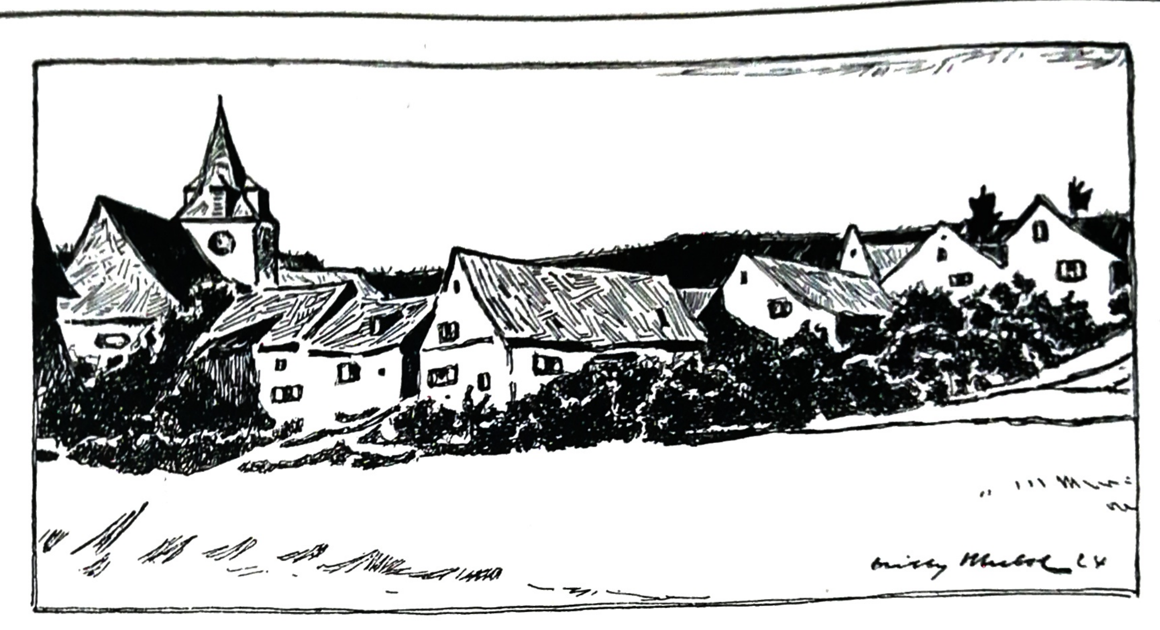
Da das Holzhaus im Spiel seiner Pfosten und Riegel seinen Schmuck an sich trägt, so finden wir auch kaum eine weitere Hervorhebung einzelner Teile. Die aus schwächeren Pfosten vor die Konstruktionsteile vorgenagelten Fensterumrahmungen, die aus zwei unten in Konsolen ausgehenden Seitenpfosten, einem darübergelegten profilierten Deckbalken und einem eingezapften Brüstungsriegel bestehen, ein Schmuck, der dem fränkischen Hause in seinem ganzen Gebiete eigen ist, findet sich hier nur ausnahmsweise. Dagegen ist die Haustüre meist durch eine vorgesetzte Umrahmung hervorgehoben.



Schloß Friedewalt, Geschnitzte Bettlade



W. Thielmann, Herborn: Stadtbild mit Gretetreppe



Mulot, Kerkerbach

Westerwälder Spätherbst

Von H. L. Linkenbach

Über die Höhen des Westerwaldes fegt der Novemberwind, und Baum und Strauch, von denen er die letzten Fetzen des bunten Herbstkleides reißt, warten frierend zusammengeduckt auf die wärmende Sonne. Und sie kommt, die weiße Mittagssonne des Spätjahrs, und bedeckt die Landschaft mit ihrem feinen, blaßfarbigen Schleier, der in vielgestaltige, weiche Bewegung auflöst, was starr war und tot. Es liegt ein seltsamer Zauber in dem schattenüberspielten Greisenantlitz der sanft beleuchteten Natur. Feine Züge treten zutage, die der prunkhafte Sommerreichtum nicht ahnen ließ. Deshalb sind sie mir besonders lieb, jene späten, rauhen Herbsttage, die die Eigenart der heimatlichen Westerwälder Erde ohne Schminke und Tusche in herber Schönheit offenbaren . .

Kurz hinter Welschneudorf — die Kemmenauer Bauern sprechen von „Trierischen", wenn sie die wohlhabende Nachbargemeinde meinen — verliert sich der Steg im dichten Buchenwald.

Draußen lärmt der Wind auf den Äckern, macht den pflügenden Landleuten rote Backen und Ohren; innerhalb der Buchenwälle aber hat er nichts zu suchen. Nur leicht darf er über die kahlen Wipfel hinstreichen und den Wanderer erinnern, daß er ein Wörtlein mitzureden hat. Das Machtbereich der Spechte ist hier. Allenthalben hämmern sie an den Stämmen, flattern auf, schreien, unterstützt von dem munteren Meisenvolk, das den Spätherbstchoral nicht monoton werden läßt.

Ein paar Rehe betreten sichernd den Weg, um im nächsten Augenblick mit langen Sätzen im Gestrüpp zu verschwinden.

In der Ferne tutet ein Schweinehirt, treibt ein Bauer mit heiseren Worten seine Ochsen an. —

Dann wieder Stille.

Jetzt lichtet sich der Wald, und das freie Hochplateau liegt vor mir. Wie ein milchblauer Baldachin ruht die weite Wölbung über den Bergen. Müde und blaß, doch groß und schön sinkt die Sonne. . . Zwischen sattbraune Äcker schieben sich Stoppelfelder und herbstzeitlosenbestandene Wiesen, umfangen von rostrotem Wald . .

Tiefe, dunkle Schluchten zerreißen das Hügelland, über dem tannengekrönte Felsgruppen aufragen, und das ganze Bild umfriedigt die stahlblaue Bergkette der fernen Taunushöhen, während drüben die hohen Gipfel des oberen Westerwaldes in silbernen Nebeln verdämmern.

Auf einer wie zufällig im Feld aufsteigenden Anhöhe haben die Hömberger Bürger ihr Wasserreservoir angelegt und daneben aus ein paar Bohnenstangen ein Kreuz errichtet.

Und seltsam, der Behälter, der den nassen Segen birgt, wird kleiner und kleiner und verschwindet endlich ganz vor den halbgeschlossenen Augen. Das schwanke Kreuz dagegen wächst und dehnt sich, die kümmerlichen Stangen werden zu schweren Eichenbalken, und aus dem Steingeröll bilden sich wuchtige Felskolosse, die das leuchtende Wahrzeichen halten und stützen.

So steht es da mitten in der Westerwälder Landschaft und läßt sich nicht wegdenken und wegdeuteln . . .

Die Hömberger freilich sehen tagein tagaus nur den stattlichen Wasserbehälter und daneben zwei gekreuzte Bohnenpfählchen, und ich werde mich hüten, sie eines andern zu belehren.

Denn das ist das Gute an diesen Tagen, daß sie uns nicht zu matten Träumern machen, sondern den Sinn zur rechten Zeit ohnehin wieder auf die Wahrheit einstellen und das unkörperlich Geschaute ohne Trauer als flüchtiges Traumbild erkennen lassen. — — —

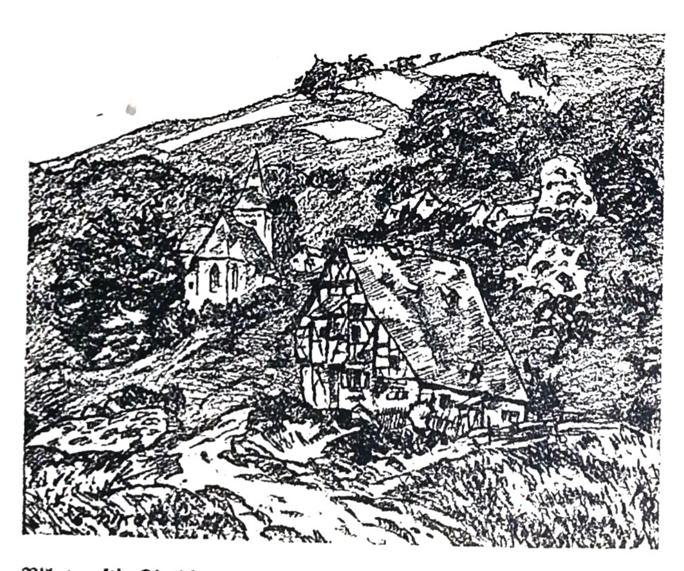
Von Hömberg aus zieht sich die neue Landstraße in langen, spitzen Windungen zum Lahntal hinunter.

Fortwährend wechselt die Landschaft; immer neue Ausblicke öffnen sich, als hätte das liebliche Flußtal hier seinen ganzen Zauber auf einer Stelle zusammengedrängt. — — —

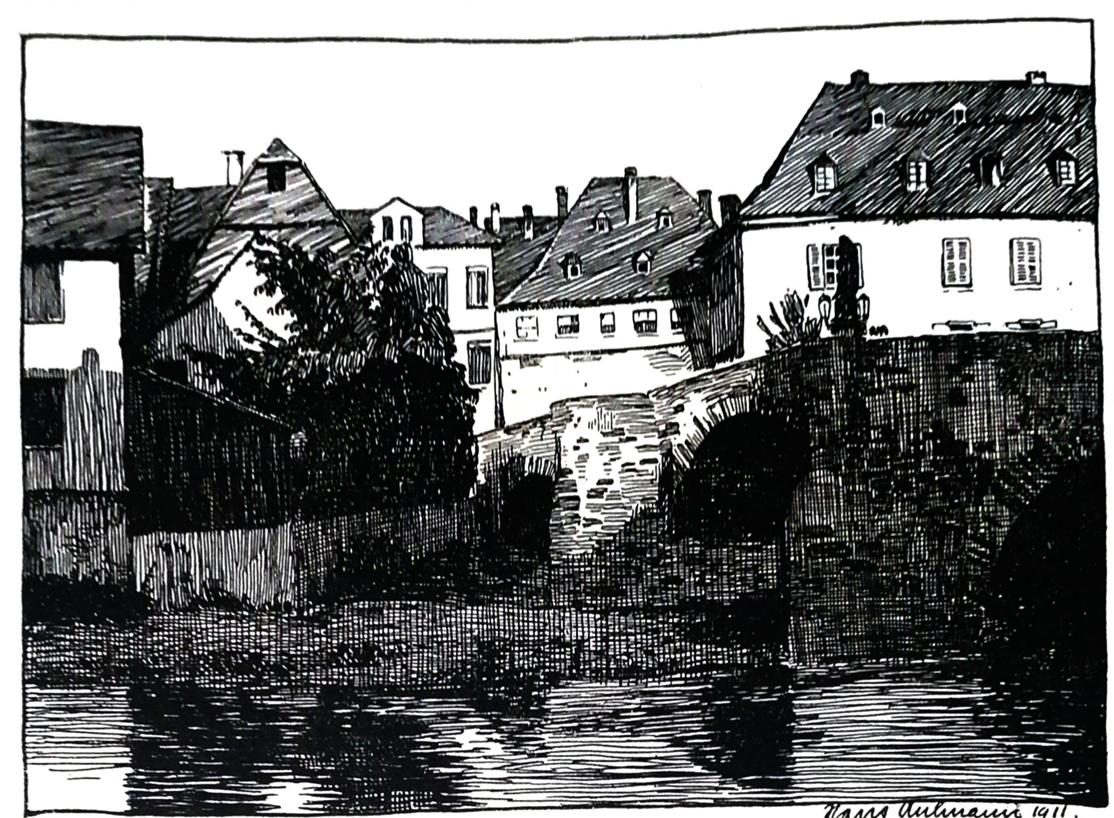
Schon segnen die kühlen Hände des Novemberabends Bergwald und Tal.

Weiche Schatten fließen um den Burgberg und den wuchtigen Turm der Ruine Nassau, die das Städtchen überragt.

Und nun heben die Kirchenglocken ihr feierliches Sonntagsgeläute an. Klar und voll dringen die Töne zu der Höhe empor, wo ich stehe und lausche. Von allen Tälern unter mir hallen die Glocken wider. Taunus und Westerwald gehen in Nebenflüssen ineinander über, und auch für meine Seele wird alles Übergang. . .



Nikutowski, Kirchähr



Hadamar

Karl Wilhelm Diefenbach Von Fidus

Nicht zur Heimatkunde, nein, zur Weltkunde sollte es gehören, von Karl Wilhelm Diefenbach zu wissen. Und nicht nur von ihm gehört zu haben, denn das haben wohl Weltenbummler und internationale Zeitungsleser eher als seine Landsleute. Aber seine wahre Bedeutung zu kennen und auf ihn stolz zu sein, das ziemte sich nicht nur für seinen westerwäldischen Stamm, sondern für alle Deutschen! Denn der „verrückte Maler" Diefenbach ist ein Kulturträger von Weltbedeutung und ein Deutscher! und seiner Werte sind viele, um welche wir der Fremde zu danken fast schon gewöhnt wurden, weil wir ihre erste Quelle verkannt, ja durch Nichtbeachtung oder Mißbrauch zum Versiegen gebracht haben. Deutschland hätte auch in diesem Falle wieder das Heil bei sich selber suchen können, statt es von den Fremden zu erwarten, und es wird hohe Zeit, daß es durch verstehendes Entgegenkommen einem seiner Märtyrer genugtue und seiner Wirksamkeit freiere Bahn schüfe. Meister Diefenbach ist im Kampfe gegen Rückständigkeit ergraut und seine Kraft gebrochen worden. Seine Ideen aber und Anschauungen, im plastischen Sinne des Wortes genommen, sind heute Grundsinn der modernen ästhetischen Kultur.

Ja, seine Ideen! Denn sie waren doch nicht vorhanden, als er vor 40 Jahren eben wegen dieser Anschauungen — und was mehr ist: Taten — verfolgt wurde, und sie sind auch heute noch so unklar oder unbewußt ins Volk gesickert, daß er, der Vorkämpfer, wegen seiner folgerechten Tatbereitschaft noch immer verlacht oder doch bedauert wird. Stolz sollten wir auf diesen Genius sein und seinem Einflusse die volkstümlichen Bahnen öffnen!

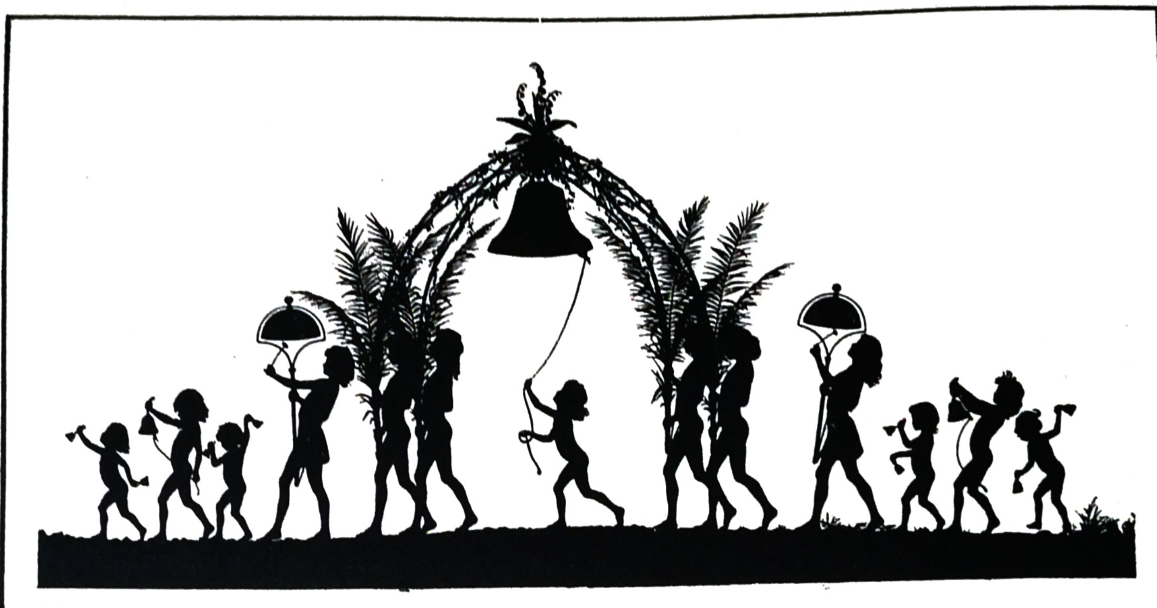
Man wird mir entgegenhalten, daß ich für ein „verkanntes Genie" spräche; daß die wahre Größe von selbst gesehen würde; daß die wirkliche Kraft sich selber durchsetze und daß eine verhinderte Macht ein Unding in sich sei. Man wird gern mit geschichtlichen Größen kommen. Alles dies gebe ich nur zu gern zu; aber die Geschichte hat auch, ach, zu viele entgegengesetzte Beispiele; nämlich, daß große Geister in der Stille gewirkt, unbekannt, im Elend oder gar verfolgt umkamen, und daß



Diefenbach: Aus „Per aspera ad astra"

erst die Nachwelt sich ihrer Leistungen bewußt wurde, oder daß gar die Mitwelt andern ihren Dank zollte und zu fragwürdigem Erfolge verhalf. Wir brauchen nicht bis Jesus hinaufzuweisen, um persönlichen Untergang mit geistigem Siege vereinigt zu sehen — gerade die Kunstgeschichte bietet vorwiegend solche Beispiele. Ein anderer „verrückter Maler", Rembrandt, starb im Elend, und jetzt wird er in jeder Richtung gefeiert, ja wohl auch geistig überschätzt. Andere starke Künstler konnten nur durch ein hohes Alter und übermenschliche Kräfte ihren Erfolg und damit bestes Auswirken noch erreichen. Der heldenhafte Kleist beantwortete die hoffnungslose Verständnislosigkeit seiner Zeitgenossen mit dem Selbstmorde aus gemeiner Not. Kein Wunder, wenn nun gar in einer Zeit, in welcher Millionen und Milliarden für „alte Kunst" und eingeredete Werte und für deren Erhaltung hingegeben werden, lebendiger, zukunftkühner Geist, der dem Leben vorbildlich vorangehen will, scheinbar erfolglos bleiben muß. In Wahrheit bleibt er es ja nicht, und ich will mit meinen Worten hier auch weniger einem Genius helfen als seinen Zeitgenossen, besser zuzugreifen, wo es Werte zu erkennen und am eigenen Leben fruchtbar zu machen gilt. Ich habe es bei jeder Gelegenheit versucht, zuletzt öffentlich an seinem 60. Geburtstage.

Ein Maler soll Karl Wilhelm Diefenbach sein? — nein, ein Kulturschöpfer! Ein Denker, ein Philosoph? — nein, ein Tatmensch, und das ist mehr. Und er betätigte nun nicht etwa ein „stilles Glück im Winkel", sondern er kämpft seit einem Menschenalter für Dinge, die nun jeder weiß, wünscht und begrüßt, die aber keiner unbedingt tun mochte oder so allseitig tun konnte. Genoßt ihr je die Segnungen der heute aufblühenden Freiluftbäder und -spiele? — Diefenbach wurde dafür vor 30 Jahren vor Gericht geladen! Saht ihr froh den Tänzen der Isadora Duncan und ihrer Nachfolge zu? — Diefenbach hatte solche vor 30 Jahren gezeichnet und in seinen späteren unstäten Heimstätten vergeblich verwirklichen wollen. Wohntet ihr modernen Freilichttheatern oder antiken Dramen im Zirkus bei? — Diefenbach wollte den riesigen Steinbruch am Isarabhange, in welchem er gegen Ende der achtziger Jahre Zuflucht fand, zu einem Freilicht-Amphitheater abbauen für neue Dramen, für seine Heilspredigten und für festliche Vorführungen seiner Lebensgemeinschaft. Aber er mußte, als Freiwohner der Stätte, einer elektrischen Kraftstation weichen, die die Steine und die Strömung der Isar brauchte. Erst viele Jahre später, nachdem Diefenbachs Ideen längst hinausgerufen und gezeigt wurden, auch durch seine Schüler und Freunde, schrieb Peter Behrens sein trefflich zusammengefaßtes Büchlein „Feste des Lebens und der Kunst", und dieser Künstler durfte mit großherzoglicher Hilfe im neuen Stile sich auch sichtbar versuchen. Aber die Festhäuser und Dramen sind noch immer auf Bayreuth beschränkt geblieben.



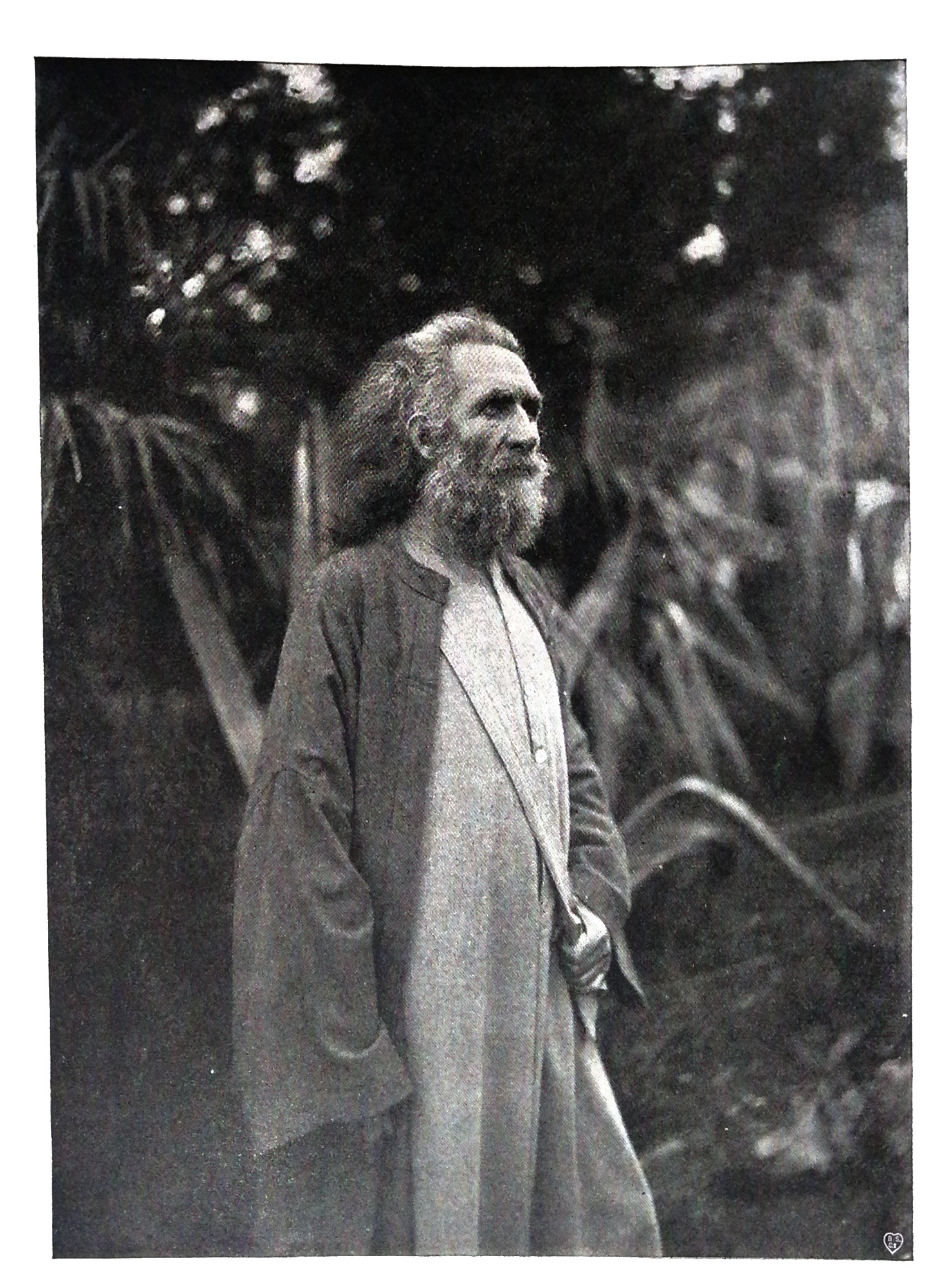
Diefenbach: Aus „Per aspera ad astra"

Ja, der „neue Stil"! Kann man sich die moderne Handwerkerkunst und die Gartenstadt wieder hinwegdenken? — Diefenbach entwarf schon damals für seine Familie die sinnvollsten und linienschönsten Geräte und Bauten. Daß er sie nicht verwirklichen und dadurch zur Reife entwickeln konnte, ist wahrlich nicht des Zufrühgekommenen Schuld, der meist ums nackte Leben ringen mußte und leidend war. Aber er verfiel auch nicht in den Fehler der Ermüdung oder der totgelaufenen Eigensucht, die sich schließlich „vornehm" bescheidet, wieder in alte, gegen das neue Leben verstoßende Stile zurückzufallen.

Gleichzeitig mit Professor Jäger und längst vor Dr. Lahmann trat Diefenbach mit Kleidungsreformen auf, am eigenen Leibe und auf ähnlichen Erkenntnissen fußend wie jene. Aber da er keine „Systeme" schrieb und gar bald zum äußersten Ideal der losen und schönen Gewandkleidung, ja zur bedingungsweisen Nacktheit vordrang, hatte er natürlich keinen Erfolg und konnte er solchen auch nicht obendrein durch eine Industrie stützen. Dieser Vergleich soll durchaus den Dank für die Errungenschaften jener beiden Männer nicht verringern. Wer die Freude und Frische der vegetarischen Ernährung kennt, wird wiederum Diefenbach als einem der frühesten und kühnsten Vorkämpfer danken. Wer ahnte nicht in einsamer Erhebung, in großem Geschicke oder meinetwegen auch auf freien Religionskongressen etwas vom eingebornen Gotte in der eigenen Brust! von der dogmenlosen Menschlichkeit und Seelenverbrüderung! von geheimer Naturzwiesprache! — Diefenbach wurde lange vor irgendeinem Modernismus wegen solcher Erkenntnis der Religionslästerung angeklagt, seiner Kinder beraubt und diese gewaltsam getauft. Er lehrte die Selbstherrlichkeit des seligen Gewissens und einer tanzenden Weisheit, ehe Nietzsche bekannt wurde, und zerfraß sich nicht in spitzfindigen Widersprüchen und Umwertungen. Er war immer schaffend, nie verneinend.

Gewiß, fast alle diese Züge finden wir in Vorgängern auch bei andern Nationen schon vorgezeichnet, vor allem bei Rousseau und später bei denen um Ruskin; aber weder so umfassend zusammenklingend, noch künstlerisch so einleuchtend ausgesprochen. Die Ähnlichkeit mit Rousseau ist, auch im Äußerlichen, größer, als man zumeist weiß, denn auch dieser lebte seinen Anschauungen und führte tatsächlich gegen Ende seines Lebens ein „Diefenbachisches" Einsiedlerleben. Er ging im Talar und ließ sich die Haare, ja selbst den Bart wachsen, was damals unerhört war. Von all diesem aber wußte Diefenbach kaum etwas, und seine Entwicklung zu so großartig geformtem Lebenswillen geschah ganz aus seiner Natur und der damaligen Allgemeinbildung heraus. Das war zugleich seine Gefahr; denn manche Verstiegenheit und Verbitterung, ja Ansätze zum Verfolgungswahne entstammen dieser vermeintlichen Einzigartigkeit.

Karl Wilhelm Diefenbach wurde am 21. Februar 1851 als Sohn eines kunstbestrebten Zeichenlehrers, Leonhard Diefenbach, zu Hadamar in Nassau geboren, einem Städtchen des Westerwaldes, nahe bei Limburg a. d. Lahn. Der kränkliche, etwas verwachsene Vater konnte seinen Kindern nur eine gute Erziehung mitgeben. Ein alter Bildentwurf unseres Meisters zeigt die traulich musikalische Stimmung dieses Kreises, dem eine seelentiefe Mutter vorstand. Das selbstgemalte Bildnis dieser Mutter rief Diefenbach in seinen späteren Schicksalen noch stets als Schutzheiligtum an. Der junge Karl Wilhelm stellte sich schon früh in ungewollten geistigen Gegensatz zu seinen Geschwistern, was er in seinem Gemüte schmerzlich empfand und was sich später immer mehr hervorkehrte, als er in München als photographischer Zeichner erwerbend tätig, auch seine Eltern fast gänzlich unterstützte. Er verdiente nebenher durch Zeichnen und Dichten von Kinderbilderbüchern, das schon sein Vater betrieb, sehr gut. In diesen Kinderwerken sind die ersten Keime zu seinen späteren idealen Kinderdarstellungen zu finden. In der Kunstanstalt von J. Albert retuschierte und malte er Porträts, und in diesem Dienste hat er manches treffliche Bildnis geschaffen, u. a. auch in persönlicher Sitzung eins von dem ermordeten Erzherzog Rudolf von Österreich und manche auf den Schlössern seines Landesherrn Adolf von Nassau. Sein Streben aber war, freier Künstler zu werden mit vorbildlichen Schönheitsidealen, so wie Schiller ihn anrief, und der Jüngling errang sich mit Unterstützung des Herzogs von Nassau den Besuch der Münchener Kunstakademie. Auch an dieser Stätte war er nicht ohne Kämpfe. Der anhebende materialistische Geist in der Kunst und der leichtfertige Ton seiner Mitstudierenden forderten seinen Widerspruch heraus und die Feindseligkeit jener. Damals unterschied er sich von seinen Zeitgenossen noch durch keine äußere Lebensweise, aber in technischer Tüchtigkeit nahm er es mit den besten Künstlern auf, wie seine alten Studien zeigen. Beim Eislaufen lernte er ein Mädchen kennen, die Tochter eines bekannten Malers aus der alten Wilhelm-Kaulbach-Schule. Diese, von Diefenbach später, auch in seinen Veröffentlichungen, Maja genannt, ward ihm bald Modell und freie Gefährtin; ihre selbstlose Opferbereitschaft hat ihm später immer wieder nahegestanden. Aber Diefenbach nahm seine leidenden Eltern zu sich nach München und begrub seinen Vater bald, seine Schwestern unterstützte er. Gegen Ende der siebziger Jahre wurde der Sohn und Ernährer todkrank am Typhus und er verlor durch eine Operation fast alle Muskeln des rechten Armes. Die zarte Pflege seiner Mutter und einer barmherzigen Schwester erhielt ihn aufrecht. Aber seine rechte Hand war so unbrauchbar, daß er für Jahre mit der linken Hand schreiben mußte. War schon hierdurch seine künstlerische Arbeitskraft fast gelähmt, so ließen ihn von da ab körperliche Leiden und Schicksalsschläge nicht ruhen. An ihnen entwickelte er aber seine neuen Lebensanschauungen im Nachdenken über die Unnatürlichkeiten im Denken und Tun. Auch seine Mutter starb. Meist leidend, war er dem Unverstehen seiner Geschwister preisgegeben, die seine Maja natürlich von ihm fernhielten. Da, von einer Erholung und geistigen Erhebung auf dem Hohen Peißenberge nach München zurückkehrend, lernte er in der Eisenbahn eine junge Dame, eine Erzieherin, kennen, seine spätere „Frau“, wie er sie nur in „Gänsefüßchen“ nannte. Als er wieder krank wurde, ward sie seine Pflegerin und später die Mutter seiner drei Kinder. Nach der Geburt des ersten Kindes, des Sohnes Helios, bewog sie ihn, ihr Verhältnis zu legitimieren, und zwar, nach Diefenbachs Klagen, durch seelische Gewaltsamkeiten. Die Geschichte seiner ersten Ehe, deren späteren Verlauf ich als Diefenbachs Schüler miterlebte, würde noch manches zum Verständnis seines Martyriums beitragen, wenn auch des Meisters eigene Bemühungen, sie vor die Welt zu bringen, von krankhafter Erregtheit getrübt zu sein scheinen wie all sein Hadern gegen diejenigen Zeitgenossen, mit denen er auch nur die geringste Reibung erlitt. Jedenfalls ging diese Frau nicht in gleichem Schritte mit diesem Manne; sie starb 1890 während seiner stets verhinderten Bemühungen um Scheidung. Hier ist eine unselige Ähnlichkeit mit Rousseau; er hatte kein Glück am Weibe, und seine Kinder, denen er eine ideale Erziehung geben, sie vor all den Irrtümern und Entartungen der alten Weltanschauung bewahren wollte, sie wuchsen in den ewigen Kämpfen und Irrfahrten fast unerzogen auf und lernten für späteres Fortkommen wenig; — der französische Erziehungsreformator allerdings steckte seine Kinder ins Findelhaus. Eine Verschiedenheit gegen den Einsiedler von Ermenonville aber besteht



Karl Wilhelm Diefenbach

darin, daß Diefenbach niemals wirklich Einsiedler und bei seinen körperlichen und seelischen Leidenszuständen niemals mehr still Werkarbeiter werden konnte, sondern immer in Kämpfen, Rechtfertigungen, Angliederung von Schülern, Freunden und Gönnern sein Heil suchen mußte und — naturgemäß unbefriedigt blieb, ja seine Lage stets verschlimmerte. Einsiedler hätte er ja nicht bleiben dürfen, wenn er erfolgreich seine weitschauenden Pläne ausgeführt hätte, aber so nun konnte er es auch nicht, es lag nicht in seiner Natur, nicht in seinem Geschicke, nicht in seiner Einsicht. Er wollte sich immer rechtfertigen und sein „Recht" erkämpfen — das war sein Irrtum. Der Voranschreitende hat aber nur zu dem recht, was er eben — kann.

In den ersten Ehejahren setzte er seine Reformideen in die Tat um. Er hing seinen Säugling nackt in einer Hängematte ans Fenster in die Sonne — die Nachbarn zeigten den „Rabenvater" bei der Polizei an. Er wurde Vegetarier jeder Versuchsart, aus Gefühl, Bedürfnis und Erkenntnis — man bedauerte die arme Frau, die nicht mehr Küchensklavin sein sollte. Er gab den Kindern statt eines Christbaums einen ganzen Lichtertannenwald zur Sonnwendfeier — da wurde er als Ketzer verschrien. Er baute sich eine schöne braune poröse Sporttracht mit Kniehosen, ehe noch durch englische Rücksichtslosigkeit die größten Häßlichkeiten tonangebend wurden — er wurde als Orang-Utan verhöhnt. Allerdings schor er sich nicht nach der unfreiwilligen Ästhetik des glatzköpfigen Lebemannes Haar und Bart kahl, sondern ließ sie in germanischer Pracht wachsen. Er trug — das Allerunerhörteste vor 30 Jahren! — Sandalen, und sogar nach dem unverbildeten Fuß gearbeitete, wie sie damals nicht einmal bei historischen Schaustellungen zu finden waren. Dann hängte er, um seine knappsitzende Tracht nicht durch gestopfte Taschen zu entstellen, sich eine große wollene Tasche um, obgleich er nicht auf Reisen war! Man sieht: lauter praktische und ästhetische Selbstverständlichkeiten, die aber in dieser Welt der Gedankenlosigkeit und ewigen Rücksichtnahme als Verrücktheiten verschrien wurden. Er blieb jedoch dabei nicht stehen und machte daraus kein „System" und keine Industrie. Besonders der Ausruf „Orang-Utan" aus dem Munde einer Dame ging dem Künstler nach. Der patriarchalische Haarschmuck konnte diesen Titel nicht herausgefordert haben, denn gerade dies würdige Abzeichen unterscheidet ja den Menschen vom Affen, wenigstens in bezug auf Behaarung. Diefenbach sann der Schönheit nach, und da mußte er sich gestehen, daß seine Tracht zwar schöner als die Ofenrohruniform sei, auch praktischer und gesünder, aber daß sie vor einer künstlerischen Kritik doch nicht standhalte, wie z. B. die der Griechen. Sodann war er als Künstler wie als Hygieniker längst zum Ideal der Nacktheit vorgedrungen; diese aber ist auch praktisch schwer mit einer zugeschnittenen Tracht zu vereinbaren, da jede Verminderung gleich als unschöne Entkleidung empfunden wird und umständlich ist.

Also kam er zur losen Gewandung über den nackten Körper und dem Barfußgehen, höchstens mit dem Schutze von Sandalen gegen harte Wege, Kälte oder große Hitze. Aber auch hier wieder verfolgte er keine unvernünftige Strenge, wie z. B. Büßersekten, sondern er zog Strümpfe und gestricktes Unterzeug an sobald es das Wetter erheischte, ohne daß dadurch der äußere Charakter der Kleidung geändert wurde.

Von da ab war seines Bleibens nicht länger in der Residenzstadt München; die Akademie und die Künstlerschaft hatten ihn längst ausgestoßen. Er wurde wegen unsittlichen Aufzuges oder Verhöhnung der Barfüßermönche vor Gericht gezogen. Seine glänzende Verteidigung gab ihm Freiheit und dem Staatsanwalt Beschämung. Aber er mußte nun, schon längst in Not, sich eine Zufluchtsstätte außerhalb der Stadt suchen, was ihm nur unter Trennung von den Seinen gelang. Er war hilflos und geächtet. Da trat er auf, öffentlich seine Anschauungen zu verkünden und sein Tun zu rechtfertigen. Ein Jahr lang sprach er jeden Sonntag in großen Sälen „über die Quellen des menschlichen Elends". Ein Kulturkampf entbrannte über ihn und er gewann Anhänger und zuweilen Schüler. Nur drei waren damals von Bedeutung: der spätere Naturprediger Johannes Guttzeit, dessen Schwester und ein junger Mediziner aus Westfalen, den Diefenbach uns späteren Schülern als Vorbild aufstellte, der aber leider schon 1888 an Schwindsucht starb. Den herrlichen Siegfriedskopf dieser Feuerseele hat der Meister in einem bedeutenden Ölbildnisse festgehalten. Auch

der ältere Bruder dieses Jünglings, damals Gerichtsassessor, suchte Diefenbach in jeder Weise, besonders zu seinem Ehescheidungsprozesse, zu helfen. Natürlich wurden die Leidenszustände Diefenbachs und die etwaigen seiner Schüler — denn gesunde Menschen kamen damals noch selten zu einer Lebensreform —, ja des einen Tod gern seiner „verrückten" Lebensweise zugeschoben. Man denke auch nur: Menschen, die in einer Stadt des Bieres, der Kalbshaxen und eines „gefährlichen Klimas" nur von Schrotbrot und Früchten, höchstens Gemüsen lebten, nur klares Wasser tranken und „nichts anhatten"! und in der Nähe der gut katholischen Hauptstadt dieser „unsittliche Lebenswandel", bei dem es aber in Anwesenheit von Frauen nicht einmal zu der Freiheit der heutigen Familienbäder oder der Schönheitsgemeinden kam. Die polizeilichen Überwachungen und Anzeigen hörten auch nicht auf, und wenn wir unsere große Abgeschiedenheit in jenem waldigen Steinbruche zu Höllriegelsgreuth geltend machten und darauf hinwiesen, daß wir nur männlichen Geschlechts beieinander waren, so wurden wir wiederum, selbst in der Presse, in der Art verdächtigt, wofür erst später der Begriff homosexuell populär wurde. Ein weniger reiner Mensch als Diefenbach hätte alles wohl gleichmütiger hingenommen, er aber haderte mit der öffentlichen Meinung, natürlich vergeblich. Sie wurde ihm ja auch verhängnisvoll durch seine hilflose Abhängigkeit von seiner Umgebung.

In größter Verlassenheit fand ich den Propheten vor, als ich im Sommer 1887, ebenfalls enttäuscht durch den Geist der Akademie, ihn besuchte. Ich schloß mich als Achtzehnjähriger, voller Ideale, aber noch ohne Ziele, dem Einsamen und Leidenden an, in der Hoffnung, ihm durch persönlichen Beistand jeder Art zu neuer Schaffenskraft zu verhelfen. Sein Wesen und seine angefangenen Werke ließen mich an ihn als den kommenden Beglücker der Menschheit glauben. Sie waren mit nichts Hergebrachtem oder mir als schön Bekanntem zu vergleichen; sie trugen einen ganz zukünftigen Geist. Diefenbach lag meistens; seine Familie hauste in der alten Burg Grünwald jenseits der Isar, und die drei Kinder, die nur besuchsweise herüberkamen, entbehrte er schmerzlich. Hatte ich schon als Knabe im Lübecker Elternhause, als begeisterter „Wollener", ideales Kinderleben erträumt und gezeichnet — hier sah ich es, wenigstens in der Erscheinung, herzbezwingend vor mir: blondlockige, braungliedrige Elfen in weißwollenen kurzen, gänzlich unverzierten losen Kittelchen, die in jedem Augenblicke durch einen Knopf auf der Schulter gelöst werden konnten. Freilich in der übrigen Lebensart konnte oder wollte die Mutter nicht alle Forderungen des Vaters erfüllen, wenn sie auch selbst da draußen in der einfachsten grauen Wolltracht mitging. Wir Schüler gingen ebenso wie die Kinder und hingen nur bei Stadtgängen einen leichten grauen, ärmellosen Mantel um. Unsere wetterbraune Hautfarbe ließ uns nicht entkleidet erscheinen.

Nach anderthalbjährigem Ringen um Leben und Brot — ja Brot, selbstgebackenes herrliches Schrotbrot, aber das ergänzende Obst und Gemüse fehlte meist! — kamen wir endlich zur gemeinsamen Ausführung der weißen Schattenbilder „K i n d e r m u s i k". Diese jauchzenden Gestalten, weiß auf schwarzwolkigem Grunde, mit feinem Linienwerk ausgezeichnet, fand ich schon in zahlreichen Blättern vor und mehrere Verleger hatten sich vor Jahren schon um die Herausgabe gestritten. Aber die Anzahlung des Siegers war längst in dem Schlund des Diefenbachischen Schicksals verschwunden.

Die Versenkung in solche Arbeit ermöglichte uns meine Mutter, die zu Besuch kam, um mich aus der „Höhle des Löwen" zu locken, nachdem es im Jahre vorher mein Vater vergeblich mit Gewalt versucht hatte. Sie kam, fühlte sich aber bei uns glücklich und führte uns ein halbes Jahr die Wirtschaft. Sie setzte sich auch an die Kasse, als ich die erste Diefenbach-Ausstellung mit diesem Werke und seinen übrigen Entwürfen im Jahre 1889 in München veranstalten konnte. Die Ausstellung hatte einen starken Erfolg, aber Diefenbach konnte ihn nicht ausnutzen. Der Verleger wollte nunmehr die „Schülerarbeit" nicht annehmen, und die sofortige Weiterarbeit an den übrigen Werken scheiterte daran, daß mich Diefenbach gehen ließ, weil ich ihm über die nunmehr dringendsten Notwendigkeiten widersprach. Ich kehrte zur Akademie zurück und half nur getrennt von ihm nochmal an seinen Werken.



Nach einer abenteuerlichen Fahrt im Krankenwagen mit seiner Maja und dem ihn besuchenden Johannes Guttzeit ins Hochgebirge schloß sich ihm kurze Zeit ein junger Landschaftsmaler Fehrenberg an, mit dessen Hilfe er einige seiner großartigen Landschaftsbilder vollendete. Obgleich ihm der Aufenthalt im Steinbruchshause schon gekündigt war, baute Diefenbach an dasselbe noch eine feierliche Ausstellungshalle an in der Hoffnung, die Öffentlichkeit auch zu sich herauszuziehen und — ganz Diefenbach! — den Unternehmer des beabsichtigten Elektrizitätswerkes zu rühren, ihn wohnen zu lassen. Natürlich eine nach beiden Seiten vergebliche Tat, die ihn wieder nur in größere Schulden stürzte. Durch persönliche Fügung konnte er 1890 ein Bauernhaus in Dorfen, dem Gebirge näher, übernehmen, in das er sich wieder ein Atelier hineinbaute. Hier kam ich einmal zu Gaste, um Bilder malen zu helfen, die wir seit Jahren Lieferanten für Lebensmittel versprochen hatten „zu bedeutend höherem Werte, als ihre Rechnung betragen würde", wie unsere Bestellbriefe lauteten. Da diese Briefe der Sicherheit wegen gleich in mehrere Richtungen gingen, kam es, daß einst in unser Junggesellenheim gleich drei Nähmaschinen gesandt wurden — so wirksam war unser Angebot. Unser „Betrieb" war ja überhaupt nicht immer einsiedlerisch; ich habe während meiner vierjährigen festen und loseren Verbindung mit dem Meister an 50 Menschen gezählt, die für längere oder kürzere Zeit ihr Heil bei ihm suchten; auch einige Frauen waren dabei. So ging es nach meiner Trennung von ihm in gesteigertem Maße weiter.

Aulmann: Nach einem Holzschnitt der Hieronymus-Ausgabe in der Gymnasial-Bibliothek zu Hadamar

Im Sommer 1891 veranstaltete Diefenbach wieder eine Ausstellung in München in der „Löwengrube" am Frauenkirchplatze. Er verlor dabei mehr als er gewann, und meine Hilfe beschränkte sich auf die Ausmalung eines „Restaurants zum Meister Diefenbach" in der Jägerstraße nach seinen Entwürfen. Dies Lokal eines wegen irgendeines Beistandes von Diefenbach dankbaren Gastwirtes, keineswegs ein vegetarisches, kam aber immer mehr herab, und es sind, glaube ich, nur noch die seltsamen großen Glasfenster nach der Straße vorhanden.

Diefenbach mußte nun, um sich zu halten, eine Einladung des Österreichischen Kunstvereins nach Wien annehmen, der seine Kunst dort volkstümlich machen wollte. In Wahrheit suchte der Direktor Terke den Niedergang seines Instituts durch Diefenbach als Sensationsnummer hintanzuhalten. Sobald der Meister in die Falle gegangen war, mußte er auf Grund von „Verträgen" und allerlei Seelenzwängen wie ein Konzertmaler seine großen Weltanschauungsbilder heruntermalen und sich sehen lassen. Das Nähere findet man in Diefenbachs leider zweibändigen Anklageschrift „Beiträge zur zeitgenössischen Kunstpflege". Ein Faktor nicht in, sondern zu seinem Schicksal ist gewiß seine Vielrederei und -schreiberei zu seiner Rechtfertigung oder Rettung. Manche wirkliche Hilfsbereitschaft hat er sich dadurch verscherzt. Nach Wien sandte ich ihm auch den großen 70 m langen Schattenfries „Per aspera ad astra" nach, den ich nach unsern noch gemeinsam ausgereiften Skizzen inzwischen „ins Reine" gemalt hatte. Wenn auch die beiden genannten Kinderwerke in ihrer Reinschrift ganz durch meine Hand gingen, so war doch der Geist und skizzierend und leitend auch die Hand Diefenbachs in ihnen lebendig. Wiederum muß ich hier betonen, daß es ein Irrtum unserer heutigen materialistischen Kunstauffassung ist, wenn man diese Werke mir zuschreibt, weil ich meine Hand dazu lieh und weil meine Schaffensart anfangs noch Anklänge an die Diefenbachische hatte. Diese Auffassung, die in ihrem Individualitätswahn alles vom persönlichen „Können" ableiten will, weiß wenig von geistigem Gehalte und überpersönlichem Idealismus. Der Zeitgeist schafft seine Werke durch Generationen hindurch, und das bißchen „Wie" des Individuums kommt wenig in Betracht über dem „Was" des Lebensinhaltes. Wer will da z. B. Plato von Sokrates trennen oder sie gegenseitig abwerten, statt sie als Einheit aufzunehmen. Allerdings in den Niederungen des Artistentums, da ist persönliches Können alles! Aber wie fern steht dies den wahrhaft Schaffenden! Sie bilden eine Phalanx von Geistesstreitern, und wo einer fällt, tritt der andere für dasselbe Müssen ein. Heerscharen sind sie, von göttlicher Sendung! — — —

Direktor Terke hatte für die klassische Form des großen Frieses keinen Geschmack und ließ ihn gar nicht mehr zur Ausstellung zu, während Diefenbach unter großen Opfern und Pfändungen vieler seiner Gemälde sich aus seinem Frondienste losrang. Er brachte dies Werk dann mit Gönnerhilfe im Kurhause zu Baden bei Wien zur Ausstellung und 1893 auch zum Druck. Es wurde unter den Mängeln des Diefenbachischen Betriebes nicht seiner Bedeutung entsprechend bekannt und aufgenommen, und besonders in Deutschland ist es noch bis jetzt fast unzugänglich, ja unbekannt. Allerdings brachten tüchtige deutsche Blätter glänzende Besprechungen, und vor allem trat Ferdinand Avenarius im „Kunstwart", wie schon früher, wieder warm für Diefenbach und sein Werk ein.

Von 1895 ab finden wir Diefenbach auf Erholungsreisen, die zugleich den Zweck hatten, „die Insel im Ozean" zu finden, wo er jenseits eines vermeintlichen allgemeinen Untergangs sein Werk für die kommende Menschheit retten und vollenden könnte. Über die Alpen an den Gardasee, übers Mittelmeer nach Ägypten und in die Wüste trieb ihn sein Suchen. 1897 kehrte er nach Wien zurück und 1898 veranstaltete eine „Ehrenvereinigung zur Rettung K. W. Diefenbachs" eine neue Ausstellung in Wien, in der auch der große Schattenfries zur Aufstellung kam. Diese Ausstellung gelangte 1899 nach Triest, wo ihm und seinem Stabe die Festung Kresic als Wohnung gewährt wurde. In Wien aber wurde ihm 1900 auch noch der Rest seiner künstlerischen Habe weggenommen und gerichtlich verschleudert. Diefenbach floh mit den Seinen nach Italien, das ihm duldsamer entgegenkam, und fand zuerst in Positano am Golf von Neapel, dann auf Capri seine Zufluchtstätte. Von da ab kam Diefenbach zu keinem eigentlich künstlerischen Erfolge mehr; er blieb für die deutsche Kunst verschollen. Die Not und Umgebung zwangen ihn zu beständiger Anpassungs- und Erwerbsarbeit



Hadamar, Holzschnitzgruppe eines Bildstocks

mit und ohne Hilfe von Schülern, und seine Wirksamkeit und sein Absatz beschränkten sich auf Capri und seine Touristen. Wenn er auch auf Kunst- und Hygieneausstellungen in Neapel und andern italienischen Städten einige seiner Tendenzbilder zeigte, so klagte er doch selbst, daß ihm zur Ausarbeitung seiner eigentlichen Werke nicht die Kraft und Muße gewährt sei. Ein stattliches Haus in Capri an hervorragendem, besuchtem Platze, das schon von außen durch den Schmuck von Silhouetten aus dem Schattenfriese sich kunsttempelhaft darbot, diente ihm zwar als Wohn- und Werkstätte, aber auch dies mußte er wieder verlassen. Der alternde Meister heiratete zum zweiten Male, aber diese Ehe ist ohne Kinder geblieben. Seine Söhne Helios und Lucidus suchen auf Grund ihrer natürlichen Talente sich eine Stellung zu erringen. Die Tochter Stella heiratete einen seiner Schüler, Paul Ritter von Spaun. Vergebens rief der gebrochene Meister mit dem Löwenhaupte nach jener Hilfe, nach jener Schicksalsruhe und nach jenem öffentlichen Entgegenkommen, das ihm erlaubt hätte, seine großen Werke nach seinem Sinne vollenden zu können. Es war sein Schicksal, von andern vollendet zu sehen, was er gewollt und begonnen. Doch was er gewirkt und gelitten hat, wird unvergänglich sein.



Die drei Raben

Von Leo Sternberg

Es sitzen drei Raben — ihr Schnabel ist grau und alt —
auf der ältesten Eiche im Westerwald.

Sie sitzen mit silberner Kronen Last
auf kahlgeschältem, krummem Ast.

Der ragt übern Schnee, wie aus Grab und Gruft,
in die frostig gerötete Bergabendluft.

Und der eine sagt: „Es ist ein Jahrtausend her,
da ließ ich ein Samenkorn fallen im Schnee und sah es nicht mehr.

Und eh nicht ein Kind in der Wiege gewiegt,
die aus dem Eichenstamm gefügt,

der aus dem Samenkorne sproß —
eh darf ich nicht heimkehren in mein Vaterschloß."

Sagt der zweite: „Und wenn das Kind mit seiner Tränen Weh
einen Gang gewaschen durch die Berge von Schnee,

und zu dem versunkenen Paradiese dringt,
und die eingefrorene Glocke plötzlich klingt,

tiefinnen klingt mit verschüttetem Klang —
dann holen mich Wagen und Roß, und der Zauber zersprang."

Sagt der dritte: „Und schaufelte wieder Schnee über alle der Tod,
und es wächst eine Rose rot

aus dem Herzen des Letzten über das weiße Grab,
und der Tod schlägt die Sense darnach, doch der Schlag prallt ab

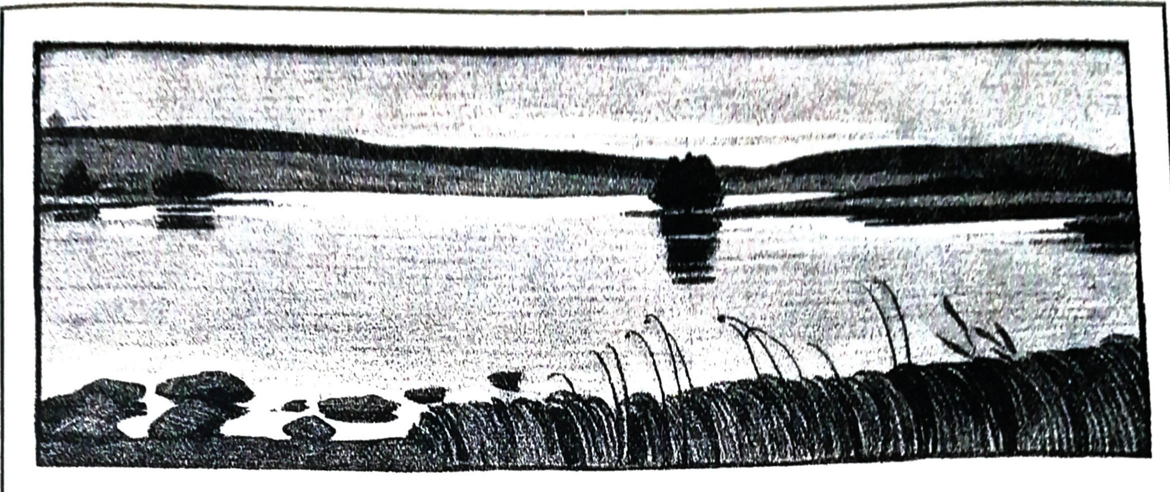
und die Sense des Todes zerschellt —
dann reite ich heimwärts über das demantbestäubte Feld."

Und während sie sprachen — in leis-leisem Fall
tränenglitzernd rieselte auf sie der Schneekristall,

bis sie schliefen im Monde . . . Im Mond silbergrün
sah ich heut nacht die Zacken der Kronen glühn . . .



Manskopf: Winternacht bei Liebenscheid



Aulmann, Dreifelder Weiher

Aus der Sagenwelt des Westerwaldes

Von Otto Stückrath

Der Westerwald ist in dem Reiche der Sage nur eine kleine Provinz. Aber reich, überreich hat ihn die alte, stille Frau bedacht. Sie hat mit segnender Hand die Hochlandheide gestreift, ist mit leisem Schritt über die Basaltklippen gehuscht, verweilte sinnend in Kirchen und Klöstern und Burgen, schaute in Erdhöhlen, tauchte die Hand in kristallklares, eiskaltes Wasser und fuhr mit Wolkenschiffen über die Lande.

Fast zwei Jahrtausende sind es her, da herrschten noch Wodan und Thor. Auf goldenem Eber ritt Thor durch die reifende Sommersaat, auf kühler Brunnenwiese hütete Frau Holle die Seelen der Ungeborenen. In den Höhlen der Dornburg hausten die wilden Weiber, und im Heidenhäuschen bei Hadamar wohnte eine Wöle, eine weise Frau. In die Wölenhöhle bei Weilburg trat eines Tages Almeida, die einzige Maid, die noch den alten Göttern anhing. Vor dem Gewittersturm flüchtete sie, die auf der Jagd gewesen war. Und die grauhaarige Wöle schickte Gebet um Gebet zu den alten Göttern, und ihre Gebete waren also: Schickt Almeida, der einzig Getreuen, einen Mann, der zu den alten Göttern steht. Und noch hatte Thor die Macht. Ein Jüngling trat in die Höhle, schön wie der Morgenstern, der vor dem Tag aufgeht. Einen Liebestrank braute die Alte, der Jüngling trank und Almeida trank. Da vergaß Almeida, daß sie kurz vorher den Pfeil von der Sehne des Bogens genommen, weil ein blonder Jüngling sie angesprochen mit weichen Worten. Sie vergaß, daß vor nicht einer Stunde in ihrem Herzen die Liebe aufgegangen war. Draußen blaute der Himmel. Da stand sie mit dem, den Thor ihr geschickt, vor der Höhle der Zauberin. Tausend Segenssprüche gingen mit dem Paar hinunter in den feuchtgrünen Wald. In der Klause des frommen Einsiedlers aber hatte der andere auf Almeida gewartet. Und auch ihn trieb es in den Wald. Zwischen den Stämmen sieht er Almeidas wehendes Gewand. Er ist bei ihr. Da schwindet des Zaubertrankes Macht. Almeida läßt den, der eben ihr Bräutigam geworden. Sie steht wieder neben dem sanften, stillen Jüngling, der ein Jünger des Christengottes ist. Hochauf hebt da Thors Gesandter das Mordschwert. Auf die Sehne des Bogens legt Almeida den Pfeil. Wenn der Geliebte sich wehrt — sie wird helfen. Aber es geschieht nichts. Mit gefalteten Händen empfängt der Jüngling die Todwunde. Schützt so der Christengott? Aufstöhnend liegt Almeida da. Ein rascher Arm reißt sie auf. Aber da stößt sie den Sieger von sich, daß er in die Knie sinkt vor dem Sterbenden und ihm ins Angesicht schaut und weinend zurücksinkt. — Er hat den Freund ermordet. — Zur selben Stunde starb die Wöle. Almeida zog in ihre Wohnung ein und weihte sie dem Gott der Christen. Den Jüngling aber, den Thor geschickt, den überwand der Lichtgott, der aus weiter Ferne zu den blauäugigen Berggermanen gekommen war.

In den Zwölften rast das wilde Heer noch immer über die Höhen des Westerwaldes. In dem Zuge, der mit Heulen und Jauchzen durch die Lüfte fährt, ist Wodan, der wilde Jäger, es sind die Huldinnen dabei und alle die alten Götter, die einst sterben mußten, weil eine neue Zeit kam. Die einst dem Lande, das sie beherrschten, Segen brachten, sie bringen ihm jetzt den Fluch. Es kann keine Spinnerin mit Ruhe ihr Rad drehen in den heiligen Nächten, sie muß sich fürchten vor dem grausen Spuk der Hollen . . .

In den Zwölften

„Schmelzwasserbäche durchrinnen den narbigen Schnee;
Nässend über den Schneefeldern graut die Luft.
Schwärzer hebt sich der schwitzende Stamm in die Höh.
Schwärzer enttauchen die Hecken gespenstigem Duft.
Kirchhofkreuze wanken aus schneeiger Gruft.
Und die Nacht erfüllt ein Nebelsee.

Hat der Schatten dort sich nicht bewegt?
Morsch entweicht der Schnee unter patschendem Gang.
Durch die Hecke, die den Garten hegt,
Ziehn Gestalten ein, im Zuge, lang,
Die, geweckt von Tau- und Tropfenklang,
Ihre Totenlaken abgelegt.

Pfähle sind übers Kreuz mit Seilen bespannt,
Linnentücher über die Leinen gehängt.
An die Klammern greift es mit knöcherner Hand,
Mäntel werden um knöcherne Schultern geschwenkt.
Bald ist Laken nach Laken abgehängt —
Patschend verläßt der Zug das Gartenland.

Und es geht ein Fenster auf am Haus:
„Wessen Schritte hör ich immerzu?
Welcher Mund sprach meinen Namen aus,
Zwingt mich anzuziehen meine Schuh,
Nachzufolgen in die Nebelruh
Dieser tödlich-feuchten Nacht hinaus?"

Tritt sie vor die Türe, tut es einen Schlag,
Daß sie auf das Herz die Hände drückt:
Ists die Schneelast, donnernd von dem Dach,
Ists das leere Seil, das sie erschrickt?
Wer hat ihr das Totenhemd geschickt?
— Über die Hecke bleich noch ein Leintuch lag. . . .

Und das Wasser drang in ihren Schuh,
Doch sie holte sich das Laken dort.
Legte sich dann wiederum zur Ruh.
Frost kam wieder — eisigkalter Nord.
Und den nächsten Abend ging sie fort.
Und der Schnee deckt ihren Hügel zu." (Leo Sternberg.)

Und mit den alten Göttern sind all die tausend Fabelwesen dahingegangen, die ehedem Berg und Tal bevölkerten. Im Teich bei Mengerskirchen hauste der Unkenkönig. Glitzernd spielten die tausend feinen, vom Wind gekräuselten Wellen mit den schlanken Binsen am Ufer. Da stieg er in königlicher Pracht aus seinem Schloß in der Tiefe auf. Kein Laut. Sonnensonntagsstille ringsum. Die schwere goldene Krone mit den blitzenden Diamanten lag im Grase, der Unkenkönig stieg in die kühle Flut. Es war ein Bauer, der sah das Diadem. Mit gieriger Hand griff er danach. Hastend ging sein Fuß am bebuschten Ufer entlang. Da merkte der König den Raub. Er war hinter dem Räuber. Da flog ein blauer Kittel auf den Weg. Er barg die Krone nicht. So hastet der König weiter. Die Stiefel läßt der Bauer. Wieder ist der Unkenkönig getäuscht. Dicht ist er dem Räuber auf den Fersen. Bis in den Hof des Bauern folgt er. Da durchschneidet ein Blitz die Luft. Tief in den Leib des Unkenkönigs bohrt sich der mörderische Sensenstahl des Bauern. Einen schrillen Schrei stößt der Verwundete aus. Und da quillt es herauf aus allen Wassern: das Heer der Unken will dem König zu Hilfe. Und dann liegt der Räuber am Boden. Aus seinem Herzen sickern leise schwarze Blutstropfen.

Da, wo die Dill in die Lahn einmündet, wohnt, tief im Grunde des Wassers ein Nöck. Oft kam er aus der Tiefe zum Licht und saß traurig am Ufer. Er wartete. Und dann kam ein Mädchen zu ihm, das er liebgewonnen hatte. Immer redete er mit ihr: aber von seiner Liebe sagte er nichts. Bis einmal, da flehte er sie mit Tränen an: „Werde mein Weibchen!" Aber sie wollte nicht. Da schenkte er ihr eine Schnur aus bunten Steinen, tauchte ins Wasser und ward nie mehr gesehen.

Seine Genossin, die Lahnnixe, die ihr Reich hat lahnauf und lahnab, war nie so gut zu den Erdenkindern. Mit schmeichelndem Wort lockt sie die Badenden in ihr feuchtes Reich hinunter.

Von gewaltiger Kraft waren die Riesen, die ehedem auf dem Westerwald wohnten. Bei Weilburg wohnte ein Riesengeschwisterpaar, Bruder und Schwester, die hatten ein mächtiges Felsschloß gebaut und in dem Schloß die Kostbarkeiten der Welt gehäuft. Sie übten Herrschaft über alle Geschöpfe. Und einmal, da wollte der Riese gar den Kampf mit dem Ewigen, der über den Wolken wohnt, aufnehmen. Aber der Ewige schickte das Feuerschwert aus dem blauen Himmel hernieder, das zerspellte die hoch erhobene Keule des Mächtigen. So starben die letzten Riesen.

Und mit ihnen starben die Zwerge. Sie hatten ihre Erdwohnungen in den zerklüfteten Lahnfelsen bei Ems und unter den Basaltblöcken des Salzburger Kopfes und auf dem Küppel bei Rennerod. Sie waren gutmütige, verträgliche Gesellen, die braven und fleißigen Menschenkindern manches Gute taten. Das erfuhr auch der Michel. Zu dem kam in eisiger Winterkälte ein kleines graues Männchen und bat ihn um einen Bissen Brot. Michel gab gern. Als das Männchen gegessen, stellte es ein sonderbares Verlangen. Michel sollte drei Wünsche tun. Die tat er. Und auf dem Raum, auf dem vorher sein Hüttchen gestanden, wuchs eine mächtige Burg empor, in Laden und Truhen häuften sich Reichtümer, und auf dem Burghofe kräuselte der Wind die Blätter eines Aprikosenbaumes. Zu der Zeit aber wurde die Fürstentochter zu Hadamar schwer krank. Nur Aprikosen, so sagten die Ärzte, könnten sie retten. Und der Fürst versprach die Hand der Königstochter dem, der die Früchte herbeibrächte. Da gab Michel seinem Sohne Peter einen Korb der seltenen Früchte, und der gute Junge zog hinunter nach Hadamar. Auf dem Weg kam das graue Männchen wieder zu ihm. Es lachte über die schlichte Gutmütigkeit und Einfalt des Buben und sagte ihm voraus, was da kommen würde. Und wie er sagte, so geschah es. Die Fürstentochter genas. Das Versprechen gegen Peter wollte sie nicht halten. „Wenn du mir dreihundert Hasen drei Tage lang hüten willst, dann, und nur dann will ich dein Weib werden!" Traurig pochte Peter, wie das Männchen ihm gesagt, in der Nacht auf den großen schwarzen Stein am Torweg. Da stand auch das Männchen wieder, und Peter klagte ihm sein Leid. Als er am Morgen die Hasen austrieb, da trug er ein seltsames Pfeifchen in seiner Hand. Und mochten auch die Hasen erst in alle Winde zerstieben — als sie das Pfeifchen hörten, wandten sie den Lauf und sammelten sich um ihren Hirten. Da schickte die Prinzessin eine Kammerfrau hinunter ins Tal, die sollte dem Peter ein Häslein ab-

kaufen. Der Peter tat es nicht. Da fing sie keck eins der Tiere weg und nahm es mit aufs Schloß. Aber nur bis an das Tor kam sie. Da tönte die Zauberpfeife. Mit langen Sätzen kam der Hase wieder vom Berg herunter zu der Schar. Am andern Tage ging es ebenso. Da, am dritten Tage, steckte sich die Prinzessin in das Gewand einer Köchin. Sie saß neben Peter nieder und bat so dringend, daß er nicht anders konnte: er gab ihr ein Häslein. Wie aber die Prinzessin das Häslein hatte, da konnte sie nicht mehr von dem Peter fort. Sie heiratete ihn, und er nannte sich nach seinem Schloß der Ritter von Ellar.

Die Hadamarer Prinzessin war ein gutes Mädchen; aber die Jungfrau, die bei Haiger in einem Bergkeller haust, denkt nur daran, Leute zu verderben. Mit rostigem Schlüsselbund steigt sie an das Licht des Tages und winkt einsamen Wanderern. Wer nun denkt, die Jungfrau wolle ihm den Weg zu vergrabenen Schätzen zeigen, der irrt. Sie lockt die Männer zu sich und dreht ihnen den Hals herum.

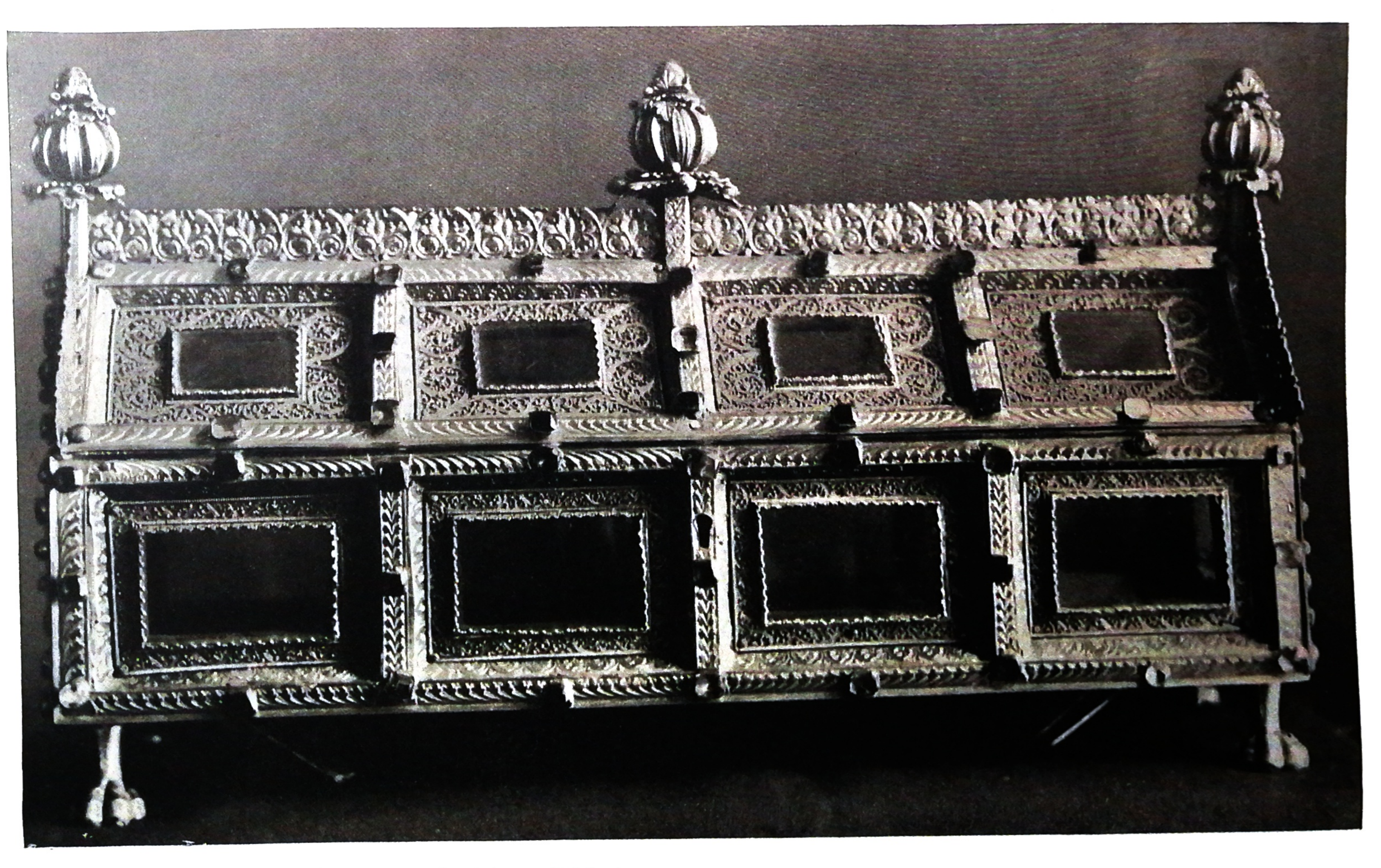
Wer brachte die erste Mär von dem neuen Lichtgott auf die Höhen des Westerwaldes? Ein Vöglein war es, mit roter Brust und gekreuztem Schnabel. Es hatte mit seiner schwachen Kraft versucht, den Nagel aus dem Kreuz des Heilandes zu ziehen. Aber da floß Blut auf sein Gefieder und der Schnabel kreuzte sich. Noch heute schaut der Kreuzschnabel so aus: rotbrüstig und mit gekreuztem Schnabel. Aber dann kamen andere Boten. Bei Dietkirchen an der Lahn predigte Lubentius. Und als er das Lahntal verließ und fern an der Mosel starb, da legten die frommen Mönche den Leichnam in ein Boot. Moselabwärts ging die Fahrt des Schiffes. Aber sonderbar, mit einem Male änderte das Schifflein seinen Lauf: rheinaufwärts ging die Fahrt bis zur Lahnmündung, und dann glitt es lahnaufwärts, bis es bei Dietkirchen am Ufer anlegte. Und dort, in dem heiligen Reckenforst, der alten Götterstätte der Germanen, ruht der heilige Lubentius von seiner Erdenwallfahrt aus.

Es war eine wunderbare Zeit, die Zeit, in der das Christentum seine ersten Gänge durch die Lande machte. Auf Geheiß des heiligen Gangolf quoll aus dürrem Fels ein silberklarer Quell, St.-Gangolfs-Born bei Meudt. Ein blühender Dornstrauch ersteht mitten in der Winterkälte und zeigt dem Abte die Stelle, an der ein Kloster erstehen soll. Marienstatt nennen die frommen Mönche den Ort. Ein Ritter kehrt heim aus heiligem Kampf. Wie der Berg des Heils begrüßt ihn die heimische Höhe. Mons Tabor nennt er ihn von Stund an, und die Stadt, die um den Hügel sich windet, nimmt den Namen auf: Montabaur. Der Ritter von Steinebach hat im Morgenlande falsche Kunde erhalten. Die Gemahlin wähnt er tot. Er verliebt sich in die schöne Sultanin, die ihm zur Flucht verhilft. Und heimgekehrt findet er sein Weib noch seiner harrend. Und da leben die drei Menschenkinder sich ineinander, und ist des einen Liebe so groß wie die des andern.

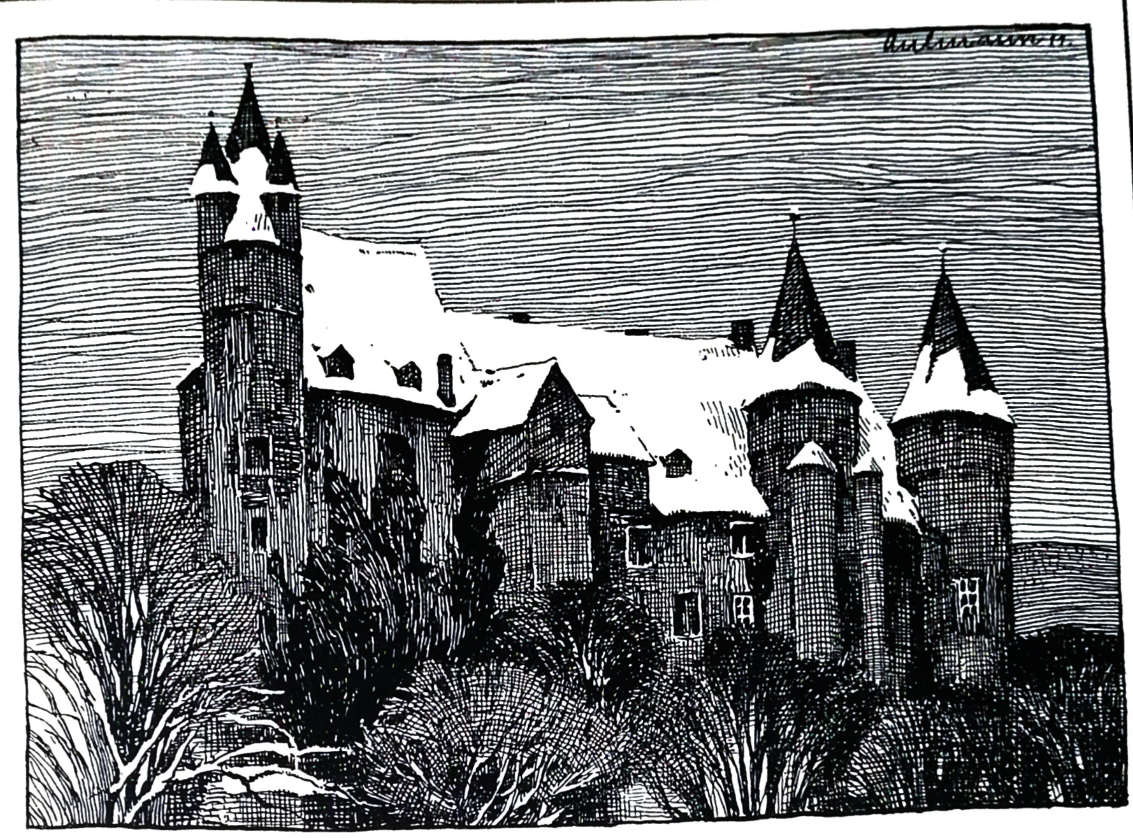
Aber ehe Ruhe wurde auf den Höhen des Westerwaldes, mußten Brand und Mord und Tod tausendfüßig über die Heide gehen. Ein gewaltiges Bergschloß baute sich der grimme Etzel auf der Höhe des Heunsteins bei Dillenburg. Da lebte er, und seine Geliebte war um ihn. Da ruft die Trompete zum Kampf. Eine schneeweiße Rose gibt da Etzel dem Weibe, die soll gehütet werden, bis er wiederkommt, und es soll nicht ein Blatt daran verwelken. Und er ist hinaus, da liegt die Geliebte des Hunnenkönigs in den Armen eines anderen. Ein Blatt fällt von der Rose ab und wird welk. Die Liebenden merken noch nichts. Bis Etzel kommt. Sein Schwert trifft den ungetreuen Mann zu Tode, die Geliebte erschlägt er. Dann brechen die Flammen aus allen Winkeln und fressen das stolze Schloß.

Da belagert ein feindliches Heer die Stadt, die auf der Höhe der Dornburg gelegen war, und Hildegard, des Bürgermeisters Töchterlein, verrät dem Geliebten den heimlichen Gang unter dem Berge her in die Stadt, um dann für ihren Frevel furchtbare Strafe zu erhalten. Im Turm zu Dausenau aber muß Eginhard Wand an Wand mit der Tochter seines Herrn sitzen, bis der Grimm des Herrschers sich gelegt hat, bis Eginhard Emma zur Gemahlin erhält.

In das Kloster Beselich brechen Scharen wilder Schweden ein. Ein Klosterfräulein flieht, gehetzt von einem weibgierigen Wollüstling. Ihr Tun ist müßig. Eisenharte Arme umfangen sie.



Sayn, Reliquienschrein des Apostels Simon in der Pfarrkirche, 14. Jahrhundert



Herborn, Burg

Da rafft sie noch einmal sich auf, entwindet sich den würgenden Armen. „Häslein, sollst mir nicht entlaufen!“ keucht der Mann und schlägt mit der blanken Wehr nach dem Weibe. In den Fuß getroffen sinkt sie nieder. Da greift der Himmel ein. In ein greuliches Wesen — einen dreibeinigen Hasen — verwandelt, geht der Unhold bis heute dort um.

Vom sonnigen Rhein herauf ziehen sechs reisige Gesellen. Gewaltige Fässer rollen sie vor sich her. In die harten Steine bauen sie einen Keller. Und ihre Fässer lagern sie dort. Da sitzen sie um Steintische und trinken kühlen Wein. Wenn aber ihre Gläser zusammenklingen, so dröhnen alle Felsen um Sechshelden.

In leibhaftiger Gestalt hat man den Teufel früher auf dem Westerwald gesehen. Da war ein Schmied — wo, weiß ich nicht —, der saß lieber beim vollen Glas, als daß er den Blasbalg gezogen und die Esse geschürt hätte. Der beschwor den Teufel. Und der Teufel kam. Einen Haufen Geld brachte er mit. „Meine Seele ist dein eigen, wenn du mir sagst, was ich hier schmiede. Aber — das Geld bekomm ich, und du hast an mir kein Teil, wenn du nicht errätst, was meine Hand bildet.“ Dem Teufel war's recht. Das Feuer loderte, der Blasbalg ächzte. Und dann: kling! klang! kling! klang! die Schläge auf dem Amboß. „Das gibt eine Heugabel!“ — „Fehlgeraten,“ lachte der Schmied und schlug die Zinken um, „einen Karst gibt's“. In Elz kam der Teufel mal in seiner Kutsche vorgefahren und ließ beim dortigen Schmied die Hufeisen neu aufschlagen, bezahlte aber nichts. Da nagelte der Schmied einen Kreuznagel in die Tür, und der Teufel konnte nicht vom Fleck, bis er bezahlt hatte.

War einmal ein reicher Bauer in Meudt, ein arger Geizkragen. Kommt einmal ein Bettler zu ihm und bittet um ein Nachtlager. Gibt ihm der Bauer keins. Der Bettler kriecht ungesehen in die Scheuer. Um Mitternacht sieht er, wie der Bauer ankommt, ein Loch in die Tenne gräbt und einen Sack voll Geld darein verscharrt. Und dann beschwört der Bauer den Teufel, und sie machen einen

Vertrag. Es soll kein Mensch den Schatz heben können, es sei denn, daß man einen Geißbock als Opfer mitbrächte, der genau ein Jahr und einen Tag gelebt hätte.

Die Zeit vergeht. Der Bauer wird milder gegen den Bettler. Er gibt ihm oft Nachtlager. Und dann stirbt der Bauer plötzlich. Nun sind die Kinder des Bauern arm. Denn kein Mensch weiß von dem Hort, und der Bettler hat geschwiegen. Aber der Gedanke an empfangene Guttaten läßt ihn reden. Das Geißenlamm wird in die Scheuer geführt. Da erscheint auch schon der Teufel und reißt es mitten entzwei. Frei lag der Schatz.

Gern läßt sich der Teufel die gehüteten Schätze nicht nehmen. Das war in Fussingen. Da hatten die Schatzgräber die großen Töpfe ungesprochen schon bis an den Tag geschafft. Und was hat der Teufel nicht all versucht! Nur sprechen sollten sie! Da saust eine Kutsche vorbei. Gleich dahinter drein humpelt ein altes, schrunzeliges Weib. „Ihr Männer, is kaa Kutsch verbeigefohrn?" — Keine Antwort. — „No, es wär jo e Wunner, wenn ich die nit mih enholle deet!" . . . . „Aal Schrumpel, dau?" Weg war der Schatz. Wo der Teufel nichts ausrichtet, da schickt er eine alte Frau hin.

Als damals die Stadt auf der Dornburg vernichtet wurde, da versanken zwölf goldene Apostelbilder in der Bergtiefe. Und darüber lagerte sich das schützende Eis. Bis auf den heutigen Tag lagert es.

Der Sinn des Volkes geht auf das Heldenmäßige. Und aus allen Ecken sucht es seine Helden zusammen. Es sind nicht immer Vorbilder an Tugend und Lebensführung. Noch immer gehen die Erzählungen von dem Schinderhannes von Mund zu Mund. War da ein Pfarrer in Rennerod, der ein schönes Pferd ritt. Reitet eines Tages nach Limburg. Liegt da am Weg unter einem Baum ein armer Krüppel. „Ach, die bösen, die miserablen Buben! Haben mir meine Krücken auf den Baum gehängt! Helft mir, ehrwürdiger Herr!" Der gutmütige Pfarrer klettert den Baum hinauf. Da schwingt sich der Schinderhannes, denn kein anderer war der Bettler, auf den Gaul, und husch! ist er weg.

Und so gehen die Sagen hundertfältig, und keiner kann sie ausreden.



Nikutowski, Westerburg



Trinkschale in Grenzhausener Steinzeug, Sammlung Sauvageot

Das Kannenbäckerland Von Dr. Eduard Berdel

Wo das weite großzügige Hochland des Westerwaldes sich in prächtigen Waldtälern nach dem Rheine öffnet, liegt das Kannenbäckerland, der „Unterwesterwald". Es ist das Land des Steinzeugs, der Sitz eines blühenden und in seinem tiefsten Wesen echt deutschen Kunstgewerbes. Seit Jahrhunderten hat dasselbe hier seinen Sitz, und der ganzen kulturellen Entwicklung des Landes hat es seinen Stempel aufgedrückt.

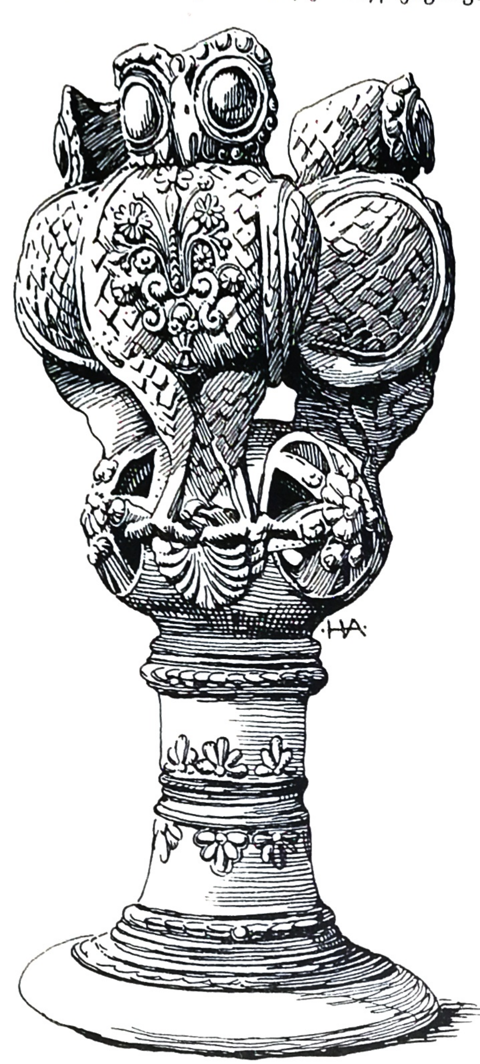
Diese Entwicklung zu überblicken, macht ein weiteres Aus- und Rückgreifen notwendig. Zwei Hauptgebiete sind zu unterscheiden, die als Kristallisationspunkte dieser blühenden und eigenartigen Industrie zu bezeichnen sind: der Unterwesterwaldkreis mit Höhr und Grenzhausen als Mittelpunkt und ferner der nördlichste Grenzgau des rheinischen Westerwaldes, das Tal der Sieg, wo Siegburg als alte Töpferstadt hochberühmt ist. Es mag dem Kenner neu erscheinen, daß man beide Zentren hier unter dem Namen „Kannenbäckerland" zusammenfaßt; bisher wurde nur die Gegend von Höhr und Grenzhausen so genannt, und Siegburg mit seinen Erzeugnissen wurde nahezu als etwas ganz anderes und Fremdes für sich behandelt. Indessen, es mag dies vor allem darin begründet sein, daß Siegburg heute nur noch historisch hier in Frage kommt, da seine Steinzeugindustrie seit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges vollständig erloschen ist. Für uns aber, die wir das ganze Gebiet, auch durch die vergangenen Zeiten streifend, hier zusammenfassen wollen, bietet sich so viel tiefgehender organischer Zusammenhang, daß wir ruhig beide Zentren als Blüten desselben tief wurzelnden Baumes betrachten können.

Dieses Gemeinsame ist gegeben nicht nur durch die geographische Nachbarschaft, sondern vor allen Dingen durch die köstliche Eigenart des Materials, das beiden Industrien zugrunde liegt, und durch den deutlichen geschichtlichen Zusammenhang, der von Siegburg nach Höhr und Grenzhausen reicht.

Das Material! Es ist die Grundlage des Ganzen und in ihm wurzelt das Auszeichnende, was dem „altdeutschen" wie auch dem modernen Steinzeug des Kannenbäckerlandes angehört. Es ist keine landläufige „Töpferei", um die es sich hier handelt, keine „Bauerntöpferei", wie wir sie in Dutzenden deutscher Gaue sonst finden, sondern gediegene harte Steinware von köstlicher Frische und Eigenart. Und so wie Gold und Silber schon ihrem innersten Wesen nach — als Material —

höher zu schätzen sind als unedle Stoffe, so steht das Steinzeug, das Porzellan des Mittelalters und der Renaissance, an Adel und natürlichem Wert hoch über den schwachen, erdigen Produkten der Töpferei, der Majolika, der Fayence. Nicht umsonst hat man seit Jahrhunderten die Ware des Westerwaldes „steinern" genannt; man erkannte deutlich und scharf das Besondere dieser hoch gebrannten Kunstprodukte, die hart, dicht, versintert, klingend wie Naturgestein sich darbieten, mit milden Naturfarben und zartem Glanz.

Die jüngeren, oben liegenden Schichten der Erdrinde waren dem Menschen bei seinem Streben, zu formen und zu kneten, zunächst zugänglich. Sie sind über die ganze Erde hin reichlich mit tonigen Ablagerungen versehen, doch diese sind unrein, müssen niedrig gebrannt werden, bleiben dumpfklingend, schwach, porös. Sie genügen den Ansprüchen naiver und primitiver Technik, und sie sind der Grundstoff der Töpferwaren alter und neuer Zeit. Auch Griechen und Römer kamen nicht über sie hinaus. Die Steinzeugtone hingegen gehören den ältesten Schichtungen an, sind durch Alter und reinigende Gewässer gereift und veredelt. Man findet sie nur in besonderen Gegenden, wo alte Schichtungen und Schlämmungen sich erhalten haben. Diese Edeltone vertragen höchsten Brand und werden in gewaltiger Glut hart und dicht wie Stein, Gluten, in denen Töpferwaren, Majolika usw., schmelzen würden wie Butter vor der Sonne.



Phantasiestück in Siegburger Steinzeug,
South Kensington Museum, London

Geborgen tief im Mutterschoß der Heimaterde ruht also der köstliche Stoff, auf dem die ganze Kulturentwicklung des Kannenbäckerlandes sich aufbaut. Im tiefsten Sinne bodenständig ist daher die Kannenbäckerei; sie wächst wie die Wälder ihres Heimatlandes echt und naturkräftig aus dem Boden hervor. Und der ist der gleiche, in Siegburg wie in Höhr und Grenzhausen!

Bodenständig — aber auch uralt! So ist Höhr im Kannenbäckerland das uralte keltische „Horle", dessen Name bereits auf Ton und Kannen hindeutet. Und als die Römer über den Rhein drangen und ihren Grenzwall zogen, als blühende Kolonien entstanden, da schufen sie, ihrer eigenen Heimat entnommen, blühende Töpfereien und Ziegeleien — ohne zu ahnen, daß dort in den Waldbergen eine bescheidene Industrie herrschte, die den Keim zu späterer hoher künstlerischer Kultur in sich trug. Doch waren die Lande damals schon germanisch, die Kelten schon vergessen. Nur so manche alte Städte- und Flußnamen erinnern noch an das untergegangene mächtige Volk. Die kriegerischen Franken, die Ripuarier, drangen in der Folge vor, die „Völkerwanderung" begann. Und während die verfeinerte römische Kultur und mit ihr die römische Töpferkunst vollständig versank, brach eine Zeit germanischer Kraft und Neukultur an, die im ersten Moment wie Zurücksinken in Barbarei erscheinen könnte. Indessen lag in dieser einfachen eisernen Zeit bereits der Keim zu neuer, eigenartiger Kultur. Wir finden in den Gräbern germanischer Edlinge und Herzöge große wuchtige Urnen, roh und kraftvoll, adlig in Stoff und Form. Steinklingend schon so manche, in langsamer, Jahrhunderte währender Entwicklung höheren Formen und Dekoren entgegen reifend — ein Abbild der gesamten deutschen Kulturentwicklung. Und ganz allmählich,

mit dem sinkenden Mittelalter, hatte die deutsche Steinzeugkunst sich völlig ausgebildet und trat nun machtvoll ihren Siegeszug in der nordischen Kulturwelt an.

Indessen nicht diese uralten Töpfergegenden um Höhr und Grenzhausen herum waren es, die zuerst die künstlerische Reife erlangt hatten. Dazu war das Land zu versteckt, zu bäuerlich. Aus dem lebhaften Verkehr, wie er in den Städten sich entwickelte, entstammte das Bedürfnis nach schöneren Formen, das Suchen nach Dekoren und Zierat. So entwickelte sich daher zuerst in dem andern schon genannten Zentrum an der Nordgrenze des Westerwaldes, in der alten Abteistadt Siegburg, aus der ebenfalls sehr alten Töpferei für Gebrauchsgeschirre schon im 14. und 15. Jahrhundert ein eigenartiges Steinzeugkunstgewerbe, das fast keine romanischen Einflüsse spüren läßt. In einem eigenen Stadtteil, der „Aulgasse", saßen die Töpfer, die „Euler", welche im 15. und 16. Jahrhundert zu einer straffen Zunft zusammengeschlossen waren. Es war geradezu eine Aristokratie von Kunsttöpfern hier tätig, wenige Familien, deren Nachkommen zum Teil noch unter gleichem Namen heute im Unterwesterwald (Höhr) zu finden sind, z. B. die Knütgen (Knötgen). Nur die Meisterssöhne durften selbständig werden, konnten aber auch nach freier Wahl Gesellen bleiben. Ein solcher indessen saß nicht gefesselt in der Werkstatt eines einzigen Meisters, sondern die „Werkleute" wanderten die Woche hindurch von einem Meister zum andern. Ihre Hauptkunst, darin sich jeder am feinsten zu vervollkommnen trachtete, war einmal das Aufdrehen („Wirken") des Tones zu oft papierdünner Wandstärke der Krüge und Becher, sodann aber auch die Herstellung der Hohlformen aus gebranntem Ton, welche innen die aufgelegten plastischen Zieraten in negativer Vertiefung trugen. Dieses Wandern von einer Werkstatt zur andern, welches die ganze Töpferei mehr oder minder zu einem einzigen rührigen Betrieb umgestaltete, erklärt uns auch die große Übereinstimmung in Stil und Form, die bei den Siegburger Waren zu finden ist.



Siegburger Steinzeug, Sammlung Figdor, Wien

Die hochentwickelte Handfertigkeit, die sich so durch Generationen vererbte, hatte rasch zur Folge, daß schon die frühesten Siegburger Steinzeuge, die gotischen Trinkbecher, sogar die glatten ornamentlosen, weit und breit wegen ihrer Eleganz und ihres dünnen Scherbens beliebt wurden.

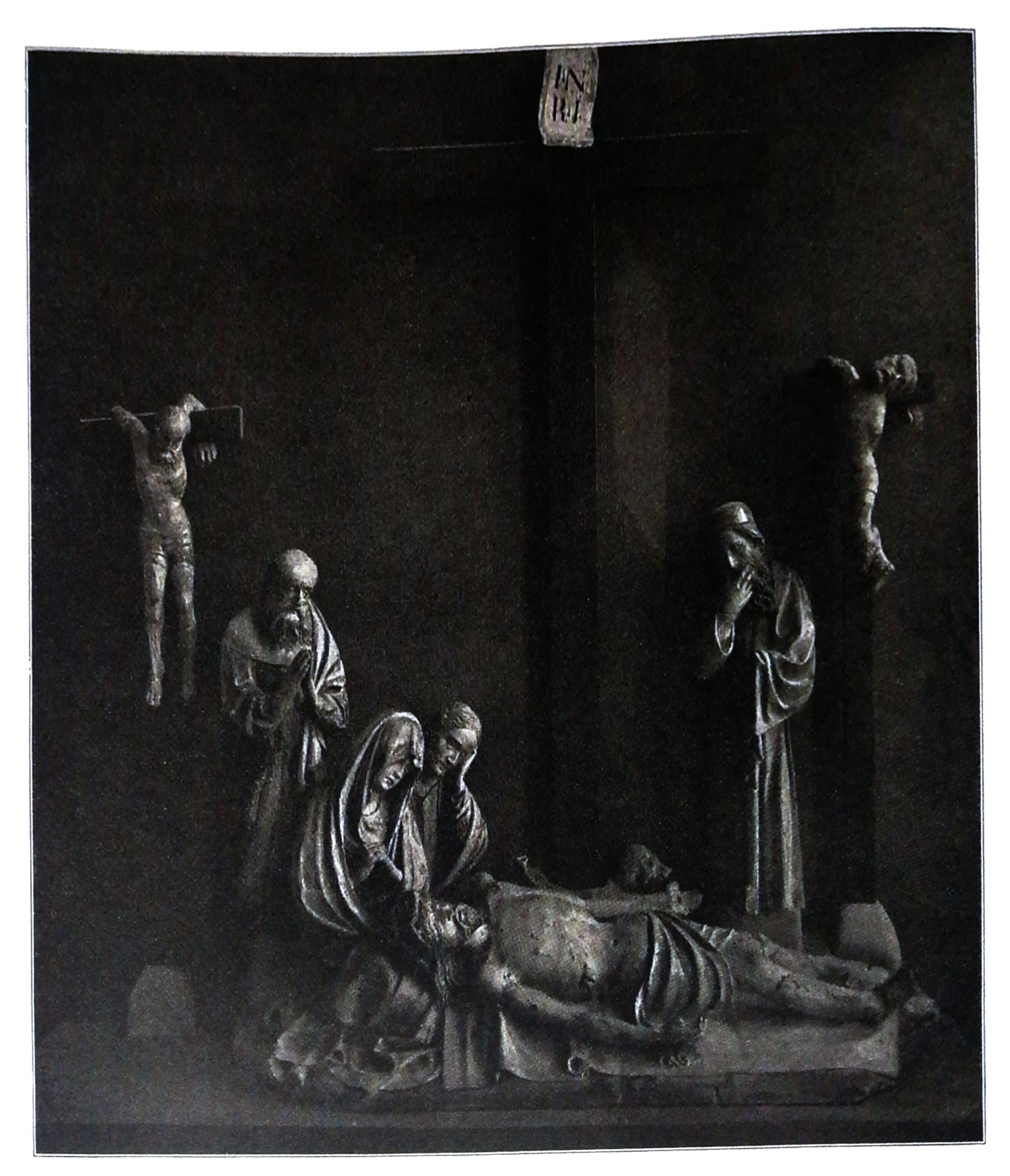
Noch mehr gilt dies von den einfach verzierten Stücken, mit geschnittenen Zacken, Wappenbildern usw. Rheinauf und rheinab wurden sie versandt, Fürsten und Magistrate bedienten sich ihrer bei feierlichem Prunkmahl, Holland, Niederland, Hamburg führten sie ein zum Gebrauch und zum Handel überland und übersee. Auch Kannen zum Aufbewahren und Versenden des Weines, aber stets noch in kleinen Abmessungen, entstammen dieser ersten gotischen Zeit.

Die Scherben der Waren sind dichtgebrannt und klingend, mit hauchartiger feiner Salzglasur bedeckt. Wann und wo diese, die auch der heutige wissenschaftlich gebildete Keramiker als geradezu raffinierte Glasurtechnik bezeichnen muß, erfunden wurde, ist unbekannt. Sicher ist nur, daß sie rheinischen, deutschen Ursprungs ist. Die Farbe ist oft nahezu silberweiß, häufiger silbergrau, manchmal auch tiefer und schmutziger grau. Diese drei Abstufungen, in der Zunftsprache „schön", „bleich" und „blau", bezeichnen gleichzeitig auch teure, mittlere und billige Waren, wie überhaupt das ganze Verkaufswesen aufs peinlichste geordnet war.

Jedes blühende Gewerbe nun beschwört die Gefahr der Überproduktion herauf. In alter Zeit konnte dieselbe nicht, wie heute, mit Hilfe weitgreifenden Verkehrs sich nach den fernsten Erdteilen hin Luft machen. Ihre Gefahren waren demnach größer als heute. Die Zunft sorgte daher stets rechtzeitig für Einschränkung der Warenerzeugung. So auch im „Uhlwerk": kein Euler durfte bei Kerzenlicht „wirken"; kein einzelner Meister durfte mehr als neunmal im Jahr seinen Ofen brennen, höchstens sechzehnmal, falls er mit einem Stab von Werkleuten arbeitete. Keiner durfte vom Martinstag bis zum Aschermittwoch einen Ofen brennen oder ein- und aussetzen; das Gewerbe ruhte also im Winter. Und in schlimme Verlegenheit kam der Rat der Stadt Köln, als er im Dezember des Jahres 1599 notwendige Geschenke in Gestalt weingefüllter Siegburger Kannen zu machen hatte: er mußte eine Bittschrift an den Abt richten, daß er ausnahmsweise die Öffnung eines Ofens gestatte, der vor dem Martinstag gebrannt, dann aber verschlossen geblieben war! Ob es dann gestattet wurde, den „offen werks zu eroffnen", meldet die Chronik nicht.

Zu der Zeit, als diese Urkunde entstand, hatte übrigens die Siegburger Eulerei schon ihre höchste Blüte erreicht: das Wiedererwachen klassischer Schönheitsfreude, die Renaissance, wirkte von Köln aus ungemein befruchtend auf die Siegburger ein, und von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab erstand in einem gewissen Gegensatz zu der einfachen verzierten Gebrauchsware das Prunkgeschirr, das „Herrenwerk". Handwerklich und technisch von gleicher Güte und Feinheit, stiegen diese Erzeugnisse in Form und Schmuck zu den höchsten Leistungen empor. Der feine silberweiße Farbton des schwach rauchig gebrannten Tones im Verein mit der zarten, feinste Modellierungen sehr scharf markierenden Salzglasur machten diese Ware geeignet, ebenbürtig neben Gold und Silber zu erscheinen. Die edelsten Erzeugnisse dieser Art wurden oft in reichsten Silberschmuck gekleidet und zu Tafelaufsätzen, Konsolschmuck für Kemenaten usw. verarbeitet.

Es ist fast nicht möglich, alle die eigenartigen Erzeugnisse zu schildern, die in dieser Blütezeit entstanden. Feine Trichterbecher, aus den schon geschilderten gotischen Bechern entstanden, aber mit den elegantesten geschnittenen Ornamenten bedeckt, wurden zu Tausenden gefertigt und verkauft. Elegante „Schnellen", d. h. schlanke Krüge mit Zinndeckel, rundum mit figürlichen Plastiken meist epischen, besonders biblischen Inhalts, waren eine äußerst beliebte Ware, ebenso die „Pinten", dickere zylindrische Krüge ähnlicher Art. Daran schließen sich prächtige offene oder gedeckelte Krüge von wahrhaft architektonischem Aufbau, deren Ornamente oben und unten gedreht und geschnitten wurden, während der meist zylindrische Mittelteil mit den reichsten plastischen Ornamenten, Figuren, aber auch Blüten, Ranken, Tieren, Wappen belegt ward. Reich verzierte große Schnabelkannen, technisch wie künstlerisch mit gleich reifer Geschicklichkeit geformt und gebrannt, dienten zum Einschenken und Kredenzen des Weines. Ebenso prächtig waren die Steinzeug-Feldflaschen, mit Ösen zum Durchziehen des Lederriemens versehen, und die dicken „Pullen", die aus den kölnischen „Bartmannskrügen" sich entwickelten. Zu dem Feinsten, was in Siegburg hergestellt wurde, gehören auch die Prunkpokale und die prächtigen Leuchtervasen, große bauchige Gefäße, oben rundum mit Lichthaltern versehen.



Gotisches Vesperbild aus Dernbach (Terrakotta), Limburg, Diözesanmuseum

Aus „Limburg als Kunststätte“ von Leo Sternberg, 3. Ausg., A. Bagel A.-G., Düsseldorf

Fast ohne Ausnahme dient das ganze blühende Kunstgewerbe, auch das später zu schildernde des Unterwesterwaldes, dem Trinken oder entwickelt wenigstens die Formen auch seiner Ziergefäße aus dem Trinkgeschirr. Deutsch und ehrlich ist dieses Motiv, und daß gerade das Steinzeug mehr als jede andere Tonware hierzu verwendet wurde, hängt eben zusammen mit seiner Gediegenheit, seinem hochgebrannten dichten „steinernen" Scherben. Und wenn je, so herrschten damals trinkfrohe Zeiten. Das Volk war rüstig und gesund, dabei wohlhabend und lebhaft, gewandt und gebildet, so daß der durch schöne Formen und ansprechenden Schmuck veredelte Tafelgenuß ein Bedürfnis geworden war.

Einen für damalige Zeiten außerordentlichen Umfang hatte daher um 1600 das Siegburger Kunstgewerbe angenommen. Seit 30 Jahren etwa war die Zunftordnung durchbrochen worden, da der allgemeine Bedarf gebieterisch nach Vermehrung der Werkstätten und Öfen verlangte. Während um 1500 etwa 11 Meister tätig waren, waren dies 100 Jahre später etwa 40. Da dieselben aber mit Gesellen, Werkleuten und Lehrlingen arbeiteten, müssen wir ihre Werkstätten als kleine Fabrikbetriebe auffassen. Bedenken wir, daß in diesen Zeiten meist nur „Herrenwerk", also reichverzierte Prunkware geschaffen wurde, so haben wir ein so blühendes Kunstgewerbe vor Augen, wie es später nur im Kannenbäckerlande übertroffen wurde, aber heutigentags selbst dort, wenigstens was die Zahl selbständiger Meister anlangt, eigentlich nicht wiedergekehrt ist.

Zur selben Zeit nämlich begann rheinaufwärts im Unterwesterwald jene Steinzeugindustrie aufzublühen, die berufen war, die Siegburger abzulösen und weiterzuführen. Das eigentliche kunstlose Töpfergewerbe um Höhr und Grenzhausen war ja auch uralt, seit Jahrhunderten eingesessen. Auch hier brannten die Euler steinerne Gefäße mit zarter Salzglasur, meist aber feurig braune Krüge und Töpfe. Dabei war das Gewerbe ländlich, nicht zentralisiert in einer Stadt. Eine ganze Reihe von Orten ist zu nennen, welche zum Teil — und das ist das Wichtigste! — auch heute noch hohe Bedeutung in der kunstkeramischen Industrie besitzen, und zwar in neuester Zeit mehr denn je: Höhr, Grenzhausen, auch Grenzau, Hillscheidt sind die wichtigsten.

Jene braunen Geschirre, die Krüge, die noch heute als Selterswasser- und Einkochkrüge das Produkt einer blühenden Fabrikation bilden, sind somit das eigentlich Überkommene und Bodenständige des Landes. „Krug- und Kannenbäckerland" ist daher der gangbare Name, und nur wenn das Kunstgewerbe als solches ins Auge zu fassen ist, muß der Ton mehr auf die Kannen (das „Herrenwerk", um mit den Siegburgern zu reden) gelegt werden. Unbeirrt durch die Entwicklung der Kunstware, unbeirrt durch Hoch- oder Tiefstand des Kunstgewerbes, das empfindlich den Pulsschlag der jedesmaligen Zeitströmung empfand, ging diese Krugbäckerei ihren gediegenen Gang und ist noch heute außerhalb der Hauptorte Höhr und Grenzhausen das Einzige und Herrschende.

Den ersten Anstoß nun, das Steinzeuggewerbe auf künstlerische Höhe zu bringen, gaben kluge Meister aus Raeren, links des Rheines, das um die Mitte und das Ende des 16. Jahrhunderts ein so prachtvolles Kunststeinzeug schuf, daß selbst die Siegburger Arbeiten zum Teil davon in den Schatten gestellt wurden. Raerener Meister, deren Nachkommen heute noch im Unterwesterwalde wirken, wie die Mennicken und Kalb, wanderten gegen Ende des Jahrhunderts nach Grenzhausen und Grenzau aus und brachten neue Ideen und neue Techniken. Vor allem lernten die Westerwälder von ihnen das graue Steinzeug, verziert mit blanken blauen Schmalten (Kobaltglasuren), zu brennen, welches in Raeren neben dem leuchtenden Rotbraun fabriziert worden war.

Und nun zog auch aus Siegburg der Meister Knütgen aus nach Höhr, wo ebenfalls heute noch seine Nachkommen leben und wirken. Weshalb kamen all die Fremden in die stille, unbekannte Provinz? Wir mögen uns vorstellen, daß ihnen die Welt, besonders die Welt der Zunft, zu enge wurde. Die alten Schriften deuten an, daß Knütgen in Pön genommen ward, also von Zunft wegen Strafe dulden mußte. Vielleicht auch wurden sie gerufen von den Landesherren, die Ausschau hielten nach guten Meistern, um ihren Provinzen, deren es im Westerwald zwei ganz getrennte gab, eine blühende Kunstindustrie zu schenken. Und tüchtige Meister waren es, die eingewandert waren. Nicht umsonst wurden sie mit Privilegien ausgestattet, und wie eine Katastrophe scheint ihr Wegzug

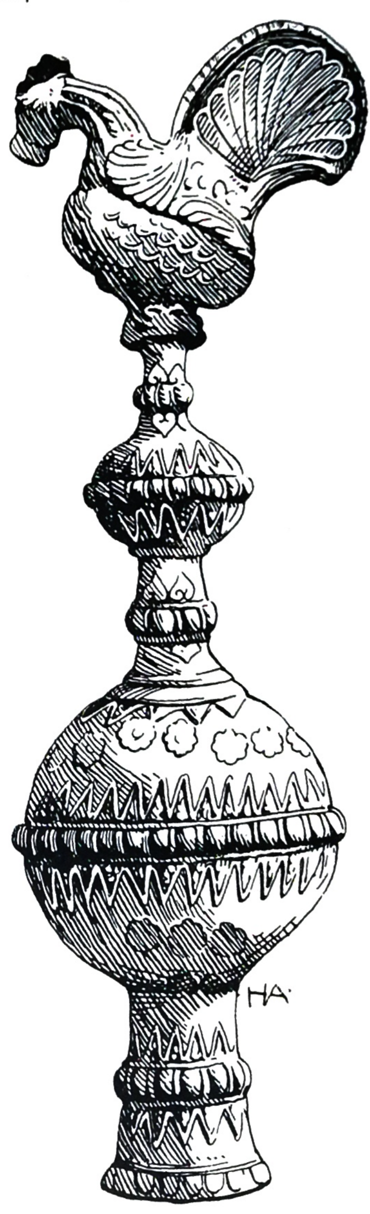
in der Heimat gewirkt zu haben: keine 20 Jahre dauerte es, daß die Siegburger Industrie von der höchsten Blüte jäh zum kläglichsten Verfall heruntersank. Es ist ein tragischer Sturz gewesen, den die Töpfer der alten Abteistadt erlitten; und die Kriegesstürme, die dann zu Anfang und Mitte des 17. Jahrhunderts die Gaue des deutschen Landes durchtobten, rissen den stolzen Bau der Siegburger Töpferindustrie vollends zu Boden: das Gewerbe wurde unheilbar, von Grund aus vernichtet, die letzten Töpfer flohen vor den Schweden in die schützenden Wälder des Unterwesterwaldes — und bis heute ist die Siegburger Steinzeugkunst nicht wiedererstanden!

Auch die Kölner und Raerener Kunsttöpfereien verschwanden, und in den stillen Waldtälern des Unterwesterwaldes blühte nun eine neue Kunst empor, die sich wiederum völlig eigenartig entwickelte und vor allem den ganzen Prunk der Hoch- und Spätrenaissance und des Barocks prachtvoll zum Ausdruck bringt. Von den Raerener Meistern hatten ja die Westerwälder die lebhafte Dekoration des rauchig gebrannten grauen Steinzeugs mit leuchtenden blauen Glasuren übernommen und arbeiteten dieselbe zu prächtigen Wirkungen aus. Auch die zarten, intimen Reize des weißgrauen Siegburger Scherbens, den sie anfangs von Knütgen übernommen hatten, mußte bald diesem kräftig gerauchten Grau und dem Leuchtblau weichen. Bald schufen sie eine noch schönere Schmalte, indem sie die Gläser mit Braunstein tief violett färbten, eine Technik, die mit vielen Brennschwierigkeiten zu kämpfen hat. Wettstreit und Ehrgeiz waren groß. Die eingewanderten Meister hatten lange ein Privileg auf die neueren Techniken und Dekore, und die Westerwälder mußten in langen Streitigkeiten durch Bittschriften und Bittgänge sich das Recht erkämpfen, den Graubrand und die Schmalten ebenfalls anwenden zu dürfen.

Da die Grenze der Herrschaft Vallendar, zu welcher Höhr gehörte, hart mit demselben abschloß, und Grenzhausen, Hillscheidt und Grenzau nur 1 bis 3 km entfernt sind, so spielten bei diesen Zunftstreitigkeiten die verwickeltsten Nachbars- und Familienverhältnisse mit. Das gegenseitige Beobachten, das Aneignen von Ornamenten und Motiven, das Wandern ganzer Formen und Stempel mit Namenszug und Jahreszahl schuf die größten Verwirrungen, die oft ergötzlich anmuten und auch den heutigen Museumsleuten noch Kopfzerbrechen genug machen.

Aber alles zeugt von intensivster Tätigkeit, von frohem Fleiß und sorgfältig gepflegtem Kunsthandwerk. Und so entstand also im Westerwald, im „Kannenbäckerland", zu Ende des 16. und das ganze 17. Jahrhundert hindurch, sogar während der wilden dreißig Kriegsjahre das berühmte „altdeutsche" Steinzeug der Renaissance. Wir freuen uns heute noch der prächtigen Formen dieser Krüge und „Krausen", wie die reich verzierten Stücke genannt wurden, wir bewundern den feinen architektonischen Aufbau derselben, die kräftige harmonische Wirkung der reichen Ornamente. Sei es, daß Wappen aufgelegt, Zierformen eingestempelt oder Ornamente eingeritzt („reed gemacht") wurden, stets ist alles aus einem Guß, von stiller, wuchtiger Größe. Gerade die Ritz-Ornamente („Reedmacherei") sind in ihrer flotten und durchaus eigenartigen Wirkung typisch für die Westerwälder Kannenbäcker. Von besonderer Eleganz waren die Schnabelkannen zum Eingießen des Weines, die Flach- und Ringkrüge (aus der Feldflaschenform entstanden) wurden zu den reichsten und prächtigsten Ziergefäßen ausgearbeitet; von figürlichen Friesen finden wir auf Krügen und Kannen wieder, wie in Siegburg, vielfach epische und biblische Motive liebevoll ausgestaltet; Flaschen und Maßkrüge, Kannenkrüge mit herrlichen Stern- und Rosettenverzierungen; Bauchkrüge und Blumenvasen, Tafelaufsätze und Fruchtschalen, Schreibzeuge und Sandstreuer, aber auch hervorragend schöne Blumenkübel und Gartenständer sowie auch Dachspitzen — kurz, alle erdenklichen Gegenstände und alle erdenklichen Formen und Ornamente schufen die unermüdlichen und geschickten Euler. Auch als das Barock sich aus der Renaissance entwickelte, wurde der bewegliche Geist der Westerwälder Künstler von der Zeitströmung befruchtet: immer reicher und phantasievoller werden Formen, Ornamente und Henkelansätze, sogar ganz eigenartige, materialechte Steinfiguren entstanden damals, welche in Form und Auffassung älteren Figuren aus Porzellanmanufakturen oft nicht unähnlich sind.

Wie schon diese unendliche Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse andeutet, haben wir es hier im 17. Jahrhundert mit einem äußerst blühenden Kunstgewerbe zu tun, das nicht nur in Güte, sondern auch in der Masse seiner Fabrikate seinesgleichen sucht. Zur Zeit, als der Dreißigjährige Krieg seinem Ende zuging, dürfte wohl die höchste Blüte dieser Industrie zu finden sein. Den modernen Menschen berührt diese Tatsache wohl eigenartig: aber wir dürfen uns ja diese wilde Zeit nicht als einen zusammenhängenden Kriegszug vorstellen. Gerade die Berge und Täler des Kannenbäckerlandes, darinnen wir heute noch meilenweit durch die Wälder streifen können, blieben ziemlich verschont, wenn auch die Burg Grenzau einer streifenden Schwedenschar zum Opfer fiel. Die Kannenbäckerei hatte damals solche Bedeutung, daß sämtliche Meister all der verschiedenen Dörfer, von den Landesherren — Trier, Wied, Isenburg, Sayn, Metternich — unterstützt, eine mächtige gemeinsame Zunft gründeten, die von sieben Meistern geleitet wurde. Ein Kartell, einen „Trust" im kleinen, würde sie der moderne Berichterstatter nennen. Die Zahl der selbständigen Meister soll darin auf 600 angestiegen sein — etwa das Sechsfache von all denen, die heute im Unterwesterwald tätig sind, selbst wenn Krugbäcker und Kannenbäcker kunstloser Betriebe dazugezählt werden.



Dachspitze in Grenzhausener Steinzeug, Sammlung Hugo Garthe

Natürlich trug diese massenhafte Ausbreitung der erstmals von wenigen gediegenen Meistern geübten Kunst bald zum Verfalle bei. Wir gewahren denselben schon in bedenklichen Ausartungen des Barockstils, in gequälten auffallenden Plastiken; die schöne Kunst der Flächengliederung und der farbigen Flächenornamente ging verloren. Aber wie ein gesunder innerer Kampf gegen diesen Verfall mutet es an, daß in einzelnen Werkstätten, und besonders in dem stillen, einsamen kleinen Grenzau, in dieser Zeit wunderschöne Ritz-Ornamente geschaffen wurden von einer so bewußten und betonten Einfachheit und Eigenart, daß man von einer Sezession sprechen könnte. Oft gar nicht mehr an Renaissance oder gar Barock erinnernd, entstanden einfache Krüge und Kannen, deren Hauptreiz der Künstler in farbige Flächenornamente zu legen suchte. Es ist ja begreiflich, daß Zierformen, die von Hand eingeätzt werden, schöner, frischer und eigenartiger wirken als die mehr oder minder konventionellen Beläge, die aus den vielbenutzten Hohlformen hervorgingen. Frisch und lebendig, die Farben von höchster Leuchtkraft, besonders oft ein herrliches Violett und auch Blau auf der grauen Salzglasur tragend, präsentieren sich noch heute diese Stücke, welche künstlerisch an die feinste Prunkware der Renaissance wohl heranreichen.

Doch eine ganz neue Fabrikation hat in diesen Zeiten ihren Ursprung, die wir hier erwähnen müssen, wenn sie auch mit Steinzeug direkt nichts zu tun hat: die Herstellung der Tonpfeifen, die „Mutzenbäckerei". Die außerordentliche Bildsamkeit des Steinzeugtones befähigt ihn dazu, zu Pfeifen beliebigster Form und zu den längsten Stielen verarbeitet zu werden. Schwach gebrannt, bleibt er porös und eignet sich so aufs beste für solche Zwecke. Bis heute hat diese Industrie sich stetig fortentwickelt — ähnlich wie die Krugbäckerei —, unberührt von all den Schwankungen, denen die höherstehende kunstgewerbliche Industrie unterworfen war. Fabrikation von Holzpfeifen schloß

sich später an und wurde in neuerer Zeit fast wichtiger als die andere. Besonders die langstieligen „holländischen" Tonpfeifen, die uns aus alten Bildern so vertraut sind, schwinden immer mehr. Denn der Mensch unserer Tage hat die Zeit und Muße nicht mehr, dieses zerbrechliche, so recht zum Genuß und zum Zeitvertrieb geschaffene Gerät zu handhaben. Wir müssen arbeiten und genießen zu gleicher Zeit; da sind die Tage der Holländer Pfeife gezählt. Aber von hohem wirtschaftlichem und kulturellem Interesse ist die „Mutzenbäckerei" immer noch.

Die eigentliche Steinzeugkunst des Westerwaldes aber machte nicht solch stetige Weiterentwicklung durch. Sie versank im Laufe des 18. Jahrhunderts in tiefen Schlaf, der lange Zeit völligem Sterben glich. Wohl mag die Majolika, die Fayence, dann vor allem das Porzellan, die nun immer mehr hochkamen, unsere herrliche deutsche Steinzeugware verdrängt haben, aber auch die Kannenbäcker selbst legten durch ihr Zuviel die Art an die Wurzel ihrer blühenden Industrie. Wie in Dornröschenschlaf versank das ganze reiche Kunstleben — Einmachtöpfe, Wasserkrüge wurden wieder das einzige Fabrikat. Traumhaft regte sich manchmal ein höheres Streben, einzelne Geschirre, Krüge, Kannen zeugten doch hin und wieder von verborgenem Leben.

Und als im deutschen Volke dann im vergangenen Jahrhundert ein Sehnen und Drängen nach nationaler Einheit entstand und schließlich im ruhmreichen Kaiserfrieden der Traum zur Tat geworden war — siehe da: reich, lebendig, farbenprächtig erstand, in erstaunlich kurzer Frist, die alte deutsche Steinzeugkunst wieder im Westerwalde. Museen und Burgen öffneten ihre Pforten, die alten Formen und Ornamente erstanden zu neuem Leben. Und viel wäre noch zu künden von den Strömungen und Kämpfen, die von dort bis heute schaffen und wirken. Wie von jeher die Kunst des Westerwaldes in enger Berührung war mit dem gesamten Kunstleben der Nation, so fühlen wir auch heute in unsern stillen Waldtälern deutlich den Pulsschlag aller technischen und künstlerischen Neu-Strömungen im Blute unseres deutschen Volkes.

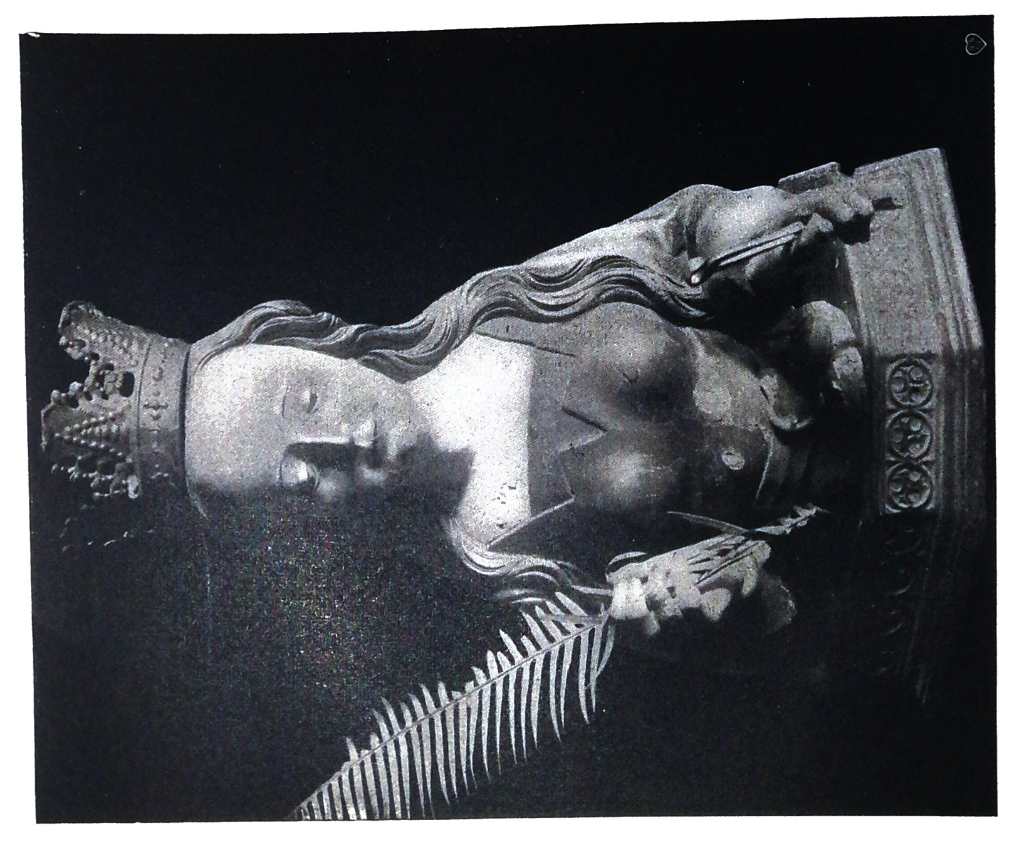
So wohltätig das Erwachen des Alten, des „Antiken", wie der Kannenbäcker sagt, gewesen ist — durch die technische Raffinesse der Vervielfältigung und die daraus resultierende Massenproduktion mit bunten Farben, unscharfen Dekorationen, dicken Steingutglasuren und all dem wurden diese Nachahmungen bald den Prachtwerken der Väter möglichst unähnlich! Und mit vollem Recht und wahrhaft erlösend setzte die Moderne ein, im engen Bunde mit moderner wissenschaftlicher Erforschung des Materials und der Feuertätigkeit der Glasurschmelzen. Trotz manches Extravaganten hat die Moderne mit dieser liebevollen und warmherzigen Vertiefung in Material und Technik gesiegt. Und erst jetzt erkennen wir ganz neu die Schönheiten des Alten, seit wir nicht mehr als schwächliche Nachahmer, sondern als eigene, schaffende Künstler mitfühlend ihm nähertreten. So ist die Moderne im Kannenbäckerland heute dem wahrhaft Antiken verwandt, wesensähnlich geworden, und Künstler wie Chemiker reichen den alten Meistern verständnisvoll die Hand.

Daß bedeutende Kulturwerte hier zu schaffen und zu wahren sind, erkannte auch der Staat: seit 40 Jahren wirkt in Höhr still und geräuschlos die Keramische Fachschule, die dem Besucher wohl manches Interessante zeigen mag und in enger Fühlung mit der Industrie steht. Sie ist im Inland wie im Ausland in Fachkreisen hoch angesehen und hat in stillem, positivem Arbeiten es verstanden, modernen Strömungen in Kunst und Technik auch im Kannenbäckerland zum Siege zu verhelfen. Auch das Eigenstreben mancher Fabrikanten ist wert des gleichen Ruhmes. Heute arbeiten seit zwei Jahrzehnten die bedeutendsten Künstler Hand in Hand mit der Industrie des Kannenbäckerlandes. So hat dieselbe in der Kulturwelt wieder hohe Bedeutung erlangt, und auch für die Volkswirtschaft bietet sie nicht zu unterschätzenden Gewinn: sie gibt, wenn wir die einfache Fabrikation, Krug- und Mutzenbäckerei, mit dazuzählen, in Höhr, Grenzhausen, Baumbach, Ransbach, Mogendorf, Hilgert und Hillscheidt etwa 3000 tätigen Personen lohnende Beschäftigung. Und wenn wir so die Eigenart des ganzen Landes aus der Entwicklung seiner Industrie und Kunst in Geschichte und Gegenwart uns nähergebracht haben, werden wir auch für die Zukunft mit frohen Hoffnungen sein Blühen und Gedeihen uns ausmalen können. Und allen Kräften, die daselbst träumen und schaffen, möge tatenfroher Erfolg beschieden sein!

Tafel XXII



Reliquiar des hl. Lubentius, Dietkirchen



Reliquiar der hl. Apollonia, Schloß Friedewalt

Der Bäcker von Limburg Von Wilh. Schäfer*

In Limburg kam ein Bäcker zur Franzosenzeit dazu, im Zorn der alten Griechen und nackten Leibes ein Held zu werden. Er wohnte jenseits der Lahn bei seinem Backhaus und war ein stakiger Kerl mit schweren Knochen, der sich seit seiner Wanderschaft als Junggeselle bescheiden bei seinem Handwerk hielt. Wie der im Winter einmal die ersten Wecken aus dem Backofen holte, mochte ein frühes Licht den Marodeuren ein bequemes Frühstück verraten haben. Er hatte gerade den warmen Brötchen mit Kleisterwasser den Glanz auf ihren knusperigen Bauch gestrichen, als ihm ein halbes Dutzend dieser Kerle ins Backhaus brach und sein Gebäck hohnlachend in die Leinensäcke scharrte. Weil sie mit Säbeln und geladenen Flinten besser bewaffnet waren als er mit seinem hölzernen Schieber, so dachte er zuletzt: Was hilft es viel? Sie schlagen und sie schießen dir die Knochen entzwei und deine Wecken haben sie doch! Nur als sie ihm sein wollenes Kamisol wegnahmen, das an dem Backtrog hing, war er doch wild. Da zogen sie ihm mit Gewalt die Bäckerschürze und die Hosen, selbst noch die Strümpfe aus und jagten ihn hinaus, barfuß mit Hemd und Zipfelmütze in den frostkalten Morgen.

Wie er dann ihrem Hohn entrann, verbleut und blutend, und über die steinerne Lahnbrücke hinauf nach Limburg lief, war da schon alles voll von Geschrei und Schüssen. In alle Häuser drangen sie und plünderten und stachen mit Bajonetten tot, was sich noch wehrte. So schlich er sich im Hemd durchs dürre Gebüsch am Ufer hin und kroch zuletzt in einen Binsenverschlag, den sie da für das grüne Futter im Sommer hatten und der nun leer war. Da saß er bis zur Helligkeit, sah manches Feuer blutrot leuchten im kalten Nebel und wartete, ob sie ihm drüben das Seinige auch niederbrennen würden. Er war es zwar gewohnt, in dünner Kleidung zu hantieren, auch im Winter; doch so im Hemd auf einem kalten Brett zu sitzen, obwohl die Nebelnässe den frostigen Staub schon klebrig machte, bekam ihm schlecht.

So kam er, als die Schüsse und das Geschrei mit dem hellen Tag nachließen, verfroren und zähneklappernd an die Lahnbrücke zurück und wollte sich nach Hause schleichen. Darüber sahen ihn drei Kerle, die betrunken aus einer Wirtschaft fielen, und jagten mit ihren Waffen hinter ihm her, wie wenn sie einen Hasen aufgestöbert hätten. Er hätte sich noch über die Brücke retten können, trotzdem ihm eine Kugel unterm Arm durchs Hemd fuhr, wenn er den andern Marodeuren nicht in die Flinten gelaufen wäre, die vordem in sein Backhaus eingebrochen waren. Die trieben ihn zurück bis mitten auf die Brücke und zogen ihm zum Hohn auch noch das Hemd aus. Er war auch ohne Kleider immer noch der Bäcker und hatte Furcht, sein Leben zu verlieren; doch wie der große Kerl mit seinen haarigen Gliedern splitternackt dastand, sah es schon aus, wie wenn ein großer Wolfshund unter Pinscher geraten wäre.

Und als ihm einer auch noch die weiße Zipfelmütze vom Kopf riß, die als sein Handwerkszeichen den Zorn in Demut niedergehalten hatte, so daß ihm nun der kalte Wind ins Haar fuhr: war es kein Bäcker mehr, der im Winter nackt und frierend auf einer Brücke stand, da war es nur noch ein großes Menschentier, dem die Verzweiflung die Körperkräfte in Wildheit löste. Das schlug dem Kerl, der sich die Zipfelmütze kläffend über sein Käppi gezogen hatte, so ins Genick, daß es abbrach; und wie ein anderer ihn von hinten anfallen wollte, packte er ihn beim Tornisterriemen und warf ihn über das gemauerte Geländer hinunter in die Lahn. Wie das den Plumps tat und nur noch das schwarze Winterwasser seine Kreise schlug, wo eben noch ein Kopf und ein Paar Stiefel durcheinander gezappelt hatten, bevor es weiter unten mit einem Arm heraufkam und wieder sank: da liefen einige, ihrem Kameraden zu helfen, während die andern mit Hetzgeschrei ihn selber hinterher befördern wollten. Doch weil sie in der Wut vergaßen, daß sie nur mit den Waffen stärker waren, und ihn nach Art balgender Buben angreifen wollten: da sah es wirklich aus, wie wenn ein gelber Wolfshund einen nach dem andern von diesen kleinen, schwarzen, betrunkenen Kerlen zwischen die Zähne

---

* Aus „33 Anekdoten" (Georg Müller, München 1911).

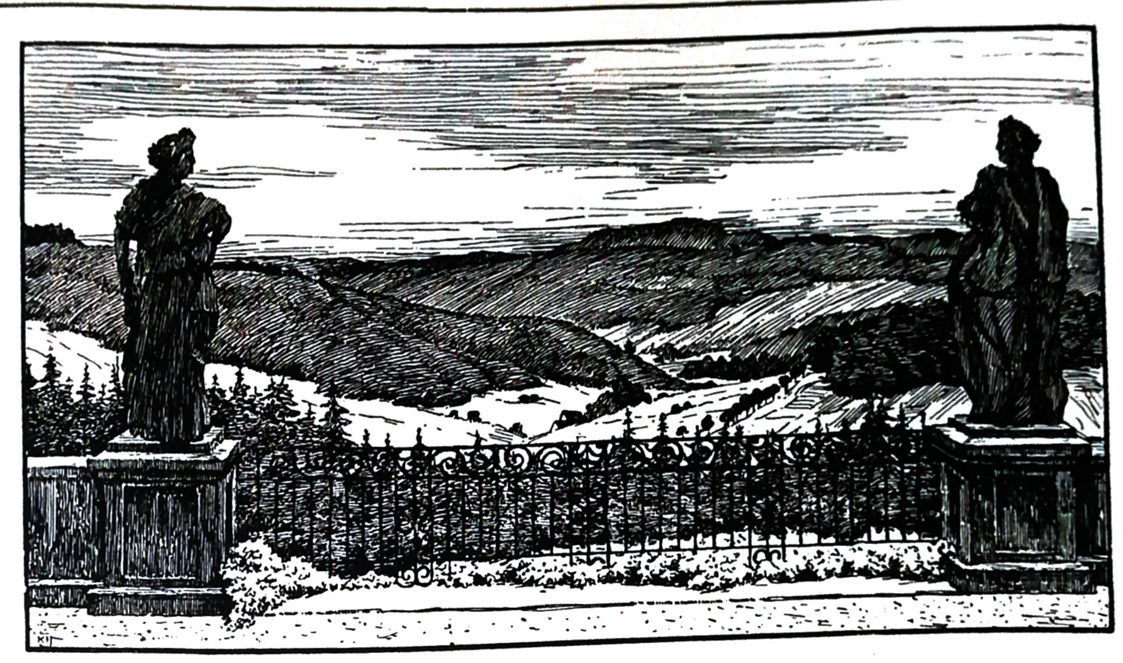
genommen hätte. Es ging nicht immer beim ersten Griff, einer schlug erst mit dem Kopf hohl an die Mauer, daß nur sein Käppi im Trocknen blieb, und zwei andere verbissen sich so an ihm, daß sie ihn selber fast mitgezogen hätten, als er den Knäuel über den Rand hinunterwälzte. Einige fanden auch noch Zeit, nach ihm zu schlagen und zu stechen, auch waren alle mit ihren Ketten und Schnallen stachlicht genug, sein bloßes Fell mit roten Riemen zu bekratzen, an denen das halbgefrorene Blut in Tropfen hing.

Und schließlich, als er ein halbes Dutzend dieser zappelnden schwarzen Brote in den kalten Backofen hinuntergeworfen hatte und schon müde wurde, mußte ihm auch noch der Zufall helfen, indem eine Schar von Bürgern aus der Stadt heruntergelaufen kam. Die hatten sich mit Stangen, Sensen und alten Waffen wehren wollen und waren doch vor einigen Franzosen davongelaufen, die nun schießend und mit Hetzgeschrei dahinter herjagten. Wie die Bürger jetzt den nackten Bäcker bei seiner Arbeit sahen, und daß die Kerle mit den Tornistern schlecht schwimmen konnten und auch für die andern noch Platz da unten war, und daß es schmählich von so vielen wäre, vor einigen Flinten davonzulaufen, indessen der eine nackten Leibes wacker stand: da ließen sie die schreienden Franzosen bis auf die Brücke kommen, und achteten dann die Schüsse und auch die Bajonette nicht. Und ehe noch der bucklige Ortsschreiber, der auch mit einem Säbel dabei war, den Tatbericht hätte aufnehmen können für die Ordnung der Obrigkeit, hatten alle Franzosen den Brückensprung getan und nur weit unten krochen einige, die sich mit Schwimmen gerettet hatten, wie Ratten aus dem schwarzen Wasser. Die ließen sie fürs erste kriechen; aber wo noch irgendwie die Weiber und die Mädchen schrien, weil einer von den Kerlen im Hause war, da brachten sie ihn rasch heraus ans kalte Tageslicht, und noch viel weiter in die Kälte, so daß in einer halben Stunde Limburg die unbequeme Einquartierung schon wieder los geworden war.

Dem Wolfshund auf der Brücke war es so warm geworden, daß er die Kleider jetzt leichthin entbehren konnte. Doch wie er sich das Käppi des Franzosen aus dem Dreck aufhob und seine Zipfelmütze davon abzog, sie als das Zeichen seines ehrsamen Handwerks wieder auf den struppigen Kopf zu setzen: da war er auch ohne Hemd und Kleider nur ein Bäcker aus Limburg. Weil der nicht so nackten Leibes auf der Straße bleiben durfte, auf die sich schon die Kinder, auch Frauen und selbst Mädchen wagten, mußten sie ihn da zu mehreren in einem dichten Haufen nach Hause bringen, daß nur darüber weg die nackten Schultern und die Zipfelmütze zu sehen waren, daran ein dünner Strich von Blut ihm mitten auf den Rücken hinunterlief.



Kaminfigur im Schloß zu Westerburg



Schloß Friedewalt, Blick von der Terrasse

Schloß Friedewalt Von Leo Sternberg

Es war einmal ein wunderschönes — — — nein, das Schloß, wo die Pfauen mit kupferglühendem Schweif auf den Fenstersimsen sitzen und Standbilder träumen auf den Terrassen des Parks — ist Wirklichkeit und ich habe es mit eignen Augen gesehen. Mitten im Bauernlande des Westerwaldes, wo der Pflüger geht mit seinem Kuhgespann und die Pelzmützen der grünbemoosten Dorfdächer hinter den Hügeln hervorschauen, ragt es in vornehmer Einsamkeit auf wie hergetragen aus einer andern Welt — und ich habe sieben Nächte darin geschlafen.

Holunder und Heckenrosen wuchsen aus den hohlen Augen seiner verfallenen Mauern, bis der Geist der Ruinen, in eine Nachtigall verzaubert, den Schönheitsdrang eines alten Geschlechtes wieder wachschluchzte, daß es von neuem erstand. Und nun führte mich sein Schöpfer selber dahin. Dunkel war es, als ich nach langer Fahrt über die Paßstraßen des Gebirges ankam, und ich hörte nur, wie die Schwäne im Teich des Parkes aus dem Schlaf fuhren und die Fahne über mir schlug im Winde der Hochlandnacht . . . . .

Ich stand in einem großen, unbekannten Raume, und als ich die Kerze entzündete, erleuchteten sich oben in wolkigem Goldlicht zwei Engel, die den seidenen Betthimmel schwebend über dem Eichenbette hielten, in dem ich schlafen sollte. Düster wie ein Stern im Moor spiegelte sich die Kerze in einem mächtigen ebenholzschwarzen Schranke mit gedrehten Säulen und streifte wie Mondlicht den blanken Tisch, der mit eingelegter Platte auf stämmigen Kugelfüßen in der Mitte des Gemaches stand. Ich spürte, wie ein Halbleben rings um mich atmete. Zwischen den senkrechten Falten der schweren Damastvorhänge grünten bleiverglaste Fenster aus Nischentiefen; wie Schatten von Schritten wanderte es über den schwarzen Grund des Fußteppichs; über die verblichene Gobelinstickerei der Lehnsessel glitt es wie Schatten von Gestalten, die sich vom Sitze erhoben; der Jagdfalke auf dem Wandgemälde schien zu warten, daß man ihm die Haube von den Augen löse; die Edeldame in Hermelin blickte aus ihrem Rahmen herab; und auf den schön geschmiedeten vergoldeten Beschlägen und Kastenschlössern der Türen und dem mit Kerzen besteckten Messingleuchter oben im Dunkel der Decke blinkte und schwand, jetzt hier, jetzt dort, ein geisterhafter Schein. Die Schloßuhr schlug irgendwo draußen von einem Turm herab, lange nachhallend, und zwischen den Schlägen waren Laute wie nahe Stimmen. — — —

Ich konnte mich nicht zur Ruhe legen, ohne die geheimnisvolle Umgebung zu erforschen, in der ich mich befand, und oftmals hinter mich blickend, trat ich aus dem Schlafgemach ins Unbekannte, die Hand vor der brennenden Kerze, die sich sofort in Irrlichtflämmchen auf den mattblanken Zinngeschirren verhundertfältigte, deren lange Reihe sich das Wandgetäfel entlang im Dunkel des Flures verlor. Unter gebleichten Geweihen und an höllenhaft überflammten Gobelinfiguren vorbei fand ich mich zu der steinernen Wendeltreppe, die mit rotem Tuch belegt eng hinabführte, und als ich unten mit befreitem Atem aus dem hohlen Gange hervortrat, befand ich mich in einer ungeheuren Halle, von deren wappengeschmückten Balkendecke altersmürbe Fahnen herabhingen, unmerklich wehend wie in Bewegung gesetzt von dem Luftzug darunter hergehender Gestalten. Wenn ich ging, hörte ich sie auf den schachbrettgemusterten Steinplatten gehen; wenn ich mich stille hielt, standen sie still. Vorsichtig ließ ich mich auf der Kante eines löwenkopfverzierten Eichenstuhles nieder.....

Denn ich sah, wie die Gestalt eines Erzbischofs, der einen Reliquienschrein unterm Arme trug, in rotem Mantel, mit Mitra und Hirtenstab aus dem Rahmen eines Bildes trat und durch eine Seitentür verschwand: Graf Bruno von Sayn mit jenem Arm des hl. Simon, den der Bischof von Armenien auf der Pilgerreise nach Köln, von Wegelagerern überfallen, einst in die Erde vergraben, ein Räuber aber gefunden und dem Erzbischofe überbracht ...

Noch hatte sich die Tür nicht hinter ihm geschlossen, da trat aus der Wand ein kleiner Knabe, gefolgt von einem Koloß mit mächtigem Schlachtschwert, den ich an der Büßerhaltung als Heinrich den Großen von Sayn erkannte, der einst durch einen unvorsichtigen Druck seiner Hünenhand dem Söhnchen die Hirnschale zerbrochen. Kennst du die Bergschlösser Drachenfels und Wolkenburg? „Wenn diese mit ihren Felsen Eisen wären, so würden sie an dem Orte, wo die Seele des Grafen Heinrich sich befindet, wie Blei zerschmelzen" — so geht die Rede von ihm, obwohl er die Klöster Marienstatt und Seligental gegründet und seiner Gemahlin sterbend aufgetragen, weitere Klöster zu stiften und alle zu entschädigen, die er im Leben geschädigt; auch genug dadurch gebüßt hat, daß ihm vor dem Inquisitionsgerichte, das der Ketzermeister über ihn berufen, die Henkerschere schon die Nackenhaare abgeschnitten, ehe in letzter Stunde seine Unschuld zutage trat ... Nun ging er die ausgetretenen Steinstufen der Wendeltreppe hinab in das eisige Gewölbe der Kapelle, die ein gespenstisches Netz von Lavasteinrippen über die Knienden spannt. An der Türspalte stand ich und lauschte hinab, wo die dumpfen Murmellaute des beladenen Beters im Kryptendunkel unten weinten. — — —

Da ging hinter mir die schweinslederbeschlagene, arabeskenüberrankte Hallenpforte auf, und in dem Türbogen stand in löwenwappenbesticktem Kriegskleid und Eisenschuhen, das behelmte Haupt von der Ringelwerkkapuze umrahmt, eine Rittergestalt, die unbeweglich hereinschaute wie jemand, der eine altbekannte Stätte zu betreten hoffte und sieht, daß er irregegangen. An der Rolle, die er in der Hand hielt, erkannte ich, daß es Graf Gottfried II. von Sayn war, dem Kaiser Ludwig für die Beschirmung des bayerischen Rautenbanners in der blutigen Schlacht von Mühldorf — als er auf der Hachenburg zu Gaste weilte — das Recht verbrieft, Friedewalt als Reichsstadt zu befestigen. Aber vergebens sucht der Graf des Mitternachts seine Ritterburg an der alten Stelle. Wieder und wieder blickt er herein; wieder und wieder macht er — unter den Eichenbohlen der Zugbrücke hindurch — in der Sohle des palisadenbesetzten Wallgrabens die Runde um die efeubewachsenen Ruinen der alten Umfassungsmauer; wieder und wieder ersteigt er, an den vier Ecken angelangt, in jedem der alten Türme, die er gebaut, einige Stufen, um sofort wieder umzukehren und an anderer Stelle zu suchen. Dann verschwindet er in der Erde und taucht unten im Tale an der Mündung des unterirdischen Ganges, der Wohn- und äußersten Mauerturm verband, noch einmal auf, bis das Geklingel seines Ringelhemdes sich ferner und ferner verliert. — — —

Noch kniete ich auf der breiten Eichentruhe der Fensternische, das Ohr am verbleiten Glas, und lauschte dem gemessenen Huftakt der beiden mit schwarzen Tüchern bedeckten Hengste, die von Sayn und Marienstatt aus, wo sie geopfert wurden, jeden Grafen des Hauses geisterhaft begleiten, als eine Stimme aus dem Hintergrunde der Halle kam: „Wo ich bin, ist für ihn keine Stätte!" Vor



Schloß Friedewalt, Kellergewölbe

Schrecken ließ ich die Kerze fallen und sie erlosch. Aus der Finsternis aber bleichte mondweiß ein lockenumrahmtes Gesicht, und eine weiße Hand in dem weiten Ärmel der Gelehrtenrobe machte eine Bewegung, die mich zum Niedersetzen einlud. Ich folgte, magnetisch herbeigezogen, und der Gelehrte, der niemand anders als Graf Heinrich IV. von Sayn war, setzte sich in niedrigem Faltstuhle mir gegenüber.

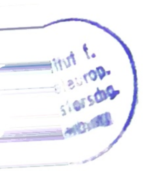
„Sollte ich ihm zuliebe", sagte der Geist, „das Eulenloch seiner dumpfen Burg erhalten, in dem sie wie das Tier sich vor dem Tage verkrochen? ... Ich habe die Rüstung, in die sie eingeschmiedet waren, abgelegt, und Fenster wollte ich haben in meinem Hause für die Licht- und Weltsehnsucht meiner schauensfreudigen Seele. Wie der gefangene Falke die Flügel öffnet, um die Luft zu spüren unter der Schwinge, so stand ich endlich auf der Terrasse meines vollendeten Baues und trank die Fernen ... In Brüssel und Brügge hatte ich sie zuerst gesehen, diese steingewordenen Träume — und der Schönheitsrausch meines Heimattales, wo in der Rotdornwildnis der Saynbachschluchten tausendstimmig die Nachtigallen schlagen, erwachte in mir, daß ich der Dompropstwürde entsagte und Vitruv und Palladio im stillen Gewölb zu meinen Heiligen erkor. Und als, von meinen Landsknechten geleitet, die ersten Fuhren mit den nachtschwarzen Lavablöcken aus der Eifel anrasselten, da konnte ich nicht erwarten, bis aus dem düsteren Steine das Lächeln des Lebens hervorbrach. Auf Sockeln von Fratzen und Löwengesichtern stieg Pilaster neben Pilaster mit Schilfblattzier an den Halsgliedern auf, die das Triglyphengebälk trugen, und darüber erhob sich eine zweite Galerie von Pfeilern als Stütze des Krönungsgesimses, über dem sich abermals ein Giebelpaar aufbaute, dreigeschossig und säulengeschmückt. In Muschelnischen oben saßen die Frauengestalten

der fünf Kardinaltugenden und unten nahmen die Medaillons meiner Wappenschilder, der säulentragende Herkules und Salomos Tempelbau in scharfen Steinbildern die Felder zwischen den Fenstern ein. Fischteiche plätscherten auf dem Dache und Brunnen im Hof. Eine Treppenbrücke, auf die sich die Wallbüchsen aller Schießscharten der Hoftürme richteten, führte in diesen Saal, wo du hüben und drüben durch säulenumrahmte Giebelfeldtüren in Seitengemächer gelangst. Wandgetäfel ließ ich einbauen und Balkendecken legen auf mächtige Tragsteine. Über schilfblattumkrauste Halbsäulen spannten sich dreibogig die Fensterarkaden. Mit Säulen faßte ich die Kamine ein, die auf weit vorspringenden Konsolen den figuren- und wappengezierten Fries des Rauchmantels trugen — und der Ruhm meines Baues drang so weit, daß ich dem Kurfürsten meinen Plan nach Heidelberg senden mußte, damit Meister Schoch ihn bei dem Schloßbaue Friedrichs beachte.

Aber als ich nun die Frucht meiner Mühe in meinem Schlosse in Frieden zu genießen dachte, da zeigte es sich, daß mir trotz der Vorbedeutung des Namens hier kein „Friede walten" sollte ... Goedecke von Mallinckrott — warum hast du das getan! Ich riß sie aus meinem Herzen, wie ich ihr Wappen aus der Wand riß, das eingehauen war neben meinem Ein- und Ausgang, und vertrieben werde ich von ihr aus den Mauern, deren Mörtel ist meines Herzens Blut . ."

Das Wort war kaum gesprochen, da verging das Geisterantlitz, und ich saß bedrückt in der Dunkelheit, als hätten sich schwarze Flore auf mich gesenkt; wie Tränen blinkten aus dem Türdurchgang des Nebengemachs die großen Tropfen des böhmischen Kristalleuchters ... Ich bückte mich tastend nach meiner verlorenen Kerze, aber der weiße Fleck, den ich anfaßte, war nur ein Runenzeichen des Mondes für die Geister der Nacht. Da rauschte es auch schon wie Frauengewand in dem hohlen Gang der Wendeltreppe und sogleich bleichte voll und weich das bekümmerte Antlitz einer Dame in schwarzer Witwentracht auf und bewegte sich an mir vorüber, während eine laute, eigentümlich seelenlose Stimme, die mich entsetzte, dicht neben mir „Mut, Juliana!" aus dem Dunkel schrie. Es war der Papagei, der noch immer seinen alten Mahnruf vernehmen ließ, wenn die verhärmte Gräfin erschien. „Mut, Juliana . ." Und Loysa Juliana machte wieder die nächtliche Runde um das Schloß, um zu wachen, daß sie, die in der Verwilderung des großen Krieges, in Pest- und Hungersnot mit ihren unmündigen Töchtern allein gestanden, nicht an ihrem letzten Zufluchtsorte überfallen werde. Schon hatte der Abt von Laach der Hilflosen das Kirchspiel Bendorf entrissen; Kurköln hatte ihr Hamm genommen; osnabrücksche Soldaten hatten sie im Hachenburger Schlosse blockiert, bis sie als „Hungergräfin" geschmäht mit ihren Töchtern nach Freusburg floh; von hier hatte sie Kurtrier vertrieben; und in das übrige Sayner Land waren dem kaiserlichen Edikt zum Hohn, das sie auf die Landstraße warfen, die rohen Söldner des Grafen von Wittgenstein hereingebrochen. Aber Loysa Juliana erwies sich ihrer Abkunft, die sie von Eginhard und Emma herleitete, würdig. Sie erwirkte, daß Kaiser Ferdinand seinen „Kaiserlichen Adler und des Heiligen Reiches Wappen" zum Zeichen der Unantastbarkeit des Schlosses auf die Tore von Friedewalt schlug und erkämpfte von hier aus — bei dem Friedensschlusse von Münster durch ihren eigenen Bevollmächtigten vertreten — allen entrissenen Besitz für ihre Kinder zurück . . — Ich vernahm Kettenrasseln draußen und sah ihre Gestalt, von den Schatten der Zugbrückenbalken gestreift, im Mondlicht von Schießscharte zu Schießscharte schreiten; dann auf dem Postengang der Torburg sich hinter der Säulengalerie bewegen; es rief noch einmal „Mut, Juliana!" in der Halle, als wenn sie wieder an dem Vogel vorübergewandelt wäre; dann hörte ich nur noch das Rauschen eines Quells im Park und eine Bewegung in den Bäumen, als rege sich der Morgenwind. Mondschein verzauberte die fahnenbehängte Halle, in der die Ritterrüstungen blinkten. Aber es zog mich hinauf in mein Gemach, und ich setzte mich in der tiefen vierfenstrigen Wandnische auf eine mit Zinnrosetten beschlagene Truhe, den Blick auf die dunklen Bauten, die den Schloßhof umschließen, auf den Brunnen darin mit dem Spiel seiner Wasserschleier, den dickumrankten Uhrturm und die Hofterrasse, wo zwischen der schwarzen Silhouette überlebensgroßer Steinbilder die Geisterschleier weißer Nebelseen in den Tälern lagen. — — —

Hat Naturempfinden oder Feldherrnblick die Sayner Grafen hierher geführt? Ihre Rosse sprengten von der Löwenburg des Siebengebirges bis in die Täler der Dill, von ihrer mächtigen





Statue Heinrichs des Großen von Sayn



Schloß Friedewalt, Aufgang zum Herrenhaus

Feste Blankenberg bis zur Weltersburg, die auf der untersten Terrasse des Westerwaldes liegt. Hier waren sie geborgen wie die Schotten in ihren Bergländern, und die offenen Wacholderheiden, die schwarzen Steinwüsten, die Sümpfe und die Irrgärten des verschlungenen Waldgestrüpps und der Bachschluchten, in denen der wegunkundige Feind verloren war, wurden ihre besten Waffen und ihre geliebten Freunde. Mit dem Auge der Poesie wählten sie die Stelle für diese Grenzfeste, als sie von den Höhen des Westerwaldes in tiefem Kessel unter sich den Ort Friedewalt sahen und dort, wo jetzt die weißen Nebel fließen, eine weite Fernsicht sich auftat über die Höhenzüge des Siegerlandes und der Wittgensteiner Berge. — — —

Wohin ist das Licht, wenn die Kerze erlosch? Hat sich der ungebundene Schönheitssinn dieses Reitergeschlechtes des ernsten Hochlandes in dem Blute keines Nachkommen erneut? — —

Ich sah auf und traute meinen Augen nicht: Über dem mondbeschienenen Berge stieg langsam ein goldner Balken senkrecht herauf; ein andrer legte sich glänzend hindurch: ein hohes goldenes Kreuz, das unirdisch im Raume schwebte, gleißte drüben in der Mondnacht! Wer hat es dort aufgerichtet über der Welt, diesem Fenster zugekehrt in seinem ganzen Glanz? Ich saß, den Blick nach dem Kreuze gewandt, bis mich die Herdeglocken der Kühe, die eine hinter der andern durch den Hohlweg des Wallgrabens zur Weide gingen, aus meinen Träumen erweckten . . .

Da begab ich mich hinab in das morgenkühle Arbeitsgemach, wo ich meinen Gastherrn vor einem geöffneten riesenhaften Renaissanceschranke über Mappenwerke und Baupläne gebeugt fand, und ich merkte keinen Unterschied zwischen den Geistern der Nacht und dem Leben des Tages.

„Vielleicht bin ich nicht weniger ein abgeschiedener Geist als die in den Nächten kommen," sagte er. „Ich habe mir schon das Kreuz auf das Grab gestellt, hoch und golden, daß ich es im Monde

leuchten sehe vom Bette aus und am gedeckten Tische im Sonnenschein — und ich mache meinem Ich, dem guten Grafen Alexander, dort oben täglich meinen Besuch. Wenn die Tännchen, mit denen ich den ganzen Bergeshang bepflanzt habe, zum Hochwald geworden sind und die Nachfahren auf der schmalen Schneise, die geradenwegs auf das Kreuz hinaufführt, wie in Domeshallen den Hügel hinansteigen, dann werden sie, von den Glöcklein meiner Heidschnuckenherde umklungen, die ohne Hirt um meinen Grabhügel weidet, dort auf der Bank sitzen; herunterblicken auf den Zwiebelturm des Schlosses, von dem noch immer die rote Wappenfahne weht; und werden träumerisch wie der Grillensang im sandigen Gras und die schwebende Federröschenseide in der Juliluft sagen: Er suchte die Schönheit". — — —

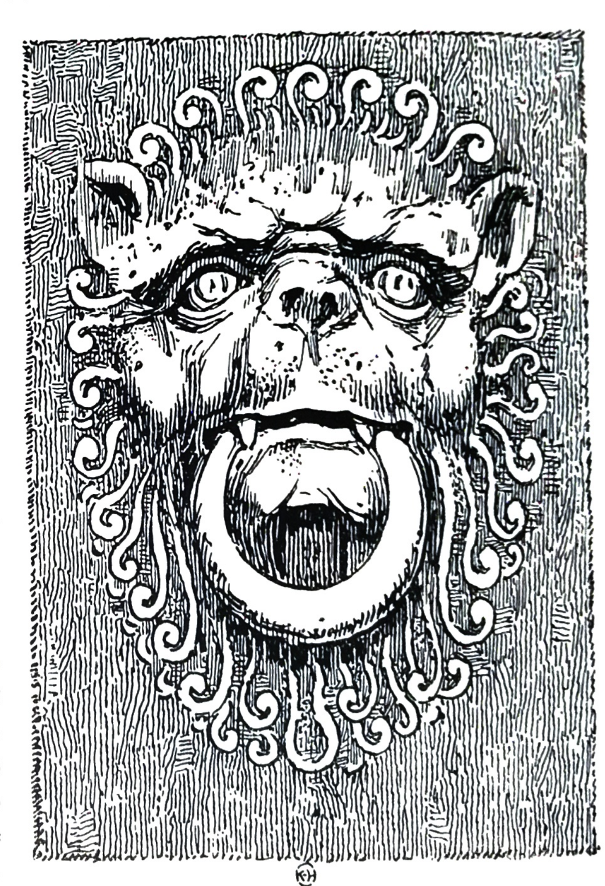
Da wußte ich, daß das Blut des Geschlechtes aus der Rotdornwildnis des Nachtigallentales zu mir sprach. . . .

Ein ungeheures Eisbärenfell unter den Füßen, saßen wir uns in roten Mazarinsesseln in dem hochräumigen Gemach gegenüber, und der Graf erzählte, während der Riberasche Mann mit dem Totenschädel in der Hand hinter ihm von der Wand herabsah: „Ebereschenstämmchen und Brennesselgebüsch wuchsen hier aus dem Fußboden, wo unsere Stühle stehen. Nachdem das Grab Loysa Julianas Tränen gestillt hatte — dort über der Türe die Frau mit den weichen Schatten im Antlitz und den bleichen Perlen auf schwarzem Gewand! —, war das Schloß zuletzt an Preußen gefallen, das an die Flügelbauten ein blechernes Schild nagelte, auf dem „Preußisches Kreisgericht" stand. In den Räumen des Herrenhauses aber, die durch Bretterverschläge in Gefängniszellen zerlegt waren, saßen die Sträflinge, und unter uns, unter dem strahlenden Steinrippenstern der saynschen Münze und im Zwielicht des Kapellengewölbes, moderten die Akten, bis der treffliche Kreisrichter, der gern nach Daaden hinunter zu Skat und Biere ging und die langen nächtlichen Spaziergänge allmählich lästig fand, mit Akten und Schreibern endlich dem Ziel seiner Sehnsucht entgegenzog. Das Notdach über dem Herrenhause wurde abgebrochen und die Flügelbauten waren herrenlos. Ein Jahr später, und ich hätte einen Haufen Steine gefunden. Die Bauern, die das Schloß als Steinbruch benutzten, hatten Treppen und Kamine, Gesims und Gebälk herausgerissen, und der eine der Flügelbauten war schon verschwunden. Vom Gewölbe der Wendeltreppen hingen in schwarzem Gewimmel die Fledermäuse herab. Mit Steinwürfen in den geöffneten Mund der Medusenmaske zu treffen, war das Sonntagsspiel der Bauernjugend. Vom Kartoffelfeuer der Jagdherren geschwärzt waren die edlen Steinskulpturen dieser Türdurchgänge. Mit Eisparkett bedeckte der Winter die Fußböden der dachlosen Ruine und tröpfelndes Schneewasser schliff an den Steinkaminen das Werk des Bildhauers ab. Für ein paar Heller erwarb ich ein Bauwerk, das weit und breit seinesgleichen sucht. — — —

Wie war das Denkmal eines kunstsinnigen Ahnen zu erhalten? Ich streifte durch das Dorf und fand hier einen schön profilierten Gesimsstein als Treppenstufe vor einem Bauernhaus, dort einen Halbkugelzierat des Rustikasockels als Misteinfassung und dort ein korinthisches Säulenkapitäl im Pflaster des Kuhstalls. Und ich sammelte Stein zu Stein. Denn ich wollte nicht die Fälschung begehen, die man gemeinhin Restaurierung nennt, etwa nach Art der Restauratoren, die baufällige Ruinen niederreißen, um sie als imitierte Ruinen wieder aufzubauen oder den Bau in archäologischer Spielerei dermaßen im Stile des ursprünglichen Werkes ergänzen, daß er sich ausgeben läßt als ein Denkmal aus alter Zeit; sondern ich wollte das Schloß als Urkunde der Schönheitsliebe meines Geschlechtes erhalten und — soweit es verfallen war — fortsetzen in Formen, die sich, ohne zu archaisieren, dem Urbilde künstlerisch einordnen, wie mein Blut ist vom Blute jenes Domherrn, der es schuf, ohne ihm zu gleichen."

Der Graf stand auf und holte aus einem mit Eisenarabesken vergitterten Schranke und aus Glaskassetten, die in den Fensternischen hingen, alte Urkunden, befranst mit siegelbehangenen Pergamentstreifen, Skizzenbücher, Archivalien und Zeichnungen hervor, breitete sie auf dem Schreibtische aus — und ich sah von Blatt zu Blatt vorwärtsschreitend, wie der Baugedanke gereift war vom rohen, tastenden Entwurf bis zur restlos erlebten, sinnvollen Schöpfung.

„Ich wußte schon die Stelle für jedes Möbel und den Nagel für jedes Bild, als noch die großen Schnecken hier die Wände hinaufkrochen," — sagte er lebhaft. „Schon als ich zum ersten Male in den Bogen des Torbaues trat, starr vor Überraschung, einer solchen Fassade gegenüberzustehen, hier, wo Schwein und Ziege weideten, ehe der Brunnen im Hofe von Schale zu Schale fiel, führte ich die übereinanderstehenden toskanischen Pilaster der beiden Stockwerke im Geiste über das Dach hinaus zu zwei Fassadengiebeln weiter, die sich volutenumschlungen in drei abgetreppten Stockwerken von Säulenstellung zu Säulenstellung bis zur Spitze der Obeliskenzier verjüngten. Dann mußte die Treppe heran. Als breite Rampe, von Balustersäulen flankiert, sollte sie ansetzen und zu langem Brückensteige verengt, mit Steinkugeln geschmückt, sich hinaufspannen zum Eingang, den rechts und links der Wappenlöwe und der schmiedeeiserne Laternenständer ankündigten . . Aber das Ganze in der Starrheit des krötenfarbenen Lavagesteins war noch düster und tot. Da zog ich selbst den Malerkittel an und setzte hier und da mit behutsamem Pinselstrich in das Schlangenhaar der Meduse, die Mähne der Löwen, in das Schilf des Kapitäls, die Gewandfalten der Nischenfrauen, in die Reliefffiguren und Wappenbilder, die Schnecken und Häupter in den Zwerchgiebeln eine geheime Goldkontur; bemalte grün und rot die vertäfelte Eingangstür; zog weiße Leisten um die schwarzen Steinkreuze der Fenster; setzte schmiedeeiserne Kronen auf die Schornsteine, das Wahrzeichen eines Eisenritters auf den Vorsprung des Gesimses, Majolika über die Pforte des Gewölbes; umbuschte die Treppe mit Palmen und Blumen — und als die beiden greisenhaarigen Pappeln vor dem Eingang dann umsanken, die gespensterhaften Ruinenwächter, da war es, als wenn ein Flor von der düsteren Fassade glitte, goldne Lichter lächelten aus dem narbigen Stein zwischen schmeichlerisch weichen Schatten, die von der bernsteingrünen Linde des Schloßhofes phantastisch herüberspielten, und ich fühlte, daß ich nicht restauriert, sondern neues, heitres Leben ins Dasein gerufen hatte." — In ahnungsvollem Mitleid verlor ich mich gerührt in den Anblick des Mannes, der dem Schicksal entgegenging, unbekannten Händen heiliges Künstlererbe zurückzulassen — —.



Schloß Friedewalt, Löwenkopf der Fassade

„Ich risse das Goldkreuz droben aus, unter dem ich läge, und schleppte es jede Nacht beschwörend vor das Lager desjenigen, der antastete, was ich mit meinem Herzblut gebaut! — — Doch ich will nicht daran denken! —"

Er erhob sich, und die alte taube Bulldogge, die die treuen Augen nicht von ihm verwendete, stand schon fragend an der Türe, ehe ihr kleinerer Genosse mit seinen Fledermausohren etwas Besonderes bemerkt hatte. Wir traten in den Park, und die reine Bergluft des Westerwaldes verjagte die Schatten. In schöner Bewegung ging es auf und nieder; von weit geschwungenen Abhängen duftete das Gras; um die Diana von Versailles kletterte das rupfende Reh und Bachgemurmel kam aus Haselgebüsch und farndurchwachsenem Steingeröll. Von der äußersten Talseite schauten

über die Zackenlinie der Linden und Tannen die Schloßtürme herein und am hochgelegenen andern Ende blickte mit weißem Fachwerk und olivenen Moosdächern eine dörfliche Häusergruppe herüber — und Kunst und Natur schienen Freunde zu sein, und die Hirsche fühlten sich hier so heimisch wie Statue und griechische Marmorbank. Nach allen Richtungen sprach die segnende Hand auf dem Sockel des alten Wetterkreuzes ihr Pax vobis. Hinab ins Wäldchen ging es; über weiße Holzsteige hinan zu dem zweiflügeligen schmiedeeisernen Parktor; zu den vier Mondscheinfichten, die das Denkmal Michel Morts umschließen, des braven Kreuznacher Metzgergesellen, wie er seinen Herrn, Graf Johann von Sayn-Sponheim, bei Genzingen aus dem Schlachtgetümmel trägt; zu dem Teich, den die Bulldoggen fliehen, weil der Schwan in seiner Wildnis hier beißend und flügelschlagend sein Reich verteidigt; und endlich zu dem Garten hinauf, der in sechs durch Treppenanlagen verbundenen Terrassen, auf deren Mauer griechische Götterbilder und venetianische Vasen stehen, ansteigt und in grüner Charmille endet, in deren schattigen Torbogen der flötenspielende Knabe aus dem Vatikan auf einem lavaschwarzen korinthischen Säulenkopfe aufgestellt ist, der einst einen Schloßgiebel trug.

Aus einem der Fenster, die in den Laubengang geschnitten sind, überblickte ich noch einmal dieses Stück Natur, das Kunstgebilde und Wildnis ohne Mißklang in sich vereinigte. Selbst die Bergesketten der weiteren Landschaft bis zu den inselhaft in der Ferne verschwimmenden Waldkuppen schienen es nur fortzusetzen, wie der Rothenberg vor uns seine Quellen gleicherweise in die dörfliche Viehtränke und in den Schwanenweiher schickte und einst sogar auch jenen Schloßteich nicht ausschloß, auf den die barocken Reime gehen:

„Das remarquableste an diesem Schloß zu sehen,
so darff allda man nur bis auf das Dach hingehen,
ganz oben findet man dann auff ihm einen Teich,
so von Forellen offt gewesen zimlich reich."

„Das Remarquableste an diesem Schloß zu sehen!" — sprach sich amüsiert mein Führer noch einmal vor, sich sonnend in meiner Bewunderung, während ich immer und immer wieder zurückblickte auf Bauernland und Fürstenpracht, auf eben gesprungene Knospen und Denkmäler mit den Runen der Jahrhunderte und mich aus dem traumhaften Zustande eines Doppellebens in zwei Welten nicht loszureißen vermochte . . .

So standen wir schließlich unter dem Schwungbalken der Zugbrücke, wo die Pfauenhenne oben ruhte mit den Kleinen, die mit gekrönten Köpfchen aus dem mütterlichen Brustgefieder auf uns herabschauten; und durch das Tor, auf dem sich der Adler des der Loysa Juliana verliehenen kaiserlichen Protektoriums ausbreitet, traten wir in den Schloßhof ein. Die Fassade des Herrenhauses mit einem efeuumsponnenen Seitenflügel und der Torbau umschließen ihn auf drei Seiten, während er an der Stelle des früher vorhandenen zweiten Seitenflügels sich über einer niedrigen Balustrade öffnet, vor der zwischen römischen Kaiserstatuen in großliniger Landschaft das Daadener Tal ausgebreitet liegt bis fern zu einem Gebirgsstock sich in weiten Hochpässen überschneidender Kuppen und Wälder. Über der Toreinfahrt aber, die einst nur von den Zinnen einer kunstlosen Wehrmauer überragt gewesen sein mag, läuft hinter freien Holzständern und von einem bunten Fries überzogen heiter eine offene Galerie, als Verbindung zwischen dem rotbeflaggten, stämmigen Zwiebelturm und dem viereckigen Zeltturm, der efeuumgrünt, mit den feurig geflammten Läden seiner kleinen Scharten, dem bunten Zifferblatte des Schlagwerks und dem Zahlenbande der Sonnenuhr, seinen Gauben und Wetterfähnchen und seiner rankig beschlagenen roten Pforte als heitrer Genius die Wache hält.

Nichts ist hier mit rückwärtsschauender Gelehrsamkeit restauriert. Der verschwundene Seitenflügel ist nicht durch eine Kopie ersetzt; der Torbau ist nicht im Theaterburgenstil ergänzt; der in schlichtem Rohbau erhaltene zweite Seitenflügel ist nicht kunsthistorisch drapiert — es sind überall neue Schönheitswerte geschaffen und das praktische Bedürfnis der Gegenwart in Gestalt von Ver-



Fernblick auf Schloß Friedewalt

walterwohnung, Geschirrschuppen und Autogarage wohnt darin. Das Alte, das nicht getötet ist, und das Neue, dem nicht der Schein des Alten gegeben ist, verbinden sich in freier Stilmischung zu malerischem Reiz. Freilich ist manches in bewußter „Stilgerechtigkeit" hinzugefügt. Aber was bei Kunstdenkmälern, die Menschenzwecken nicht mehr dienen, eine Sünde wäre am Geiste der Zeit, wird zum Zwange bei Bauten, unter deren Dach wir schlafen; und die Giebel der Fassade wieder aufzurichten und die Steinfiguren einzusetzen in leere Muschelnischen, waren Gebote verfeinerter Wohnungskultur, wie es ein Zug der Familienpietät war, das Medaillon mit dem Wappen von Goedicke von Mallinckrott wieder einzumeißeln, das der unglückliche Gatte einst im Liebesschmerz herausgerissen hatte. Und wenn auch Treppe, Wappen und Nischenfigur den Kunsthistoriker im Zweifel ließen, ob er Altes oder Neues vor sich habe, so dürfte hier der Schaffende, dem Harmonisches gelungen ist, mit Recht sagen, daß er nicht für den Kunsthistoriker, sondern für sich und das lebendige Auge gestaltet habe. Mir indessen, der auch in den Spuren dieser letzten kunstsinnigen Hand schon Spuren der Geschichte sah, erhöhte sich nur die Ehrwürdigkeit des Baues, und ergriffen fragte ich mich nach dem Geheimnis, wie ein Laie die richtige Grenze finden mochte zwischen Ergänzen und Schonen, individueller Neuschöpfung und Einfühlung in das Werk eines andern, die Grenze, welche die nicht kannten, die am Schlosse zu Heidelberg ihre Meisterschaft versucht. In diesem Werke hier, das dem Friedrichsbaue glich, ohne mit seiner strengeren Würde in dessen Prunk und allzu große Symmetrie zu verfallen, konnten sie die vielumstrittene und je nach dem Zeitgeiste verschieden beantwortete Frage, wie man zu restaurieren habe, gelöst sehen, nämlich: nicht in den Formen, sondern in dem Ziele den alten Meistern zu gleichen, das in der vollendetsten Erfüllung des besonderen Bauzweckes nach dem ihm innewohnenden eigenen Gesetze besteht. Freilich — im Anfang war die Schöpfung und nimmer das Gesetz; Schöpfer und Schöpfer verstehen sich; ihre Lehre aber ist unaussprechlich und man muß kommen und schauen. — —

Wie durchaus der Bauherr sein Ziel in eigner Weise zu erreichen wußte, trat vollends in die Erscheinung, als ich in das Innere geleitet wurde, um die Räume einzeln zu durchwandern — nein, zu durchwohnen. Ich hatte nachts ihr Traumleben belauscht; aber auch im Lichte des Tages blieb sie traumhaft. Alle haben ihre eigne Seele, die den Eintretenden sofort ergreift und in ein anderes Reich verzaubert; sie zu durchschreiten, wie man Museen durchschreitet, gestatten sie nicht, und wenn auch jeder Gegenstand darin ein Kunstwerk ist, so herrscht doch über alles das Kunstwerk des Raumes. In die große, schwarz und weiß geplättete Halle mit ihrer hohen, auf vorstehenden Tragsteinen ruhenden Balkendecke ordnen sich Schwenkfahnen und Standarten, Hellebarden und Sturmhauben, Jagdhörner und Schabracken; die schrankenumgrenzte Bühne des Hintergrundes, von Lüsterweibchen und Fregatte überschwebt, schafft vor Säulenkamin und geranienleuchtenden Fensternischen intime Plauderwinkel, deren geschlossene Stimmung ruhevoll gegliederte Nürnberger Schnitzschränke und Sitztruhen vertiefen; Schaukasten mit den saynschen Münzen und Petschaften, Glaskassetten mit ihren schnüren- und wachssiegelbehangenen Pergamenten, die bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen, messingvergitterte Bibliothekschränke mit holzschnittgeschmückten Kosmographien, Chroniken, Weistümersammlungen, heraldischen, landesgeschichtlichen und Memoirenwerken verteilen sich wie zufällig an den Wänden umher, in malerischem Gemisch mit Bauernmöbeln, Rubensstühlen, dunklen Ahnenbildern, Kostümfiguren, Behängen und Steinzeugschmuck; die riesige Grabmalstatue Heinrichs des Großen und seines Knaben, die den bedeutsamen, in Holz ausgeführten romanischen Originalen zu Sayn und Laach nachgebildet ist, tritt aus der Mitte des Ganzen hervor; die große Fensterwand, deren ganze Ausdehnung das dreibogig gegliederte, durch polychromierte Wandsäulen geteilte Rautenfenster einnimmt, schickt gedämpftes Licht herein, daß die Schachbrettplatten des Fußbodens spiegeln, die Goldbeschläge der Türen erglänzen und blutrot die Geranien leuchten; torfahrttiefe Seitentüren locken in die Nebengemächer hinein, unter klassischen, polychromierten Basaltlavaverkleidungen hindurch, die auf dorischen Pilastern triglyphierte Konsolen mit hier dreieckiger und drüben flachbogiger Giebelkrönung tragen — es ist, als blickten tausend Augen von allen Seiten schweigend her mit der geheimnisvollen Anziehungskraft unergründlichen Lebens, das ewig ist.

Die Schranken zwischen Alt und Neu sind gefallen; die Unterschiede der zeitlichen Formen zerfließen; ein Ewiges schwebt daraus hervor auf triumphierenden Flügeln: zeitlose, in sich selige Schönheit.

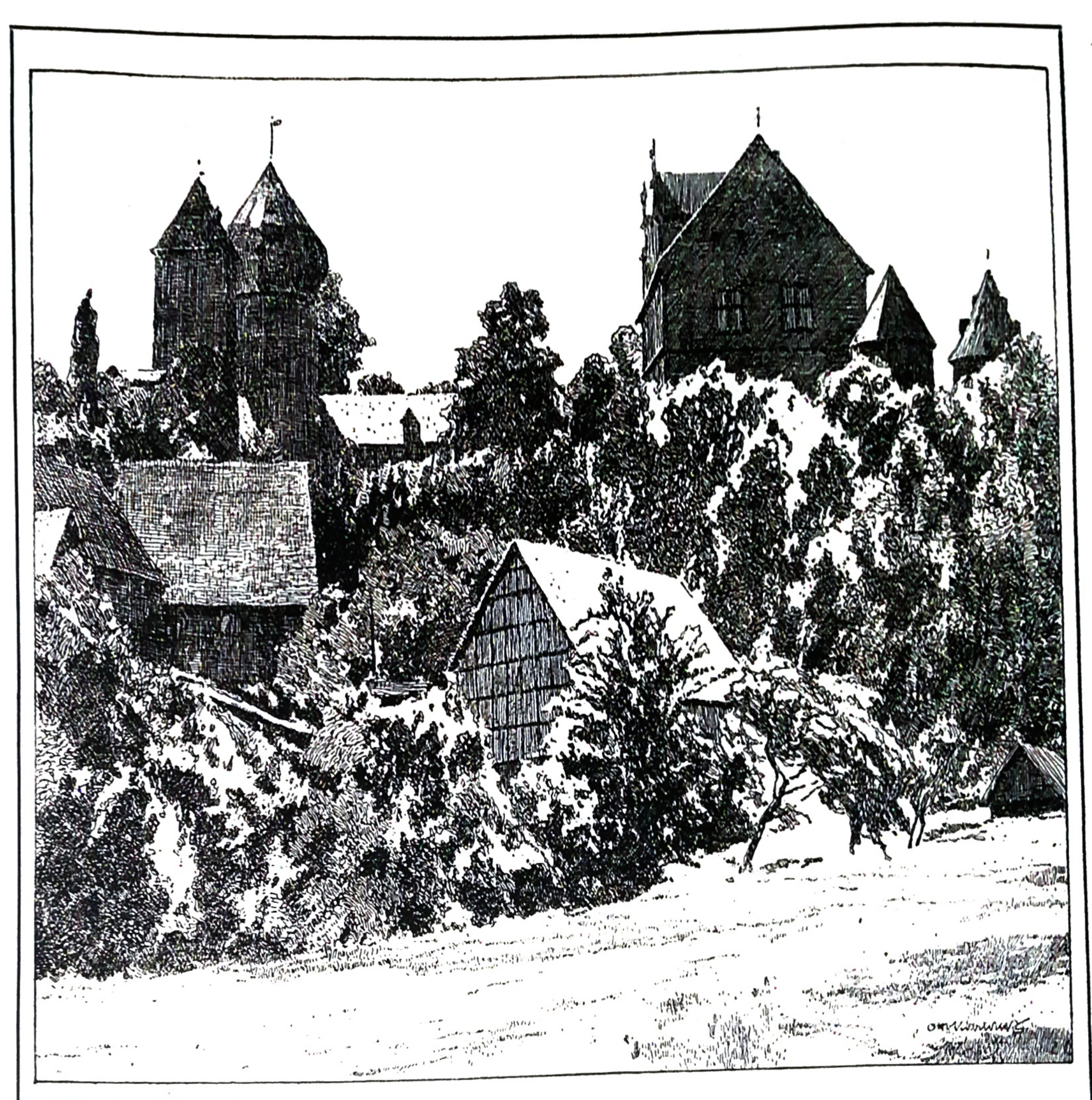
Wem die irdischen Dinge sich leicht zu Träumen verweben, den mag das Gesamtbild lange wunschlos umfangen, ehe er plötzlich die Truhe näher betrachtet, die sein Sitz ist, den Teller, von dem er ißt, das Bett, in das er sich niederlegt, ein unscheinbares Etwas hier oder dorten und erkennt, daß ihn ungeahnte Schätze umgeben. Aber nicht außerhalb des Lebens — gleichsam zwischen Himmel und Erde — sind diese Kunstwerke auf den Säulen des Selbstzweckes zur Schau gestellt, sondern dem Kreise des alltäglichen Bedürfnisses eingefügt, zum Dienste ihres Herrn bestimmt, nicht zum Kultus.

Freilich manches verbirgt sich in Schränken, die sich nur dem Kenner öffnen, und manches, für das die Räume des Schlosses nicht mehr ausreichten, schlummert in dem Verließe, wo einst die Stanzen der Saynschen Münze ihre Gulden und „guten Groschen“ schlugen. Meißner und Frankenthaler Porzellan, Chinaware, Westerwälder und Kreußener Steinzeug, Elfenbeinarbeiten, Zierstöcke mit Gold- und Kameengriff, gravierte Tabakdosen, kunstvolle Schlösser und Türklopfer, Delfter und italienische Fayencen leuchten hier aus den Glassärgen der Schaukasten. Aber sonst verbergen sich die Schätze nur unter Schätzen, und so selbstlos gehen sie auf in dem Gesamtbilde, daß Gemälde von Ribera, Vernet, de la Roche, Winterhalter, ein sonst unbekanntes Porträt Wilhelms von Oranien und die eigenartigen russischen Goldbilder kaum auffallen, auf denen die Heiligenfiguren aus geschlossener Goldfläche plastisch herausgearbeitet werden, bis auf die morgenländisch gebräunten Gesichter und Hände, die in ausgesparte Stellen hineingemalt wie aus Papier ausgeschnitten in die Goldplastik eingeklebt scheinen und die Heiligen in naiver Barbarei in goldstarrende Mohren verwandeln.

Allein trotz des Zeitcharakters, der allen Gemächern jene starke und sichere Gesamtstimmung verleiht, hat der Mensch des 20. Jahrhunderts darin Spielraum für sein eigenes Empfinden. Wenn ich auf dem Divan des mit gelber Damasttapete bespannten Salons saß, von seidenbezogenen Rokokomöbeln, vergoldeten Spiegelkonsolen und eingelegtem Porte bonheur, von Pastellen und blumigen Meißner Armleuchtern und Wandkörbchen, Biskuit und Porzellan umgeben, während sich duftige Baumwipfel wie heckenrosenfarbenes Gewölk vor den Fenstern wiegten — so wußte ich nicht, ob Vergangenheit Erlebnis oder Erleben Geschichte ward.

Nirgends läßt sich vielleicht die zeiten- und länderüberbrückende Kraft der künstlerischen Hand mehr bewundern, als wenn man auf der ausgetretenen, sich labyrinthisch in die Gewölbe verzweigenden Steintreppe hinabsteigt in den kryptenartigen Kellerraum, der zur Kapelle umgestaltet ist: Moderne Malerei, die alle Wandflächen samt dem Netz der Gewölberippen füllt; das goldne, von einem Strahlenkranz umflammte polnische Marienbild über der Tür; der holländische Kronleuchter; venetianische Prozessionslaternen; der riesige, von jonischen Säulen umbaute Steinkamin, der Logen auf seinen Konsolen trägt; der byzantinische Kruzifixus; und das flämisch anmutende dreiteilige Altarbild des 15. Jahrhunderts, das zu beiden Seiten der zum Himmel aufsteigenden Jungfrau Gerhard II. von Sayn und Elsa von Sierk mit ihren neun Söhnen und sieben Töchtern neben dem Evangelisten Mathias und dem hl. Wendelin in warmen Farben darstellt — was unvereinbar scheint, ist verbunden wie aus einem Guß. . . .

Sieben Tage war das Schloß mein Aufenthalt und ich glaubte aus seiner Fülle erst das Geringste zu kennen und konnte mich nicht satt schauen. Eine beständige Erhobenheit trug mich, und ich verstand das Geschick Ludwigs von Bayern, des unverstandenen Schönheitsfürsten. Es war der letzte Tag, und die Tragik des edlen Königs bildete unsere Unterhaltung, als wir zu Tische saßen in dem Saale, den hohe, grüngoldne Lehnstühle im Geschmacke Ludwigs XIV., Büfetts und Kredenzen mit Fruchtstückfüllungen, Stollenschränke mit historischen Goldpokalen und Silberplastik, Spruchteller und Spiegelleuchter ausstatteten, während der hellgrüne indische Fußteppich, Gobelins und Stilleben, vergoldete Türbänder, silberblaue Wappen und Kupfervasen mit hochragenden Disteln die feierliche Stimmung der Formen und Farben vollendete. Da kam im grünen Jägerrock der Kastellan herein und meldete Fremde. Der Graf erhob sich und trat, von den Distelbüschen gedeckt, ans Fenster.



Ubbelohde, Friedewalt

„Wenn sie nämlich zuerst an den Brunnen laufen und sich die Goldfische betrachten, dann habe ich keine Lust; wenn sie in der Toreinfahrt stehen bleiben und den Blick auf die Fassade wenden, ist es etwas anderes . . . Ich weiß, daß die Kunst vielleicht auch mir einmal zum Schicksal wird. Es war die Schönheitsliebe, die meinen Freund Ludwig von Bayern menschenscheu gemacht."

Er zog mich, um den Fremden auszuweichen, hinauf in ein weißes Kabinett und hieß mich dort auf zierlichem Sofa niedersitzen. Dann nahm er aus einer mit Bronzebeschlägen geschmückten graziösen Kommode ein kleines Gehäuse, öffnete es mir abgewandt, und plötzlich fing von einem weißen Konsoltischchen her der leise, ferne Gesang eines Vögleins an, das auf dem goldnen Blumenkörbchen der Spieluhr saß, mit gesperrtem Schnäblein zwitscherte, mit den Flüglein schlug und sich in reizender Täuschung auf seinem Blumenbukettlein lebendig bewegte.

Und während das lange eingesperrte Vöglein in lieblichem Gezwitscher ein süßes Menuett vorsang, führte — zwischen zwei Chasseurs Carabiniers de Wittgenstein, die zu beiden Seiten der Türe präsentierten — der Burggraf von Kirchberg in Perücke, Spitzenjabot und seidenen Kniehosen galant eine Dame mit hoher gepuderter Coiffüre an das Spinett, begleitete ihr Spiel auf der Geige mit silberfeinem Bogenstrich, und Paare mit hohen türkisenbesetzten Zierstöcken, koketten Spitzenkrausen ums Handgelenk, bemalten Fächern und bauschigen Seidenroben bewegten sich in

graziösem Pas vor den Dubarry=roten Blumengirlanden der weißen Kretonne, mit der Wände und Sessel bespannt waren. — — —

Und das Vöglein der Zeit saß auf seinen Goldblümlein und sang und sang. — —

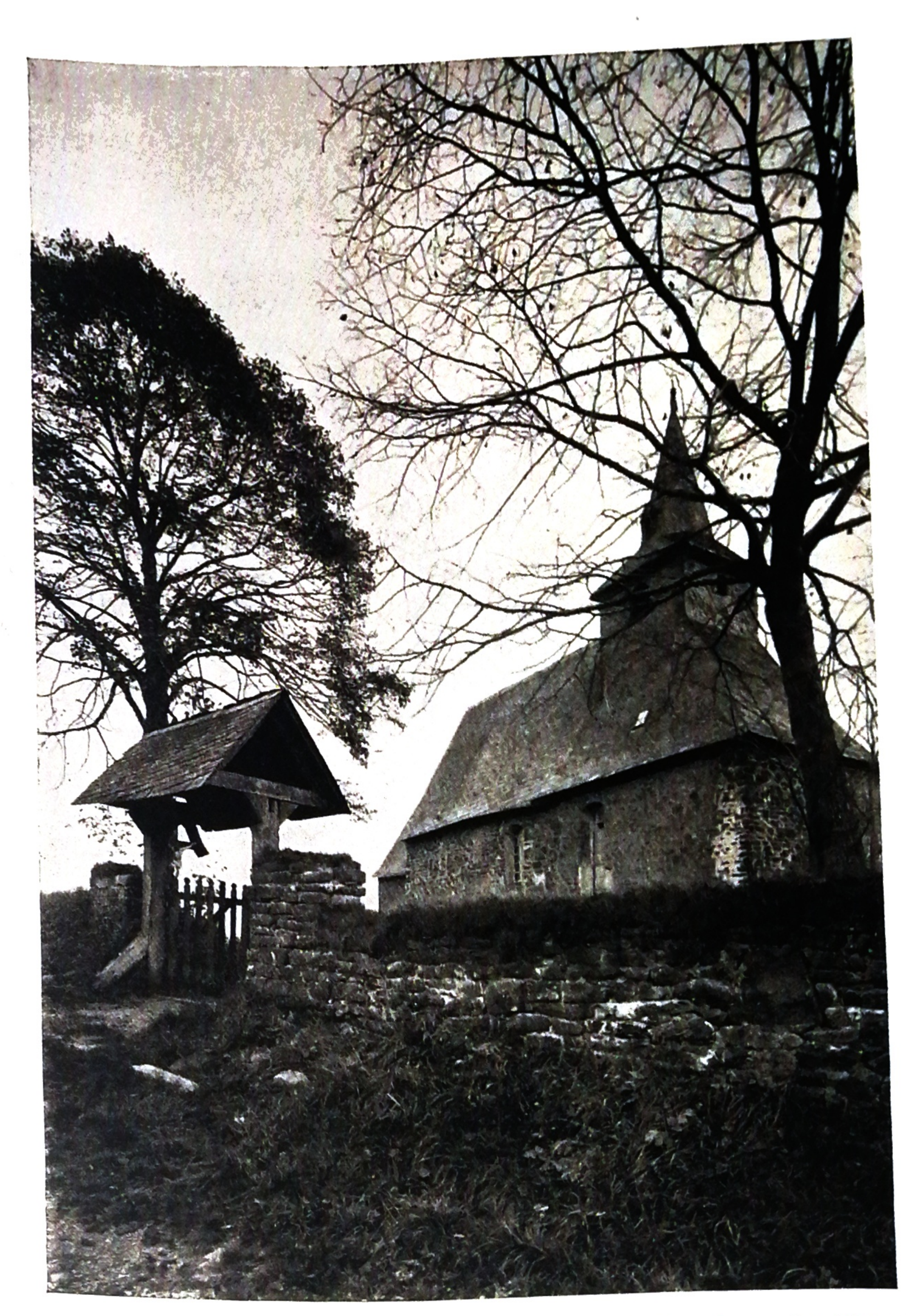
Endlich schwanden die Gestalten, obwohl alles übrige im Raume blieb: die Porträtsilhouetten und Aquarelle an den Wänden in ihren ovalen, schleifengezierten Goldrahmen, das Wedgwood=körbchen auf der Konsole, das Spinett und das Goldgehäuse des kolibrikleinen Vögleins.

Nur der Schloßherr war mit hinausgegangen, und leer stand sein Sessel neben mir. Da reizte es mich, das ferne Lied des Vögleins noch einmal zu beschwören. Das Zauberschlüsselchen drehte sich, das Schnäblein öffnete sich wieder, die Flüglein fingen sich zu heben an, aber mitten im ersten süßen Zwitscherlaut brach das Vöglein ab und verstummte . . .

Das Hoftor war ins Schloß gefallen, und als ich aus dem Fenster sah, wandelte der Graf schon drüben den zypressenbestandenen Bergsteig hinauf, um sich oben an dem Kreuze zu besuchen — an seinem Grab.



Schloß Friedewalt, Fassadenmaske



Langenhahn, Kapelle. Phot. v. Susanne Homann, Darmstadt, Werkstätte f. mod. Lichtbildkunst

Die Volkstrachten des Westerwaldes Von Otto Stückrath

„Selbst gesponnen, selbst gemacht ist die beste Bauerntracht."

Die Volkstracht des Westerwaldes ist bis auf geringe Überreste verschwunden. Sie war nie so einheitlich wie gerade in unserer durch Fabrikware alles gleich machenden Zeit. Vielmehr bestanden von Kirchspiel zu Kirchspiel, ja von Dorf zu Dorf die verschiedensten Abstufungen und Entwicklungen dieses oder jenes Kleidungsstückes. Bedingt waren diese Unterschiede durch die räumliche Trennung die einer Sonderentwicklung außerordentlich günstig war. Zu der allgemein räumlichen Trennung eines Ortes vom anderen trat aber auch noch die Zugehörigkeit zu dem jeweiligen politisch begrenzten Territorium und die damit in engem Zusammenhang stehende religiöse Bekenntnisform: trennende Momente von großer Tragweite für die Entwicklung der Tracht. Wir gehen nicht fehl, wenn wir die alten politischen Territorien als Grenzscheiden der Trachtentypen ansehen, müssen aber dabei wohl beachten, daß in fast jedem Typus eine Reihe von Sonderentwicklungen stattgefunden hat, die der Tracht von Ort zu Ort ein anderes Gepräge geben. Diese Einzelheiten zu verfolgen, mag Sache der Wissenschaft sein; in unser großes Bild können sie nur hineinspielen, aber nicht die Ursache langatmiger Auseinandersetzungen sein. Und nun wollen wir von den Westerwälder Trachten reden.

Der nördlich der Lahn gelegene Teil des heutigen Oberlahnkreises gehörte früher zu dem Fürstentum Weilburg. Die Bevölkerung war zum größten Teil lutherisch. Als Trachtentyp halten wir fest den altnassauisch-lutherischen. Die Männer trugen an Werktagen Kniehosen aus gebleichtem oder ungebleichtem gelblich-weißem Wergtuch, Sonntags solche aus feinerem Tuch von königsblauer Farbe. Eine kurze Reihe glänzender Metallknöpfe verschloß den unteren Rand der Beinkleider, über die noch in einem schmalen Streifen die in Längsrippen gestrickten zwickellosen Wollstrümpfe mit dem im Kniesaume eingelassenen Strumpfband oder „Schartchen" hinübergriffen. Knöchelschuhe aus Kalbsleder umhüllten den Fuß. Kurze Gamaschen aus blauer Leinwand wurden im Sommer über Schuhe und Strümpfe gestreift. Im Winter traten an ihre Stelle die in Usingen, Westerburg oder Herborn verfertigten naturgrauen Wollgamaschen. Auch der kalbslederne Schaftstiefel war bekannt und wurde bei schlechtem Wetter getragen. Die dunkelblaue Tuchweste hatte einen Stehkragen, trug auf jeder Seite je eine deckellose, bebortete Tasche und in zwei Zeilen je zwölf Stück schwarz übersponnene Holzknöpfe. Um den Hals wickelte man das schwarzseidene oder schwarzwollene Halstuch und verknotete es vorn auf der Brust. Der Rock war aus dunkelblauem Tuch gemacht, hatte weite, an den Achseln bauschige Ärmel, eine kurze Taille mit hochsitzenden Knöpfen an dem Ende der Rückennähte und dem Anfang der Schoßfalten und reichte bis unter die Knie. Er trug einen breiten und hohen, kumtartigen Umlegekragen mit spitzen, nach unten verlaufenden Brustlappen. Zum Verschluß dienten große Knöpfe aus gelbem Metall, aus blankem Zinn oder aus Silber. In den Schoßfalten verborgen lagen die tiefgründigen Taschen. Das Alltagskleid war indessen nicht der Rock, sondern der Kittel. Aus blauem Leinen war er verfertigt, oben am Hals mit einem „Strupp" versehen, bald mit, bald ohne Schlitz und fiel in vielen Längsfalten bis über die Hüften herunter. Bei jungen Burschen war das Wams die beliebteste Sonntagstracht. Etwas länger als die Weste, mit Umlegekragen, Brustklappen und Taschen versehen, glich es in Stoff, Farbe und Schnitt dem Oberteil des Rockes. Wie zu dem Rocke der zylinderartige, halbhohe schwarze „Kirchenhut" gehörte, so gehörte zu dem Kittel die „Bambelmütze" aus blauer Baumwolle in einem Stück gewebt, mit blauweißen und schwarzen Streifen verziert, weiß am unteren Teile, der nach innen eingeschlagen als Futter diente. Die Spitze, die nach der rechten Seite hin überfiel, trug buntfarbige Quästchen. Zu dem Wams der Burschen kam die braune runde Samtmütze, deren Nähte, die auf dem Wirbel zusammentrafen und hier als Abschluß einen Pelzbesatz aufwiesen, mit einem Pelzstreifen, den eine gelbe Metallitze begleitete, besetzt waren. Die sich nach und nach einbürgernde Schildkappe war der damaligen Militärmütze in der Form ähnlich, breitschildig mit hohem Kopf und häufig aus schwarzem Seidenstoff verfertigt.

Bei weitem komplizierter war der weibliche Anzug. Das weißleinene Hemd war aus dem feineren „Oberhemd", das gleichmäßig weite, unter den Achseln mit Keilstücken versehene, bis zum halben Unterarm reichende Ärmel trug, und dem „Sturz" aus gröberem Tuche zusammengesetzt. Man trug blaue oder weiße wollene Strümpfe aus Naturwolle und Knöchelschuhe, die bald Schnallen, bald Schleifen als Schmuck aufwiesen. Der bis zu den Knöcheln gehende, gerade herabfallende, fast taillenlose Rock war rundherum mit Ausnahme des „Bruststückes" in Falten gelegt, für Werktage aus braun und weiß gesprenkeltem, für Feiertage aus blau und weiß gesprenkeltem, eintönig blauem, russisch grünem, fast schwarzem oder — wie bei Hochzeiten — aus völlig schwarzem Stoff gemacht, hatte unten einen schmalen Stoß von anderer, scharf kontrastierender Farbe und wurde im unteren Teile gern zwei bis drei Finger breit umgeschlagen, um ihn nach Bedarf verlängern zu können. Ein Wulst oben an dem Mieder oder drei bis vier Unterröcke gaben dem Rocke die nötige Stütze. Das mit zwei Achselträgern ausgestattete schwarze, braune oder graue, mit derber Leinwand gefütterte, mit Fischbein gesteifte Leibchen lag fest am Körper an. Die Frauen schlossen es mit Knöpfen, die Mädchen mit Nestelschnüren. Alle Alltagsarbeit wurde im Leibchen getan. Bei ungünstiger Witterung trug man einen von dem Männerkittel nur wenig sich unterscheidenden Leinenüberwurf. Im Leibchen gingen die Mädchen auch zum Tanze. Zu diesem besonderen Zwecke wurde das Leibchen von oben herab und vornherab mit bunter Seide benäht und sein Ausschnitt mit einem weißen, mit Spitzen versehenen Untertuche und dem buntfarbigen Seiden- oder Kattuntuche derart ausgefüllt, daß der Spitzenrand hervorsah. Die Kirchtracht kannte das Mützchen, eine aus Tuch, Tibet, Orleans oder bedrucktem Kattun gefertigte Jacke mit kurzem, schoßartigem Vorstoße. Unterhalb der Rückennähte hatte das ziemlich anschließende, vorn mit Krappen verschließbare, wenig ausgeschnittene, glattärmelige Mützchen einige Fältchen, den „Pa". Unter dem Mützchen ragte das weiße, in das Leibchen eingesteckte Leinentuch hervor. Verhüllt wurde es zum Teil wieder durch ein farbiges Tuch, das vor der Brust gekreuzt, mit der Schürze überfaßt, unter den Armen festgesteckt oder auf dem Rücken verknotet wurde. Die Brusttücher waren schwarzseiden mit einer bunten und einer weißblumigen gestickten Ecke, deren je eine nach Bedarf und Gelegenheit benutzt werden konnte. Weiße Tücher mit weißer Stickerei machte der Gang zum Abendmahle notwendig. Die Schürze war ziemlich breit und erreichte nicht ganz die Länge des Rockes. In viele Falten gelegt, war sie an dem schmalen Bunde befestigt und wurde vorn gebunden. Der Alltag sah sie in Leinwand oder Kattun, der Festtag in Wolle oder Seide, lila, braun, grün, stets mit schwarzer Saumborte geschmückt, manchmal auch völlig schwarz. Ein im Nacken mit Krappen und Schlingen verschlossenes und mit



Merenberg, Taufstuhl; Landesmuseum Nassauischer Altertümer, Wiesbaden

einer Doppelschleife aus schwarzem Bande versehenes Halsband aus schwarzem, perlbestícktem Samt war bei dem Jungvolke, ein gerüschtes oder gekräuseltes Band mit einigen Wachsperlenreihen war bei den älteren Leuten beliebt. Die glatt nach hinten gestrichene Haarmasse wurde im Nacken zu einem Knoten gedreht, sodann zum Oberkopf hinaufgelegt, hier untergeschlagen und mit einem breiten Hornkamme auf dem Hinterkopfe befestigt. Die meist weiße Sterzkappe war eine Kannette mit schmalem Kopfstück und rundum vorstehendem, auf seiner nach vorn gerichteten Fläche konzentrisch gefälteltem Bodendeckel. Das im Nacken zu einer Doppelschleife gebundene, an beiden Wangenecken mit langen Bändern — die unter dem Kinn verschleift wurden — benähte Bindeband, das den Kopfputz festhielt, war rings am Kopfrand der Kappe festgenäht. In Form und Farbe ergaben sich manche Abänderungen: die Sterzkappe war das Modestück der weiblichen Tracht. Bei Hochzeiten erschien die Braut völlig in Schwarz. Nur das Brusttuch war weißer Mull. Dann trug sie das Haar offen, lang herabwallend, in den Haaren die Brautkrone.

Nahe verwandt mit dem altnassauisch-lutherischen Typus ist der altnassauisch-reformierte Typus, der den ganzen nördlichen Teil des Westerwaldes, soweit er früher unter oranischer Herrschaft stand, umfaßt. Die Männertracht war fast dieselbe wie im Weilburger Gebiet. Die aus flächserner Leinwand hergestellten blauen Hosen, „Strumpfhosen", — als Feiertagsgewand waren sie häufig aus schwarzem Manchester oder Plüsch — wurden entweder in die weißen oder grauen, fein längsgestreiften, in den Knieteilen glatten Strümpfe gesteckt oder außen am Knie mit einigen Metallknöpfen geschlossen. Das zwei Finger breite Strumpfband bestand aus grünem Stoffe; Schnüre, die an der Kniekehle gekreuzt und vorn oder seitwärts mit Doppelschleifen gebunden wurden, dienten als Verschluß. Auch Schnallenstrumpfbänder mit Lederstößeln kamen vor. Die Schuhe waren denen des vorher behandelten Typus gleich. Erst spät tritt der blauschwarze Rock mit dem stehenden Kragen, breiten bedeckelten Seitentaschen und großen Knöpfen auf. Beliebter war der dunkelblaue Kittel, der „Rundherum", dessen Vorder- und Rückseite gleicherweise als Front dienen konnte, da sie gleichartig eingerichtet waren. Er ging bis unter die Strumpfhosen, lag mit seinem, mit einem Achselstücke versehenen oberen Teile glatt am Körper an und fiel von hier aus in zahllosen Fältchen herunter. Die Schultern trugen häufig Stickereien von schwarzer Seide oder Baumwolle; beliebt war statt des Knopfes ein Schnürenverschluß; auch Metallschließen in Eichelform mit Eichblatt kommen vor. Unter dem Kittel trug man das baumwollene Kamisol. Der Gebrauch der blauen oder weißen Zipfelmütze war allgemein. Für Festtage hatte man den Dreispitz, die mit breitem Lederschild versehene Wolltuchkappe, die graue verbrämte Rundmütze und die Pelzkappe mit Hals- und Ohrenklappen für den Winter.

Auch die Frauentracht weist nur wenig Eigenartiges auf. Die aus blauschwarzem, bedrucktem Stoff verfertigten Röcke gehen bis zu den Knöcheln. Sie sind bundlos, in der Taille in dichte Falten eingelesen und am Saume meist eingeschlagen. Die Sonntagstracht ist in derselben Weise verfertigt, nur mit dem Unterschied, daß das Material schwerer, schwarzer oder doch sonstwie dunkler Wollstoff ist. Die Unterröcke sind das denkbar primitivste Kleidungsstück, häufig aus zwei abgetragenen Schürzen durch einfaches Zusammennähen an den Seiten hergestellt. Das eng anliegende Leibchen wird entweder für sich getragen oder ist mit dem Unterrocke, mit dem es den Stoff gemein hat, verbunden. Blaue, baumwollene oder wollene Strümpfe bekleiden die Beine und Füße. Die Riemenschuhe bedecken den ganzen Rist. Das Wams entspricht dem Mützchen der Weilburger Gegend. Aus dunklem oder schwarzem Tuch gemacht, wird es bis zur Schoßtaille zugehakt und liegt fast faltenlos am Körper an. Auch die Ärmel umhüllen den Arm eng anliegend. Das Halstuch, schwarz und bunt, mit und ohne Fransen, häufig in den Ecken mit Blumen bestickt, ist ein unentbehrliches Kleidungsstück. Eine Ecke läßt man in einem dreieckigen Zipfel sichtbar werden. Die Schürze hat die Länge des Rockes. Sie geht von Hüfte zu Hüfte, ist werktags blaues Leinen, häufig auch Blaudruck, Sonn- und Feiertags schwarzer Lüster. Eigenartig ist die Frisur. Gehört die Weilburger Frisur zu der Gruppe der Haaranken, so haben wir hier die sogenannten Haarglocken. Die Haare werden glatt nach hinten gestrichen und gescheitelt. Nun wird eine kleine Kappe, das „Trätzchen",



Salz, Dorfstraße

auf die glatt gestrichenen Haare mitten auf den Kopf gesetzt und mit Bindebändern unterm Kinn befestigt. Dann werden die Haare so unter dem Trätzchen verstaut, daß sie — jede Haarsträhne für sich — glockenförmig bis zu den Schultern herabfallen und die Käppchenbänder verdecken.

Das Wetter ist für die Tracht des oberen Westerwaldes vielfach auch von Einfluß auf die Tracht gewesen. Die Frauentracht hat von der Tracht der Männer übernommen: blaue Leinenkittel als Regenschutz, blaue Gamaschen, sogenannte Straffhosen.

Die Gegend an der Dill hat in ihrer Tracht vereinigt den altnassauischen Typus mit dem hessischen Typus der Schwalm. Die Übergänge sind wie allenthalben nicht plötzliche, sondern langsam tritt der eine Typus gegen den anderen in den Hintergrund. Der im Nordwesten heimische saynische Typus ist dem altnassauisch-reformierten Typus nahe verwandt. Immerhin hat er manche Besonderheiten, die hier erwähnt werden müssen. An die Stelle der Kniehosen tritt in diesem Gebiet die blauleinene Langhose, an die Stelle der Zipfel- und Rundmütze tritt die Schildkappe. Die knapp ausgeschnittene Weste greift etwas über die Hosen hinab. Eng sitzende Knöpfe bilden einen zweireihigen Verschluß. Der Kittel ist hellblau, seltener findet man das dunkele Blau, das im östlichen Westerwald vorherrscht. Das Schuhwerk ist das des übrigen Westerwaldes.



Frauentracht des Hickengrundes

Die Frauentracht unterscheidet sich von der vorher behandelten nur durch die Form des Leibchens, durch die Farbe des Gewandes und durch die Art der Frisur. Das aus blauem, grauem oder schwarzem Stoffe angefertigte Leibchen ist bis in die halbe Brust ausgeschnitten. Der Ausschnitt sowohl als die Verschlußteile sind an der Kante mit schwarzem Bande eingefaßt. Das Leibchen wird verschnürt; vorher aber wird ein zusammengelegtes Tuch aus schwarzem oder buntem Wollmusselin in den Ausschnitt gelegt. Das schwarze Sonntagsleibchen war mit rotem Samt benäht. Der am Leibchen angebrachte Wulst dient als Stütze für den Rock, der ganz seinem natürlichen Faltenwurfe überlassen war. Er trug unten einen schlichten Saum. Der beste Rock bestand aus schwarzem Wollstoff. Sonst trug man Röcke aus grauem, braunem oder kariertem Stoffe von dunkler Farbe. Die „Rundemerumschürze" war blaues Leinen. Das Haar wurde gescheitelt, in zwei Zöpfe geflochten und bei älteren Leuten in einem Kranze um den Kopf gelegt, bei jüngeren zu einem Nest aufgesteckt. Das Kopftuch war aus schwarzem oder dunkelblauem Wollstoffe und trug sowohl Rand- als auch Eckenverzierungen. Dreieckig zusammengelegt umschloß es mit der Bruchfalte das Gesicht, während der Zipfel des Dreiecks nach hinten frei überragte. Unter dem Kinn wurde es verknotet.

Die räumlich ziemlich weit getrennten ehemals fürstlich Wiedschen Gebiete gehören ihrer Tracht nach zusammen. Die Übereinstimmung in beiden Landesteilen — dem Bezirk Selters im westlichen und dem Bezirk Runkel im östlichen Westerwald — ist also eine durch die politischen Verhältnisse bedingte.

Der Bauer trug Kniehosen, „kurze Bure", für den Alltag aus blauer, für den Feiertag aus weißer Leinwand. Auch solche aus gelblichem Hirschleder wurden an Feiertagen gesehen. Die ursprünglich beiderseits offenen, durch dicht aneinander gereihte Steinknöpfe geschlossenen gamaschenartigen Beinlinge wurden später durch solche mit Naht ersetzt. Sie gingen bis in die halben Waden und wurden von den grauen oder schwarzen Strümpfen, die man am oberen Rande umschlug, bis zu den Knien bedeckt. Lederhosen gingen bis knapp unter das Knie; eine Metallschnalle mit Riemchen schloß sie. Werktags waren glatte Strümpfe von hellem „Müllerblau" oder weißer und grauer Farbe beliebt. Die Riemen-Knöchelschuhe trugen eine große Messingschnalle als Schmuckstück. Die schwarze oder schwarzblaue, mit Stehbrust und Umlegekragen oder ohne diesen, durch eine Reihe weißer Knöpfe verschließbare Weste erhielt am oberen Ende ihren Abschluß durch das schwarze Halstuch, das unter dem umgebogenen Hemdkragen durchgezogen und vorn verknotet wurde. Über der Weste saß das gerade abfallende, mit halbliegendem Kragen, kurzen Brustklappen und deckellosen Seitentaschen ausgestattete, bald mit zwei Reihen Knöpfen besetzte, bald knopflose Kamisol, das für die Werktage aus blauem Leinen, für die Feiertage aus schwarzem Tuch verfertigt war. Das „Staatskamisol" war aus lilabräunlichem Garn gestrickt, ging mit leicht eingezogener Taille bis zu dem halben Oberschenkel herunter, hatte eng anliegende Ärmel, einen Stehkragen und an den Brustkanten herunter auf einer Seite eine Reihe Knöpfe, auf der andern entsprechende Knöpfschnüre. Recht selten sah man den blauen Kittel. Bis zu den Kniekehlen reichte der schwarze oder schwarzblaue Tuchrock mit Umlegekragen und stattlichen, nach unten spitz verlaufenden Brustklappen, unter denen sich vier große, schwarz übersponnene, tellerförmige Knöpfe bargen, denen nur drei Knopflöcher entsprachen. Die werktägige Kopfbedeckung war die Bambelmütze. Ihr folgte die Schildkappe. Sonntags trug man den rundkopfigen, breitrandigen Hut, daneben aber auch die Kappe und den Zylinder.

Der weibliche Anzug hatte typische Unterscheidungsmerkmale nur in der Schürze, im Brusttuch und im Kopfputz. Die mit Riefelfalten versehenen grieseligen Barm- oder hochroten Büffelröcke wiesen Besonderes nicht auf. Auch das braune, dunkel- oder hellblaue Mieder, die „Motze", ähnelte den schon beschriebenen Leibchen. Es treten neben den Strümpfen aus Naturwolle auch solche aus blau- und schwarzgefärbter Wolle auf. Zur Kommunion und zum Begräbnis ging man in schwarzen Strümpfen. Das Brusttuch war ein großes, schweres Tuch von beliebiger Farbe, mit blumigen Ornamenten bedruckt, am Rande mit Fransen verbrämt. Für Feiertage liebte man das

schwarzseidene, in einer Ecke mit einem kräftigen Rosenmuster versehene Brusttuch. Es wurde ins Dreieck gelegt, dann noch zweimal von der Bruchfalte aus auf sich selbst bandartig zusammengefaltet, vom Nacken her so angelegt, daß der Ornamentschmuck auf den Rücken zu liegen kam, auf der Brust gekreuzt und über der Taille mit Nadeln festgeheftet oder auf dem Rücken mit den freien Zipfeln verknotet. Die bundlose Schürze ging werktags um die Hüften herum und schloß hinten fast völlig. Sie bestand aus blauem Leinen. Die Sonntagsschürze, aus blauem, mit bunten Blümchen bedrucktem Kaschmir — manchmal auch aus Seide — verfertigt, war schmal und deckte nur die Vorderseite des Körpers. Die ältere Form der Frisur war der „Schnatz". Bei gebeugtem Kopfe kämmte man das Haar von hinten nach vorn nach dem Scheitel herauf, band es dicht am Kopfe mit einem Bande zusammen und durchstach es unter dem Bande mit einem fingerlangen Pfeile. Dann teilte man die Haarquaste in zwei Strähne, die man entweder flocht oder nur zusammendrehte, und dann unter der Nadel her zu einem Kranze zusammenlegte, der mit Haarnadeln noch besonders befestigt wurde. Abgelöst wurde der Schnatz durch die „Haarank", bei der man das Haar glatt nach dem Wirbel strich, die ganze Haarmasse dicht am Kopf mit einem Bande zusammenheftete und dann breit ausladend über den Nacken hinab und von hier aus wieder in die Höhe schlug, sie auf dem Hinterkopf mit Nadeln oder kleinem Kamm befestigend. Auf das Haar kam zuerst eine Futterhaube, die von der eigentlichen Haube, dem „Kommodchen", bedeckt war. Frauen trugen Hauben aus schwarzer Seide, Mädchen solche aus dunkelfarbigem Kattun mit vergißmeinnichtblauen Blümchen bedruckt. Bei festlichen Gelegenheiten zog man eine Haube aus feinem weißem Mull über die dunkelfarbige.

Während der obere Westerwald keine Industrie kannte und seine Bevölkerung eine rein bäuerliche war, brachten die reichen Tonlager der Südwestecke eine rege Industrie und damit ein Fluktuieren der Bevölkerung mit sich, das der Entwicklung der Tracht entschieden ungünstig war. Zu Kur-Trier ursprünglich gehörig, weist gerade die südwestliche Ecke eine solche Fülle von Varianten auf, daß es schwer wird, eine Norm festzuhalten, denn man muß auch noch bedenken, daß die östlicher gelegenen Gebietteile wieder mehr und mehr Bauernbevölkerung haben. Als Norm halten wir fest: weißgraue Kniehosen, schwarze oder weiße Strümpfe mit Längsrippen, Lederstrumpfbänder mit Silberschnallen, Schnallenschuhe, lange, mit einer Reihe Metallknöpfe besetzte Weste mit schwarzer oder gelber Stehborte, schwarzseidenes Halstuch — von vorn angelegt, hinten gekreuzt, vorn dann mit frei herabfallenden Enden gebunden—, gerade herabfallenden, hochkragigen, dunkelblauen Rock mit talergroßen, überzogenen Knöpfen und endlich Dreispitz, dessen Breitseite nach vorn getragen wird. Das wäre die Männerkleidung, die in dem Frack noch ein charakteristisches Kleidungsstück hatte. Er war gerade herabfallend, mit Klappkragen und Brustklappen versehen und hatte einen Schoß. Er war das Feiertagsgewand. Für die Werktagsarbeit benutzte man den blauen Kittel.

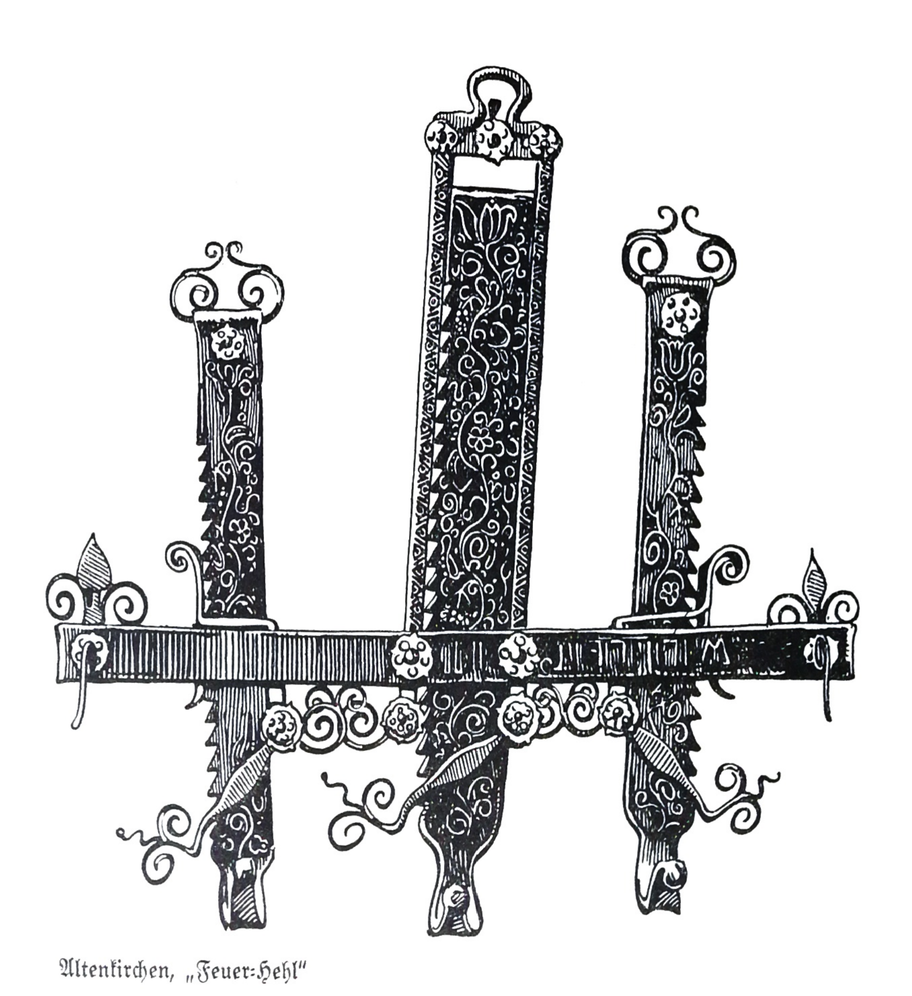
Die weibliche Tracht wies den schweren, tuchbibernen Rock von glockenförmiger Gestalt auf. Er war in dichte, regelmäßige Falten gelegt und unten mit reichen Verzierungen aus Samt benäht. Die aus Kaschmir, Lüster oder Musselin gefertigte „Taille" war oben passend ausgeschnitten, vorn mit Haken und Knöpfen versehen, reichlich mit Litzen und Börtchen besetzt und lag dicht am Körper an. Die trierische Frisur war eigenartig. Das Haar wurde scharf nach hinten gestrichen, zusammengebunden und in zwei Zöpfe geflochten. Nun legte man jeden Zopf, den einen von rechts, den anderen von links, unter einem quergesteckten Pfeil hindurch zu einem Nest oder einem „Haarkranz" so zusammen, daß beide Zöpfe mit ihren Endzipfeln lose über dem Nacken sich kreuzten und zuerst über, dann unter dem Querpfeile hergingen und ihre Enden endlich durch gewöhnliche Haarnadeln befestigt wurden. Ein Haarkranzmützchen aus farbigem Samt oder Seidenstoff bedeckte, das Nest freilassend, den Oberkopf der Mädchen. Die Frauen trugen das „Kommodchen", eine häufig reich gestickte, mit Goldbordüren benähte weiße, wenig überhöhte Pikeehaube.

Das kurtrierische Gebiet weist, wie erwähnt, Industrie- und Bauernbevölkerung in bunter Mischung auf. Aber auch in religiöser Hinsicht herrschte Durcheinander. Die einzelnen Konfessionen unterschieden sich in dem Trachttypus wenig. Schärfer waren die Unterscheidungen in bezug auf die bei dieser oder jener Konfession vorherrschenden Farben. Während wir bei der katholischen Be-

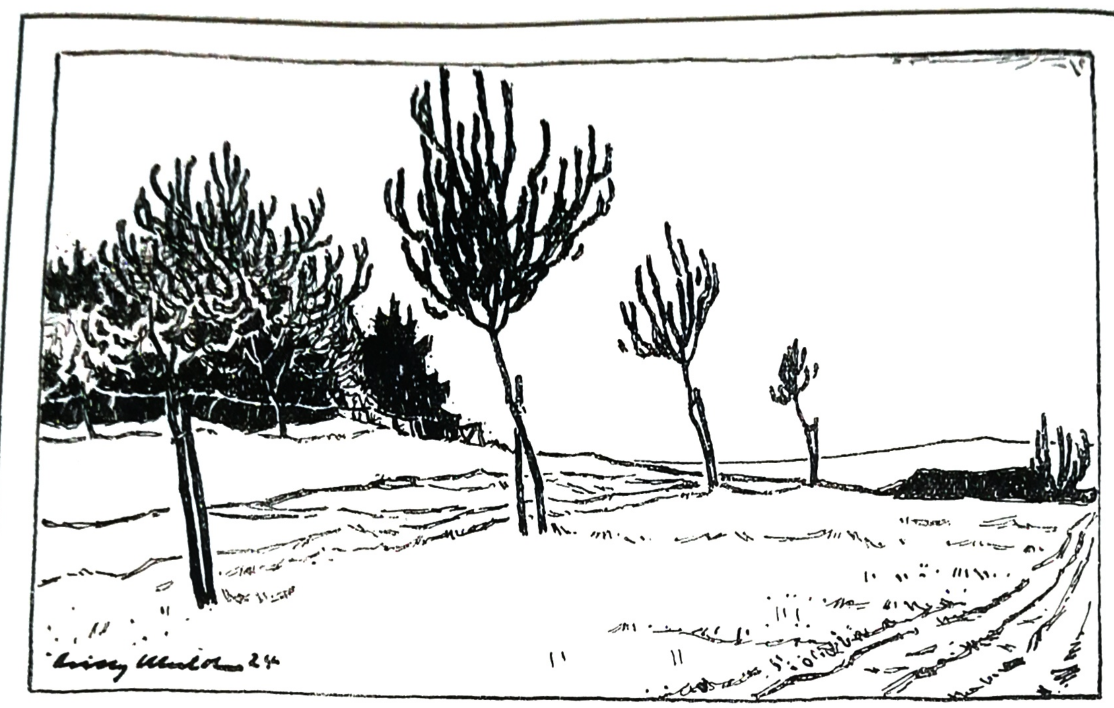
völkerung durchweg auf eine gewisse Farbenfreudigkeit stoßen, zeigt die protestantische Bevölkerung eine Vorliebe für stumpfe, tote Farben. Am deutlichsten tritt es zutage bei dem weiblichen Kopfputz, der vom lebhaftesten Bunt sich abstuft bis zum schlichten Schwarz. Und was von dem kurtrierischen Gebiete im besonderen gilt, das gilt für das ganze behandelte Gebiet im allgemeinen. Wie die Kirchen der Katholiken in ihrem Inneren satte, warme Farbtöne aufweisen, so weist der Volksgeschmack eine Vorliebe auch für das Bunte, in die Augen Fallende, die Augen Berückende, während die nüchternen Gotteshäuser der Protestanten in Einklang stehen mit der schmucklosen Kleidung, die, wenn sie einmal zu bunten Farben greift, sicherlich die Grenze des Schönen überschreitet und zu dem Grellen, Bizarren kommt.

Und nun als Letztes noch die an keinen Ort gebundene Marktkleidung der Männer, die aus einem langen, weißleinenen, bis zu den Knöcheln gehenden Kittel bestand, der gegen den Regen vorzüglich schützte, heute noch teilweise im Gebrauch ist, doch niemals den großen roten oder grauen Regenschirm unnötig machte. Ihn trug der Landgänger wie ein Gewehr auf dem Buckel, ihn trug die Bäuerin in der Hand, mit ihm stolzierte der Bauer beim blendendsten Sonnenschein in die Stadt.

Nehmen wir von dem Toten Abschied. Es hat sich überlebt. Es wird nicht mehr aufleben. Der Bauer von heute hat den Kittel abgelegt. Er kleidet sich noch in das bequeme blauleinene Wams, aber die Kniehosen sind dahingegangen. Die Stadt liefert billige Arbeitshosen aus „allerhand" Stoff. Die Bäuerin kennt nicht Haube und Kommodchen mehr, wohl aber den städtischen Hut, die Bluse und — wenn's erst noch ein Weilchen gedauert hat — auch das Reformkleid. Über Totes trauern hilft nicht, Totes wieder zum Leben erwecken geht nicht: also freuen wir uns an dem Vergangenen. Auch es verdient nicht in allem das Lob, das ihm vielfach noch gespendet wird.



Altenkirchen, „Feuer-Hehl"



Mulot, Bei Rennerod

Hinter den Schutzgehegen Von E. Heyn

Die Zeiten sind vorüber, in denen die Westerwälder selbst den Westerwald verleugneten und die Bewohner der umliegenden Landschaften im Tone einer lustigen Volksgeographie auf die Frage: Wo geht der Westerwald an? spöttelnd antworteten: „Wo die Strohdächer, Strohgiebel, Basaltmauern und die Kopftücher angehen, wo man die Kartoffeln mit dem ‚Greift' aushebt, wo das weißköpfige Rind auftritt, wo sich die Säue um den Sonnenschein beißen." — Kommt man nun aber hierher, so zeigt man wieder nach Norden: „Hinter Neunkirchen am Herenstich, hinter Rennerod am Herenbäumchen, über der Emmerichenhainer Brücke geht der Westerwald an." In Weilburg sagt man: „Hinter Merenberg, wo die Urles* angehen, da fängt der Westerwald an." Dagegen behauptet das Sprichwort, von der Weilburger Brücke könne man eine Kuh, am Schwanz gefaßt, auf den Westerwald schleudern. Danach wäre also der Westerwald viel näher. Aber auch diese Scheu, Westerwälder zu heißen, lernt man verstehen, wenn man erfährt, daß in der Zeit des großen Westerwälder Notstandes, in dem Westerwälder, Almosen heischend, die umliegenden Landschaften heimsuchten, der Name Westerwälder gleichbedeutend mit dem eines Bettlers war.

Wer auf den Westerwald wandert und den in der Nähe des Dorfes Emmerichenhain liegenden 654 m hohen „Salzburger Kopf" besteigt, der wohl von dem nordöstlich liegenden „Fuchskauten" noch um 2 m überragt wird, aber doch mit seiner nach Westen vorgelagerten Kuppe, dem „Galgenberg", allgemein als Haupterhöhung des Westerwaldes gilt, überschaut das Gebirge in seiner ganzen Ausdehnung bis zu dem am Horizont aufsteigenden, vielgipfeligen Siebengebirge. Links von diesem schauen in blauer Ferne über dem Montabaurer Wald die Höhen der Eifel hervor. In der entgegengesetzten Richtung sehen wir die Berge des Hinterlandes. Im Südosten kommt hinter den Vorbergen des Westerwaldes in der Ferne der ganze Zug des Taunus zum Vorschein. Nach Norden, nach dem Siegerland zu, ist uns von dem nördlichsten Höhenzug des Westerwaldes die Aussicht verdeckt. Der ganze Westerwald erscheint uns deutlich als eine Platte, die sich gleichmäßig nach Westen bis zu den jäh aufragenden sieben Bergen senkt. Diesen Eindruck vermögen auch die einzelnen Berge und die

* Urles = unbebautes Land, Viehweide.

muldenartigen Täler nicht zu beeinträchtigen. Auf dieser Platte ist dann der „Hohe Westerwald", dessen Bezirk etwa die alten Kirchspiele Driedorf, Emmerichenhain, Neukirch, Höhn, Marienberg umfaßt, als Hochplatte aufgelagert. Sie stellt in geologischer Beziehung tertiäre Schichten (Braunkohlenschichten) dar, die eine Mächtigkeit von etwa 150 m haben und überall mit Basalt wechsellagern und von diesem meist auch überdeckt sind. An der Oberfläche liegt diluvialer Lehm, ganz durchsetzt von Basaltblöcken, bis zu 50 und mehr Zentner schwer. Die Basaltblöcke, die teilweise ganz frei liegen, geben dem oberen Westerwald sein eigentümliches Gepräge. Aus Basalt bestehen auch die kuppenförmigen Berge auf der oberen Platte. Sie stellen die Schlotausfüllungen der Vulkane dar, die in der Tertiärzeit tätig waren; die abschwemmende Tätigkeit des Wassers hat ihnen nichts anzuhaben vermocht.

Das also ist das verrufene Land, ein Stück Sibirien mitten in Deutschland, das Land des Schnees, des Nebels und der Stürme. In der Tat, die Unwetter spielen hier oben während eines beträchtlichen Teiles des Jahres keine geringe Rolle, aber der Westerwälder läßt die Umwohner spotten: „Das ist der Westerwald, drei Vierteljahr Winter und ein Vierteljahr kalt". Je mehr es draußen jaikt, d. h. der Sturm den feinkörnigen Schnee über die Höhen peitscht, um so wohler fühlt er sich unter dem dicken, langen Westerwälder Strohdach, das sein Haus schützt und warm hält. Was wäre dem Westerwälder die Heimat ohne Schnee und Sturm. Sie sind ihm etwas Selbstverständliches, ohne die das Leben nicht sein kann, und darum wartet er im Frühjahr getrost und geduldig Woche um Woche und Monat um Monat, bis es endlich auch für ihn Frühling wird und der Sommer kommt, der in seiner Herrlichkeit die Unbilden des Winters wie in einem verklärenden Scheine erscheinen läßt. Wie kein anderer liebt der Westerwälder seine Heimat, und in der Ferne vom Westerwald treibt's ihn immer wieder heimwehselig zu ihm zurück.

Eigentlich geschichtliches Interesse darf die Gegend nicht in Anspruch nehmen.

Je höher man hinauf kommt, desto seltener werden die Burgen und Burgsitze oder Stätten, die an vergangene Zeiten erinnern. Auf dem hohen Westerwald ist schließlich überhaupt nichts mehr dergleichen zu finden, höchstens in den zahlreichen kleinen und kleinsten Orten die moosbedeckten, vielfach sehr alten, merkwürdigen Westerwälder Häuser und die, wenigstens in ihren Grundbestandteilen, noch viel älteren Kirchen, deren Tradition bei nicht wenigen in die christliche Urzeit zurückgeht. Auch der Wald verschwindet nach oben immer mehr. Seine einzigen Vertreter sind nur noch die sogen. Schutzgehege. Das sind Tannenwaldstreifen von 5—10 m Breite, die die Dörfer und ihre Ackerfluren vor der Gewalt der Stürme zu schützen bestimmt sind. Zwischen denselben erstrecken sich die sogen. Driesche, auch Himmelswiesen genannt (weil ihnen nur die Pflege des Himmels zuteil wird), und die Weiden, die hier ihr eigentliches Gebiet haben. Es ist still und einsam hier oben, aber die Gegend hat ihre besonderen Reize, wie man sie so leicht nicht wieder findet. Es ist ein ganz eigenartiger Schimmer, der über der Landschaft schwebt. Um sich von ihr bezaubern zu lassen, muß man sie an einem Sommertag aufsuchen, wenn sich die Weiden, riesigen grünsamtenen Teppichen vergleichbar, mit Millionen von Blumen geschmückt haben, oder an einem Herbsttag, wenn sie sanft im Rot des Heidekrautes aufleuchten, wenn die einzigen belebten Wesen weit und breit die weißgestirnten Rinder zu sein scheinen, die herdenweise, hier und da von einem Hirten beschützt, auf den Weiden grasen.

Anscheinend bietet also der hohe Westerwald nur denjenigen etwas, die noch schwärmen für die Romantik der Stille und weltverlassenen Einsamkeit. Und doch ist es ein merkwürdiges und anziehendes Gebiet, schon in rein volkskundlicher Hinsicht, insofern es eine der merkwürdigsten Übergangslinien Deutschlands darstellt. Es bildet die Scheide zwischen oberdeutschem und niederdeutschem Wesen. Es sind ganz andere Leute, die am Abfall zur Lahn und die auf der Höhe wohnen, und wieder andere Leute trifft man im Westen und Osten des Gebirges. Einen einheitlichen Volksschlag gibt es auf dem Westerwald nicht. Das prägt sich schon im Aussehen der Ortschaften und der Bewohner, im Dialekt, sowie im Denken und Fühlen aus. Der auffallende Unterschied kann nicht anders als durch eine Stammesverschiedenheit verursacht sein. Auf dem Abhang zur Lahn wird



Manskopf, Bei Marienberg

der breite, wenig schöne hessische Dialekt gesprochen, auf der Höhe klingt schon deutlich das Westfälische durch. Im Westen scheidet sich dieses wieder scharf von dem Kölnischen.

Wenn aber auch die eigentliche Geschichte des Westerwaldes kein besonderes Interesse beanspruchen kann, so fesselt um so mehr seine Kulturgeschichte. In dieser Beziehung ist uns hier oben alles interessant, was unser Auge sieht, selbst die Steine, die überall umherliegen und aussehen, als habe sie der Himmel im Zorn auf den Westerwald herabgeschleudert. Welch einen erbitterten Kampf haben die Westerwälder gegen sie geführt, wenn's immer wieder schien, als laute der biblische Fluch, der hier auf dem Acker liegt: er soll dir Dornen und Steine tragen, bis sich dann endlich in unseren Tagen der Fluch, der auf den Steinen lag, zum Segen gewandelt hat.

Der Wald, der sich nur schüchtern hier und da auf den obersten Westerwald drängt, bedeckte ehemals das ganze Gebirge. Welche Bedeutung hat er für den Westerwald gehabt, wenn es auch wohl nicht richtig ist, in seiner Verwüstung allein die Ursache des großen Notstandes zu sehen, von dem der Westerwald im vorigen Jahrhundert heimgesucht worden ist! Die alten Westerwälder lebten sozusagen vom Wald, der geradezu das Leben hier oben erst möglich machte. Der Wald galt ja vordem als Feind aller Kultur; ihm mußte man erst mühsam das Weide- und Ackerland abringen. Aber im allgemeinen war er zum Leben nötig wie das Wasser. Das ganze wirtschaftliche Leben hatte sozusagen im Walde seine Grundlage, wie es heutzutage die Industrie in der Steinkohle hat. Der Wald lieferte für den Hausbrand und für den Hausbau das nötige Holz, aus den Bucheckern, die er abwarf, gewann man für den Haushalt den gesamten Bedarf an Öl. Im Walde fraßen sich die Säue während des Sommers satt, in den Eicheln hatte man wertvolles Kraftfutter für den Winter; das Schwein bildete nämlich vordem das geschätzte Kulturtier. Man hielt auch Rinder, aber gerade nur soviel, um von ihnen den nötigen Bedarf an Milch zu haben, weil bei dem Mangel an Wiesen — man kannte nur Weiden, die vielen Dörfern gemeinschaftlich waren — es sehr schwer hielt, das zur Überwinterung nötige Heugras aus den Wäldern zu gewinnen.

Aber welche Rolle spielte der Wald hier oben? In seinem Frieden konnte eine Ansiedelung erst bestehen, er allein bildete den natürlichen Schneefang um die Dörfer und ihre Fluren und das einzige Mittel dagegen, daß bis tief in das Frühjahr hinein Schnee und Eis und infolgedessen Nässe die Bestellung der Felder unmöglich machte. Er allein ließ die Ackerkrume am Boden haften und verhinderte, daß auf einem einzigen Acker Hunderte von Basaltblöcken in jedem Frühjahr immer wieder aufs neue an die Oberfläche kamen und den Bauern jahraus, jahrein die ewige Last des Rodens auferlegten.

Eines Tages war der Wald weg, auf dem oberen Westerwald fast spurlos verschwunden und damit auch das Kapital, von dessen Erträgnissen man bisher gelebt hatte. Man hat die Oranier für den Abgang des Waldes verantwortlich machen wollen mit der Behauptung, sie hätten die Wälder



Der hl. Petrus Martyr, Fenster aus Peterslahr, 12. Jahrh. (Bonn, Museum)

abholzen lassen, um für ihre Kriege in den Niederlanden das nötige Geld zu bekommen. Die Wälder standen aber schon vor den Oraniern nicht mehr. Bereits im Jahre 1562 erschien ein Forstgesetz, das dem Schaden abhelfen sollte und in dem geklagt wurde, daß die Gehölze und Hochgewälde in Abgang gekommen seien und die Untertanen schädlichen Mangel hätten. Ob man auch für den Hausbau die Länge und Dicke der Balken genau vorschrieb, der Holzersparnis wegen anordnete, daß jeder hinfort sein Brot und seinen Kuchen nur in dem Backhaus, das in jedem Dorfe errichtet werden solle, zu backen habe, ob auch jeder Westerwälder gehalten war, jährlich so viel Buchen und Eichen zu pflanzen — Fichten gab es damals auf dem Westerwald noch nicht — als er Vieh und Kinder habe: auf dem hohen Westerwald war das Aufforsten viel schwieriger als das Abholzen. Er blieb kahl, und was er im 16., 17. und 18. Jahrhundert gewesen war, war er auch noch im 19. Jahrhundert: ein Gebirge, auf dem man nichts als Himmel, Pfützen und große Steine sieht. Alle von der Obrigkeit angewendeten Mittel fruchteten nichts; der Wald ging immer mehr aus, die armen Westerwälder hatten schließlich nicht einmal das nötige Brennholz mehr; auch für Geld war keines zu erlangen. Wohl wies die Natur auf die Braunkohlen hin, die man seit Ende des 17. Jahrhunderts gewann, aber die Westerwälder konnten, wie es heißt, den Geruch der Braunkohlen nicht vertragen, sie wollten lieber in ihrer rauhen Gegend auch noch frieren, als ihre Nasen an den Braunkohlengeruch gewöhnen.

Der obere Wald mußte wieder Wald werden, und weil diesen Gedanken zuerst Dr. Albrecht in die Tat umgesetzt und die Nassauische Regierung veranlaßt hat, seit den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts die sogen. Schutzgehege anzulegen, in deren Schutz nun langsam weiter aufgeforstet werden kann, muß das Gedächtnis des Mannes als eines der größten Wohltäter des Westerwaldes in Ehren bleiben.

Nicht weniger anziehend als die Geschichte der Ent- und Wiederbewaldung des Gebirges, ist die der Siedelungen, die so zahlreich hier oben sich finden; es sind kleine und kleinste Dörfer. Von welchem Kampf um das Dasein können auch sie erzählen! Es gab deren früher noch viel mehr hier, aber sie sind größtenteils spurlos verschwunden, und bei vielen geben nur die Flurnamen noch Zeugnis von ihrem ehemaligen Bestehen. Gewöhnlich schreibt das Volk das Verschwinden der Dörfer dem 30jährigen Kriege zu. Gewiß, dieser Krieg hat drunten in der Ebene manchen nicht existenzberechtigten Ort hinweggefegt und die Menschen gezwungen, sich in größeren, wehrhafteren Orten zusammenzutun. Aber dem Westerwald hat die chirurgisch heilende Kraft der großen Kriege gefehlt; auf dem Westerwald sind die Wüstungen sämtlich vor dem 30jährigen Krieg entstanden. Die Siedlungen sind ausgegangen, wie ein Licht ausgeht, dem das Öl fehlt. Auf dem höchsten Westerwald lag in der Nähe von Neukirch das Dorf Königshofen. Ein Kirchenvisitationsprotokoll erzählt uns, daß im Jahre 1566 Martin Spiesgen noch als einziger Einwohner dort lebte. Es fand sich schon keiner mehr, dem der Wert eines verlassenen Hauses willkommene Gelegenheit gegeben hätte, Spiesgens Mitbürger in Königshofen zu werden, und als Spiesgen gestorben war, stand auch seine Hütte leer, und wenige Jahre nachher hatte der Nordwest aus Königshofen einen Trümmerhaufen gemacht. Dasselbe Protokoll gibt uns Kunde von dem ausgegangenen Dorf Murndorf; 1566 wohnten noch zwei Hausgesäße dort. Aber die Leute vermochten der Ungunst der Witterung und der Verhältnisse nicht länger zu trotzen. Sie waren des Geheuls des Sturmes, in welches sich das der rudelweise sich umhertreibenden, hungrigen Wölfe mischte, müde. Sie verließen den Ort und siedelten, wie uns das ausdrücklich berichtet wird, nach Emmerichenhain über. So sind Murndorf und Königshofen ausgegangen, und so werden alle anderen ausgegangen sein. Manche versuchte man später wieder aufleben zu lassen, aber ohne dauernden Erfolg.

Und doch tut Riehl dem Westerwald Unrecht, wenn er behauptet, er habe nur in alter Zeit eine Kulturgeschichte und obendrein eine negative, nämlich eine Geschichte der Unkultur. Zum Beweise muß von jeher die Sage von einer Kirchenvisitation herhalten, die vor 200 Jahren über den Westerwald gegangen sei, die aber nirgends ein Protokoll habe aufnehmen können, weil bei keinem einzigen Pfarrer ein Schreibzeug aufzufinden gewesen wäre. Es wird hinzugefügt, der-

gleichen Stücklein, wahr oder unwahr, erzähle man sich zu Hunderten. Es ist schade, daß uns von all diesen Stücklein kein weiteres mitgeteilt worden ist. Bei näherer Untersuchung würde es sich auch gewiß bei ihnen herausstellen, daß ein einzelner Fall von Unkultur verallgemeinert worden ist, wie es bei der Sage der Kirchenvisitation wirklich gewesen ist. Diese schrumpft zu der protokollarisch festgelegten Tatsache zusammen: Der Pfarrer zu Neukirch hatte bei Ankunft der Kommission eine Feder hinter dem Ohr, aber doch keine Tinte im Haus.

Auch das stimmt nicht, wenn behauptet wird, die Dörfer beständen meist aus 10—20 uralten strohgedeckten Lehmhütten, die mitunter eher für Indianer als für deutsche Bauern bestimmt zu sein schienen. Die alten prächtigen Westerwälder Häuser, aus denen heute noch größtenteils die Dörfer bestehen und die bei einem Vergleich mit alten Bauernhäusern in gesegneteren Fluren unseres Heimatlandes nicht zurückstehen, sind ausnahmslos in ihrer Hauptsache fast verschwenderisch aus Eichenholz gebaut, das mächtige Holzwerk an der Vorderseite ist kunstvoll geschnitzt, der große Balken, der das erste Stockwerk abschließt, ist mit Inschriften versehen; besonders die zweiteilige, aber horizontal geteilte Haustüre zeigt reiche Ornamentik. Die Wohnräume, den Stall, die Scheuer, alles deckt ein mächtiges langes, mit der Hinterseite (Wetterseite) fast bis zur Erde herabgehendes und Niederlaß genanntes Strohdach. Nur wohlhabende oder gar nur reiche Leute waren imstande, solche Häuser zu bauen. Die Unkultur reimt sich auch nicht zusammen mit der Kunst, die sich im Innern der Häuser an den alten Zimmertüren, Bettstellen, Wanduhren, Schränken, vor allem an den prächtigen Truhen aus alter Zeit betätigt hat.

Die Leute, die in diesen Häusern gewohnt haben, verraten keine Spur von den armen Leuten des Mittelalters, wie wir sie sonst überall in den deutschen Landen finden, auf denen beides lastete: der schwere Druck von seiten der Herren und die Not und Entsagung, unter der sie das Leben führten. Die alten Westerwälder sind ohne Ausnahme seit alten Zeiten freie Leute gewesen. Wohl erkennen sie den Grafen von Nassau als ihren Gerichts- und Landesherrn an, dem sie bestimmte Abgaben und Dienste zu leisten haben, aber ihre Angelegenheiten verwalteten sie selbst; sie sprachen sich auch selbst das Recht. In ihr Gerichtsverfahren hatte sich der Graf, der den Sitzungen nur als stummer Ehrengast beiwohnen durfte, nicht einzumischen. Daß keinem Westerwälder Unrecht geschah, dafür stand hinter ihm die ganze Landesgemeine. Wir nehmen eins von den zahlreichen noch vorhandenen Protokollen des Emmerichenhainer Landgerichts, das das Ober-Berufungsgericht für die drei Untergerichte Emmerichenhain, Neukirch und Marienberg war. Der gewählte Zentgraf, der Vorsitzende, hat die Schöffen nach Emmerichenhain entboten, um dort das Obergericht zu halten. Der Graf oder sein Vertreter ist anwesend. Das Verhör ist geschehen; nun fragt der Zentgraf die Schöffen, was sie für Recht erkennen und ermahnt sie im Namen des Grafen bei den Eiden und Gelübden, die sie getan hatten, daß sie wollten sagen und offenbar machen, nach dem, was ihre Altväter und Vorfahren auf sie gebracht hätten und ermahnte die Schöffen ferner bei denselbigen Eiden, daß sie niemand im Gericht scheuten oder fürchteten. Das sind nicht die gedrückten Leute des Mittelalters, die da die Weißtume geben, dem Grafen sein Recht weisen, aber auch trotzig ihr Recht in Anspruch nehmen und jeder Anmaßung wehren, von welcher Seite sie auch kommen mag. Das sind nicht die kulturlosen Bauern der alten Zeit, diese Männer, die öffentlich inmitten eines großen Umstandes, d. h. Publikums, ein jeder ein lebendiges Gesetzbuch, Klage und Widerrede der Parteien entgegennehmen und dann, ungezwungen und ungedrungen, das sagen, was sie nach dem, was ihre Väter auf sie gebracht, d. h. nach dem alten deutschen Recht für Recht halten.

Wohin wir auch sonst im Leben der alten Westerwälder blicken, ob wir ihre kirchlichen Verhältnisse, ihre Lebenshaltung betrachten, den Nahrungsquellen nachforschen, wir müssen sagen: Am Ende des Mittelalters und auch noch das ganze 16. Jahrhundert hindurch bieten die Westerwälder Verhältnisse ein recht erfreuliches Bild. Die Luft oben machte frei, während sie in den Tälern eigen machte. Auf dem Westerwald hat die materielle Not und das soziale Elend nicht seit ewiger Zeit Bürgerrecht gehabt. Der Bettlerrock, unter dem Riehl wohl den blauen Kittel versteht, der bis in die Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts noch allgemein von dem männlichen Teil der

Bevölkerung getragen wurde, ist auch nicht von Anbeginn das Volkskleid gewesen. Aber die Verhältnisse sind aus mancherlei Ursachen verkommen. Als Riehl den Westerwald in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sah, war er wirklich so, wie er ihn beschrieben hat. In sozialem Betracht war der Westerwald eine historische Ruine geworden, und was er zuvor nie gesehen hatte, das sah er jetzt: die armen Leute des Mittelalters.

Riehl hat dem Westerwald in Aussicht gestellt, einst das Land der armen Leute gewesen zu sein, wenn erst die Schätze, die in der Erde schlummern, gehoben und von den Westerwäldern selber verarbeitet würden. Schon hat sich die Prophezeihung erfüllt. Überall regt sich industrielles Leben, Eisenbahnen erschließen nach allen Richtungen das Land.

Und die Westerwälder, auch die betagten unter ihnen, sehnen sich nicht nach den früheren Zuständen zurück. Der Fortschritt in jeder Beziehung ist bei ihnen auf den Bergen eingezogen. Es geht ihnen vortrefflich, und sie sind mit dem Umschwung der Dinge völlig zufrieden.



Mulot, Erntezeit



Deckel einer antiken Steinzeugtonne aus Grenzhausen,
Museum zu Mettlach

Die moderne Steinzeugindustrie im Unterwesterwald

Von Dr. Eduard Berdel

Den Wanderer, der in Vallendar den Rhein verläßt und seitwärts durch das liebliche Fehrbachtal zum Unterwesterwald emporsteigt, grüßt nach einstündiger Wanderung ein fesselndes Bild: hoch auf steilem Bergrücken ragt die Schule und Kirche von Grenzhausen, langgestreckt zieht sich unten im Bogen herum das freundliche Höhr, angeschmiegt an die wuchtige, weit ausladende Montabaurer Höhe, die von meilenweiten dunklen Forsten bedeckt ist. Und wenn der Abend schon herniedersank während des Wanderns, glaubt man sich manchmal in ein Zauberland versetzt. Rundum schweigen die dunklen Wälder, tausend lebendige Lichter winken aus den beiden Orten und mitten zwischen den schattenhaften Umrissen der Wohnungen flammen hier und dort, verteilt in den langgestreckten Dörfern, leuchtende Säulen von Rauchwolken auf, deren Enden sich weit dahinwälzen. Beim Näherkommen sehen wir dunkle, langgestreckte Bauten, aus deren Decken leuchtend rote Flammen aus Dutzenden von Luken meterhoch in die Luft sausen, umsäumt von schwarzen Wolken. Aus anderen prasselt ein dichter weißer Nebel hoch, der alles rundum in einen geheimnisvollen Schleier hüllt.

Wir sind im Kannenbäckerland, und die Kannenöfen, die Steinzeugöfen sind es, welche dem abendlichen Landschaftsbild manchmal diesen eigenartigen Charakter verleihen. Hunderte von Jahren lohen die Öfen, prasseln die Salzwolken hoch, Hunderte von Jahren blüht die Steinzeugindustrie. Einfache Gebrauchsware, prächtigste Kunstware wurde hier schon geschaffen, uralte Scherben bewahrt der Boden, bald auf, bald ab ging die Entwicklung der Westerwälder Steinzeugkunst. Sie ist der einzige Zweig der blühenden alten Rheinischen „Eulerei", der heute noch lebendig wirkt und schafft, und sie flößt immer von neuem dem Wanderer wie dem Forscher das lebhafteste Interesse ein. Ist doch das Steinzeug, diese Prachtware mit hochgebranntem dichtem Scherben und milder Farbe, nach dem Porzellan das Gediegenste, was in Keramik fabriziert wird, und Steingut wie Majolika, Töpferware wie Terrakotta muß dagegen weit zurückstehen. Wir wollen den Wanderer geleiten, und er möge sehen und hören, wie es heute im Unterwesterwälder Kannenbäckerland zugeht.



Keramische Fachschule, Höhr: Bauornament mit farbiger Glasur (Dornröschen)



Steinzeug mit mattem Scharffeuerlüster, Keramische Fachschule in Höhr, Schülerarbeiten

Die Steinzeugindustrie erstreckt sich auf zwei Hauptzweige: Kunstware, das gleiche, was die Alten „Herrenwerk" nannten, und Gebrauchsware. Es bedarf keines Hinweises, daß scharfe Grenzen manchmal zwischen beiden nicht gezogen werden können. Man mag manchen einfachen Krug finden, der künstlerischer wirkt als viele „verzierte" Stücke. Da die Kunstware seit 40 bis 50 Jahren neu erstand und sich dabei zunächst an die alten Stücke aus dem 16. und 17. Jahrhundert anlehnte, heißt sie auch „Antike Ware", die betreffenden Fabrikanten „die Antiken", was oft fröhlich genug anmutet: Krüge und Vasen der modernsten Künstler — im Volksmund heißen sie „antik"! Und die wildesten Nachahmungen der Gotik und Renaissance — sie sind auch „antik". Nichts kann unsere Künstler retten vor dieser einfachen Einteilung!

Nun aber müssen wir auch noch zwei technische Verschiedenheiten erwähnen: die Kunstware wird zum Teil — und zwar ist dies wohl „die bessere"! — in der uralten Technik der „Salzglasur" mit mildem, grauem Glanze, seltener in geflecktem Braun, hergestellt, zum Teil aber auch in modernen Rundöfen mit blanker Steingutglasur und rauchfreiem Feuer, wodurch sie glänzend gelb wird, trotzdem der Ton genau der gleiche ist. Höchstens wird derselbe durch chemische Mittel künstlich gefärbt. Auch moderne Laufglasuren und Kunstglasuren, in alten wie in neuen Öfen gebrannt, werden vielfach hergestellt. Die Gebrauchsware dagegen wird fast einzig und allein in der alten Technik fabriziert, und auch hier sind zwei verschiedene Ergebnisse festzustellen: graue Ware (z. B. Einmachtöpfe) und rotbraune Ware (z. B. Sauerwasserkrüge). Auch hier beruht der Unterschied nur in der Art des Brennens. — Platten- und Röhrenfabriken treten noch hinzu, die wir indessen hier nur streifen wollen.

Gewaltsam ist es, geschichtliche oder kulturelle Erscheinungen mit ihrem lebendigen Fluß in bestimmte Rubriken einzuteilen; und doch mag es, um das Wesentliche festzuhalten, gestattet sein, das Gesagte gleichsam in eine Formel zu bringen. Wir haben also:

- I. Kunstware („Antik").
  - a) Alte Salzglasurtechnik:
    - 1. grau,
    - 2. braunfleckig.
  - b) Neuere Steingutglasurtechnik:
    - 1. naturgelb,
    - 2. künstlich gefärbt.
  - c) Moderne Lauf- und Kunstglasuren.
- II. Gebrauchsware.
  - Fast nur alte Salzglasurtechnik:
  - a) grau,
  - b) rotbraun.

Kunstware schaffen Höhr und Grenzhausen, Höhr in etwa zehn Fabriken, Grenzhausen in drei. Graue Gebrauchsware finden wir in beiden, ferner noch in Ransbach. Rotbraune Krüge fabrizieren hauptsächlich Hillscheid, Baumbach, Ransbach, Mogendorf.

Manche Betriebe in Höhr und Grenzhausen beschäftigen bis zu 80 Arbeitern, andere wieder sind kleiner; aber eigentliche Hausindustrie ist in der Steinzeugtöpferei kaum zu finden. Im ganzen arbeiten in Höhr etwa 1800 Leute, in Grenzhausen etwa 200, wozu noch etwa 500 in den benachbarten Betrieben hinzutreten.

Wir wollen uns zunächst die einfache Gebrauchsware etwas näher ansehen. Der einzigartig schöne Steinzeugton, der in der ganzen Welt in dieser Güte kaum mehr zu finden ist, wird durch Tonschneider (gekreuzte Messer mit Schneckengang, Fleischhackmaschinen im großen!) gemischt und gleichmäßig gemacht. Jeder Betrieb, jede „Eulerei" — Höhr hat deren etwa 30, Grenzhausen etwa 15 — besitzt seinen Motor, der von einer Zentrale elektrisch getrieben wird. Auf der Scheibe dreht der „Wirker" die Töpfe (meist Einmachtöpfe, Zylindertöpfe, Bierkrüge, Steinschüsseln usw.) freihändig hoch, wozu bei großen und umfangreichen Stücken viel Übung und Kraft gehören. Die

getrocknete Ware wird dann „geblaut". Die „Blaumädchen" tragen einfache Ornamente, oft auch nur Zeichen und Nummern, mit der „Quast", einem stiellosen Pinsel aus langen Schweinsborsten, auf. Das Farbmittel ist eine blaue Glasmischung, feinst gepulvert und in Wasser verrührt, die „Schmalte". In ungebranntem Zustand sieht sie häufig schwarz aus. Kein Töpfer, kein „Euler" hat sich die Schmalte mehr selbst bereitet wie in alter Zeit, sie wurde von chemischen Fabriken gekauft. Erst seit den letzten Jahren lernten viele von ihnen vom Laboratorium der „Königlichen Keramischen Fachschule", solche Mischungen wieder selbst herzustellen, ein kleiner Vorteil, der aber für den Betrieb manche wohltätige Folgen hat.

Eine besondere Dekoration, welche diese Ware oft zu einem reizenden Kunstgegenstand macht, ist das „Reedmachen". Man versteht darunter das Einritzen von Ornamenten in den noch weichen Ton, die dann nach dem Trocknen mit Schmalte ausgelegt werden. Diese Kunst ist uralt, aber soviel auch die Künstler der genannten Fachschule sich schon bemühten, sie im Volke lebendig zu halten, versinkt sie immer mehr, besonders aus wirtschaftlichen Gründen: sowie an einem Stück zu viel Arbeit nötig ist, wird es zu teuer, und dann zieht das unwissende Publikum irgendeine bunte Steingut- oder Majolikageschichte vor. Immerhin sind in einzelnen Betrieben noch heute solche „reedgemachte" Sachen zu finden, teils mit naturalistischen, teils mit geometrischen Ornamenten bedeckt. Diese Kunst wirkt ungemein frisch und lebendig, da die Konturen im Brand äußerst scharf und deutlich bleiben. Zudem zwingt die Technik des Einritzens in weichen Ton dazu, recht flott und elegant und völlig freihändig zu arbeiten, so daß auch hierdurch Eigenart und persönliche Wärme gewahrt bleiben.

Die fertig getrocknete und dekorierte Ware wandert nun in den Ofen. Derselbe ist 12 bis 15 m lang, der Innenraum über Mannshöhe emporragend und etwa $1\frac{1}{2}$ m breit. Die Waren werden einfach ohne weiteren Schutz aufeinandergestellt, nur durch sandbestreute Tonwürstchen getrennt. Der Boden trägt reihenweise Löcher, ebenso die gewölbte Decke. Der eingesetzte Ofen wird zugemauert, wobei Ton und Sand und außen Lehm als Mörtel dient.

Die Feuerung liegt tief an einer Stirnseite. Die Flammen jagen unter der ganzen Ofensohle hin, treten durch die genannten Löcher in den Ofen und sausen oben durch die Luken der Wölbung ins Freie. Meist sind die Öfen ungedeckt, stehen ruhig mitten zwischen Häusern und Höfen, ohne daß irgendwie einmal ein Brand dadurch entstanden wäre.

Tage und Nächte feuern die Brenner. Gewaltige Holzscheite verschlingt der rot- und weißglühende Rachen. Eine Nacht verging, lautlos, nur vom Sausen des Feuers belebt. Mond und Sterne sind die stillen Freunde des Brenners, und verwundert mag der Wanderer zuhören, wenn er bei diesen Leuten manchmal recht gründlichen astronomischen Kenntnissen begegnet.

Mit Tagesanbruch ist die Glut schon stark gestiegen. Beim Blick durch die Deckenluken sehen wir zitternd und flimmernd die glühenden Waren stehen; wie durchsichtig, wie von Glas leuchten sie heraus. Und wie die Stunden vergehen, züngeln allmählich schon die Flammen an den lose bedeckten Luken, die bisher nur Rauch entsendeten. Und wenn es endlich so weit gekommen, daß die Flammen meterhoch sausend lodern und innen der ganze mächtige Ofenraum etwa 1200° heiß geworden ist, zieht der Euler mit dem langen Eisen Proben aus den Luken heraus, „Körscherben", um zu sehen, ob der Bruch des Scherbens schon völlig dicht geworden.

Ist dies der Fall, dann schreitet man zum „Salzen", um der Ware die milde, perlglänzende Glasur zu geben. Kochsalz nämlich vergast bei der geschilderten Hitze, zersetzt sich, und sein Natron wird frei und von dem hellrotglühenden Scherben unter Glasbildung gebunden. Diese „Salzglasur" ist nächst der Porzellanglasur das Gediegenste und Gesündeste, was es gibt. Zu ihrer Herstellung sind aber nur die hohen Steinzeugbrände befähigt, Brände, bei denen irdenes Geschirr, Majolika usw. schmelzen würden wie Wasser! Letztere tragen daher nur niedrig geschmolzene giftige Bleiglasur.

Der Vorgang des Salzens ist hochinteressant: etwa ein Doppelzentner Kochsalz wird in den mit schwelenden Flammen prall gefüllten Ofen mittels langer eiserner Löffel durch die Luken hineingeworfen: ein Krachen, Knistern und Prasseln erfolgt, die Kristalle werden zu Atomen zer-

sprengt, und ungeheuere Gasmengen flüchtigen Salzes erheben sich in die Luft. Daselbst werden die Teilchen sofort wieder fest, so daß nun gewaltige undurchsichtige weiße Wolken alles rundum einhüllen, durchsetzt von Salzsäure- und Chlordämpfen, so daß der neugierige Zuschauer hustend und pustend entsetzt zur Seite flüchtet. Weiter ziehen die Wolken, neue Mengen Salz prasseln in den Ofen, neue Nebel steigen auf — und langsam wälzen sich die dünnen Schwaden über die Häuser, verschwinden in der blauen Luft oder ziehen bei drückendem Wetter über das Dorf, weichen in die Wälder und lagern in seltenen Fällen stunden- und tagelang schwermütig, geheimnisvoll in den verborgenen Waldtälern.

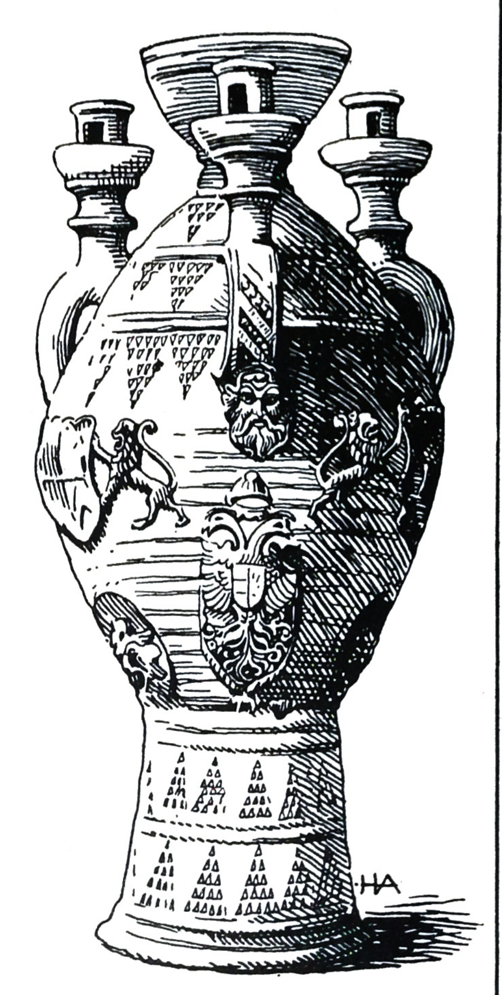
Bevor aber aller Salzrauch aus dem Ofen entweichen kann, werden die Luken geschlossen, die Feuerlöcher zugemauert und zugeschmiert — und tagelang bleibt der Ofen nun dem Erkalten überlassen. Dann wird geöffnet, und die frische, harte, perlgraue Ware, mit blauer Schmalte glänzend dekoriert, geht in alle Welt. —

Die rotbraune Ware aber, die Sauerwasserkrüge und Einkochkrüge, sie wird aus dem gleichen Ton, in den gleichen Öfen hergestellt. Nur wenig Unterschied ist zu finden, vor allem in der Formgebung: die Krugbäcker, die bei der fast völligen Wertlosigkeit des einzelnen Stückes mehr noch als die Kannenbäcker auf Massenbetrieb angewiesen sind, arbeiten mit Maschinen; sie pressen den Rohrstrang aus, aus dem der Krug entsteht, und nur das Verjüngen zum Mundstück und das Ansetzen der Henkel — falls welche nötig — ist Handarbeit. Der Brand aber verläuft wie der oben geschilderte; und nur zum Schluß, nach dem Salzen, weicht er ab: der Krugbäcker macht nun nicht den Ofen zu, sondern jagt durch erneutes viertel- bis halbstündiges Feuern die letzten Salzdämpfe heraus und schmiert dann erst den frisch erhitzten Ofen zu. Nun aber kann beim langen Abkühlen die Luft, von Dämpfen ungehindert, durch die porösen Wände streichen, und ganz allmählich färbt sie die hellrotglühende Ware mit einem feinen hellrotbraunen Oberflächenhauch. In seinem Innern ist und bleibt der Scherben grau. So innig arbeiten die Naturkräfte mit beim Dekorieren der Töpferwaren, und diese Mitarbeit wird um so eingreifender, je höher und intensiver das Feuer geht!

Weit spannender nun und anregender ist es, die Entstehung und auch Entwicklung des kunstgewerblichen Zweiges der Westerwälder Steinzeugindustrie zu verfolgen. Aber auch hier ist das Verständnis der technischen Grundlage unumgänglich nötig. Und man scheue ihr knappes Studium nicht, weil dann das Ganze uns so viel bekannter und eigenartiger vorkommen wird.

Schon die Aufbereitung des Tones schafft hier ein verfeinertes Material. Jede Fabrik hat ihre Maschinen-Schlämmerei, in der durch Aufschwemmung und durch Trommel- oder Schüttelsieb der Ton von gröberem Sand, von Eisenkiesen und Schwefelkiesen befreit wird. Der Brei wird dann in Filterpressen vom Wasser befreit, und die so entstandenen plastischen Kuchen gehen dann noch ein- bis zweimal durch den Tonschneider, der oben schon geschildert wurde.

Und nun zur Formgebung! Schon die alten Meister hatten vor 200 bis 300 Jahren zur Vervielfältigung ihrer Modelle negative Formen aus gebranntem Ton, auch



Leuchter in Alt-Siegburger Steinzeug, South Kensington Museum, London

geschnittenen Steinen, benutzt, in die der weiche Ton eingepreßt wurde. Heute haben wir den Gips, der für die moderne Fabrik so unentbehrlich ist wie der Ton. Der Modelleur fertigt also aus Ton das Modell, der Formengießer fertigt den negativen Gipsabguß, und aus ihm werden dann die einzelnen Gegenstände durch Einpressen und Andrücken, während die Scheibe rotiert, hergestellt.

Eine große Anzahl der Kunstwaren wird nun im alten Kannenofen gebrannt, wie oben geschildert, wobei der herrliche perlgraue und perlglänzende Scherben entsteht, der „Stein", verziert mit blauen, violetten, auch schwarzen Schmalten. In neuester Zeit aber griffen einige Fabrikanten auch auf die Alt-Kölnischen und Alt-Raerener Techniken zurück und erzeugen im Kannenofen mit Salzglasur rotbraun gefleckte und geflammte Ware mit stumpfblauen und schwarzen Ornamenten, welch letztere eine ganz moderne Technik vorstellen. Die Erzeugung des Rotbraun im Kannenofen beruht neben künstlicher Erd- und Mineralmischung auf jener Oberflächenwirkung glühender Luft, die bei den Krügen schon geschildert wurde.

Andere Feinsteinzeugware aber wird zunächst schwach porös gebrannt und dann mit farbloser Glasurmischung überzogen, um sodann in modernen Rundöfen von ewta 40 cbm Inhalt, in schützende Kapseln gehüllt, gebrannt zu werden. So entsteht eine glänzende steingutartige Ware, deren Herstellung billiger und lohnender ist als die der grauen. Der glänzend gelbe Farbton der Waren ist immer unbeliebter geworden und man pflegt häufig den Scherben durch künstliche Mittel grau zu färben, um ihn dem gediegenen oben geschilderten „Stein" ähnlicher zu machen. Farbige Dekore werden unter der Glasur angebracht, grün, blau, rotbraun, so daß die Ware leicht etwas sehr Buntes annimmt. Man nennt diese Ware „glasierte Ware" oder „Elfenbein" im Gegensatz zu dem salzglasierten „Stein".

Alter Grenzhausener Steinzeugkrug, Sammlung Thewalt, Köln

Nun endlich sind wir völlig gerüstet und können mit Freude und Klarheit alles in uns aufnehmen, was Kunst und Technik hier geleistet haben und noch erzeugen. Die wirklich „antike" Ware, die Reproduktion der alten Modelle aus zwei- bis dreihundertjähriger Vergangenheit, nimmt heute noch einen ziemlichen Raum ein, während sie vor etwa 40 Jahren zu unbeschreiblicher Blüte geführt hatte. Natürlich sind auch neuere Sachen entstanden, die einigermaßen im alten Stil gehalten waren. Aber es fehlte im allgemeinen an der persönlichen liebevollen Vertiefung in die



Keramische Fachschule, Höhr: „Krakoviak" (Steinzeug mit Unterglasurmalerei, Else Nowack)

Einzelarbeit, die uns die wirklich alten Stücke so traut und wert macht. Es ist Massenware im bösen Sinn des Wortes geworden. Besonders auch die billige Herstellung in der „Glasurtechnik", gelb und bunt, versetzte dieser Ware in ästethischer Hinsicht den Todesstoß. Das ist ein „Altdeutsch", das den Prachtwerken der Väter möglichst unähnlich ist! Aber daß es immer noch, besonders unecht grell und bunt, fabriziert wird, daran sind — die Amerikaner schuld! Drei Fünftel der ganzen Steinzeugproduktion, besonders alles, was mit dem Trinken zusammenhängt, geht nach Amerika, und alles verlangt dort „Altdeutsch", wenn es auch mit den alten Prachtwaren weder innere noch äußere Ähnlichkeit mehr hat! Die Fabrik aber muß arbeiten, muß ständig beschäftigt sein, am Fabrikanten liegt es nicht, den Geschmack der Amerikaner drüben und — hier menschlich zu machen! Und so wird so rasch diese in der Quantität bedeutendste Produktion noch nicht verschwinden. Und es kann nur unpraktischer künstlerischer und kritischer Übereifer verlangen, mit einem Schlag diese Massenware über Bord zu werfen! Hoffen wir, daß allmählich das Interesse des deutschen und europäischen Publikums für Edles und Gediegenes immer mehr erstarke; hoffen wir, daß einmal kein Käufer sich mehr scheut, das Geld, das er für oft wertlose ausländische Sammlungsstücke anlegt, auch für inländische gute Ware zu zahlen: und mit der Willigkeit des Käufers wird auch für den Westerwälder Steinzeugfabrikanten immer mehr die Möglichkeit entstehen, diese unschöne Massenware schwimmen zu lassen und wirkliche Kunststeinzeuge zu liefern. Aufklärung des Publikums, das ist die Hauptsache!

Und zur Ehre des Westerwaldes sei es gesagt: Seit vielen Jahren ist, immer mehr anschwellend, die Sehnsucht lebendig, Schönes und Gutes zu schaffen. Seit über vierzig Jahren wirkt die Keramische Fachschule in Höhr (in den ersten Jahren in Grenzhausen); sie legte den Grund zur ruhigen Vertiefung in das Material, zu befriedigendem künstlerischem Schaffen um seiner selbst willen, und führte so ohne gewaltsame Zerrung ganz unmerklich zu einer Reformation: zum persönlichen, warmen Interesse an Material und Arbeit, der Grundlage wahren Kunstgewerbes! Bald ging sie dazu über, Entwürfe und fertige Modelle jährlich an die Fabrikanten zu verteilen. Diese kostenlose Bereicherung an Formen ist an und für sich ein kleiner Vorteil, viel wichtiger ist aber das Erzieherische, das Vorbildliche, das in den so immer zahlreicher entstandenen Modellen naturnotwendig drin liegt! Und von schönem Erfolg waren all diese Maßnahmen deshalb, weil die Anstalt mitten drinnen im Handwerk ist, weil sie selbst im gleichen Stoff arbeitet, selbst sieht und fühlt, was nottut und was abgestoßen werden muß. Dieses stille Arbeiten setzt sich bis heute fort, nur in Ausstellungen (Düsseldorf, Dresden, Berlin und wieder in Düsseldorf) und in aufklärenden Wandervorträgen in vielen Städten Deutschlands trat die Schule an die Öffentlichkeit. Seit etwa 25 Jahren hat sie eine vollständige technische Einrichtung, brennt ihre Produkte selbst und stellt somit eine kleine Musterfabrik vor. Seit etwa 20 Jahren besitzt sie ein keramisch-chemisches Laboratorium und hat auch in modernen Kunstglasuren und Techniken, von denen nachher noch berichtet werden soll, viel Positives geschaffen.

Indessen darf nicht verkannt werden, daß auch selbständig, aus der Mitte der Fabrikanten heraus, Sehnsucht und Streben nach neuer und eigenartiger Gestaltung des Steinzeugkunstgewerbes erwuchsen. Um die Wende des Jahrhunderts, zur Zeit, als das gesamte deutsche Kunstgewerbe das Gären der Neuzeit verspürte, begannen sie, unterstützt vom Landratsamt, bedeutende Künstler, darunter die ersten Namen des deutschen Kunstgewerbes sich finden, zur Mitarbeit heranzuziehen. Mit Begeisterung gingen diese an die neue Aufgabe heran, und mit Begeisterung wurde die neue Blüte des Westerwälder Steinzeugs begrüßt und verkündet. Formen und Ornamente erwuchsen mit bewußter, offensichtlicher Abkehr vom Alten und Traditionellen, die kühnsten Gebilde verblüffen uns, und leider fehlte oft jeder innere Zusammenhang mit Material und Technik.

Und darum trug diese stürmische, stolz verkündete erste Reformation oder besser Revolution, die in der Art ihres Hervortretens eigentlich dem stillen Wirken jener Fachschule widersprach, den Keim zum Extravaganten, zum Unmöglichen vielfach in sich, man schoß über das Ziel hinaus: genau so, wie das damals im gesamten Kunstgewerbe der Fall gewesen ist. Die schwankenden und be-

ängstigenden Linien des „Jugendstils", auf dem kräftigen, wuchtigen Steinzeug doppelt bleichsüchtig und ohnmächtig aussehend, feierten Triumphe! — Und doch war dieses extravagante Streben naturnotwendig. Wir, die wir in der glücklichen Lage sind, es bereits historisch betrachten zu können, müssen gerecht sein und die Wohltat des Sprengens jener alten Fesseln doppelt anerkennen.

Etwas anderes aber ist die Frage, ob es überhaupt möglich und angängig ist, eine Industrie auf diese einfache Art, durch einmalige Überschüttung von Entwürfen von außen her, die mit Feuereifer und Hurra geschaffen wurden, nun auf einmal zu heben und zu fördern. Und noch dazu die keramische Industrie, das Steinzeug, bei dem die Naturstoffe und Naturkräfte so intensiv mitschaffen! Was hilft da das Künstleratelier, was Papier und Reißbrett, was helfen da die schönsten Bilder, die dann stolz und froh in die Welt gesandt werden! Zur dauernden wertvollen Förderung gehört stille, unermüdliche, jahrzehntelange Arbeit, über die jene Revolutionsstürme hinwegbrausen, ohne viel die Tiefen aufzuwirbeln! Der Ton ist ein schwerer, zäher Geselle, das Feuer ein unbändiges Götterkind voller Laune, Kraft und Wildheit! Sie wollen geduldig, liebevoll und dauernd gepflegt werden!

Damit soll der Wert guter Künstlerentwürfe, stets neuer Interessierung recht vieler Kräfte, nicht verkannt, sondern nur auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Tatsächlich hat jene stürmische Entwicklung mit ihren notwendigen Fehlschlägen vielfach die ganze moderne Kunst bei manchen Fabrikanten in Verruf gebracht, und es dauerte eine geraume Zeit, bis infolge der natürlichen Entwicklung unaufhaltsam doch die neue Richtung vordrang. Und so hat sich nun bis heute doch ein eigenartiger neuer, echt deutscher Stil in Steinzeug herausgebildet. „Neu-Westerwald" möchte man es nennen. Immer machtvoller wirkten die Erzeugnisse der Fachschule und ihrer Künstler. Auch auswärtige Künstler interessierten sich fortdauernd für die Westerwälder Keramik. Aber sie lernten nun, sich in das Material vertiefen. Sie drehten, formten, modellierten selbst, sie studierten die chemischen Grundlagen, die Glasur- und Brenntechniken. Und Hand in Hand damit ging ein neues verständnisvolles Studium der alten Waren. Man muß sie betrachten nicht zum Zwecke der Nachahmung und Reproduktion — nein, als kongenialer schaffender Künstler, und man wird überraschende Schönheiten entdecken. So gewann man einen Begriff der prachtvollen Harmonie von Formgebung und Dekor, man erfaßte die feine Architektur der Stücke, ihren Aufbau, ihre Wucht, ihre ruhige Größe. Und indem man mit gleicher Liebe und Innigkeit, wie die alten Handwerker, nun die modernen Kenntnisse und technischen Errungenschaften innerlich verarbeitete, schuf man Neues. So baute man auf dem Alten auf, man entwickelte es weiter, man trat nicht aus der organischen Entwicklungsreihe seitwärts heraus.

Darum sehen wir, wie diese im besten Sinn modernen Arbeiten so treffend den wuchtigen, gediegenen Steincharakter des herrlichen Materials zum Ausdruck bringen. Grau, mit Salzglasur und Schmalte bedeckt, ist die eine Gruppe. Alle möglichen Gefäße, Bierkannen, Seidel, Bowlen, Palmenständer, Schirmständer, Aschenschalen, Vasen, Butterdosen, Tee- und Kaffeeservices werden fabriziert. Es gibt kein schöneres Gefäß für Butter wie für Kaffee als der „Stein". Wohlgeschmack und Appetitlichkeit bleiben hier am besten gewahrt. Fast noch prächtiger sind die neueren braungefleckten und feuerbraun geflammten Krüge, Bowlen und Töpfe, die mit stumpfschwarzen oder stumpfblauen Ornamenten bedeckt sind. Gerade als Abwechslung gegenüber dem bekannten Grau, ist momentan das Interesse für diese Waren außerordentlich erwacht. Man möchte diese ganze neue Blüte des Westerwälder Steinzeugs der alten Glanzzeit, wie sie vor 300 Jahren herrschte, direkt an die Seite stellen. Sie ist ebenso reich an gediegenen, warmempfundenen Arbeiten, ebenso reich an frohen Erfolgen wie jene. Sie hat auf so mancher Ausstellung, wie in Düsseldorf, Dresden, Brüssel, Anerkennung und Auszeichnung gefunden.

Noch eine andere Art materialechter moderner Steinzeugwaren müssen wir erwähnen und würdigen, von der die Alten gar nichts wußten: die Techniken der Laufglasuren, geflammten und Kristallglasuren. Liebevolle Vertiefung in Material und Feuerkunst war es, wissenschaftliches Forschen und Versuchen, verständnisvolles Studium der Erzeugnisse anderer Völker, was diesen

neuen Zweig geboren hat. Und wiederum regte die Freude an diesen Prachteffekten, diesen Flammen, diesen Perlen und Edelsteinen ähnlichen Farben und Gebilden, welche auf Steinzeug zu unlöslicher Einheit verschmelzen, den Künstler zu neuen Formen und Ornamenten an. Hier ging sowohl die Fachschule als auch mancher Fabrikant selbständig und eigenartig vor. Wohl stutzt der Besucher, dem die alte Steinzeugkunst groß und überwältigend in der Erinnerung steht, im Momente über dieses Neuartige und Zauberhafte, das sich ihm hier darbietet. Aber rasch befreundet er sich mit all dem Schönen und Brillanten, das ihm so in freier Beherrschung spielender Naturkräfte geboten wird. Und gerade dieses Ahnen der stärksten keramischen Künstler, der Feuerkräfte und der Molekularkräfte der Glasuren und Mineralien, ist es, was uns solche Keramiken beim Betrachten so wert macht. Es ist schade, daß die leuchtende und doch so vornehme Farbenpracht solcher Steinzeuge, die turmhoch über der Buntheit von Majolika und Steingut steht, in Abbildungen so gar nicht zum Ausdruck kommt.

Damit wollen wir unsere Wanderung durch die Steinzeugwerkstätten des Unterwesterwaldes schließen. Liebevolles Interesse des gesamten gebildeten deutschen Volkes sollte man erwecken für diese echte deutsche Kunst, die hier ringt und schafft und unermüdlich Neues und Schönes zu erzeugen sucht! Ihrem ferneren Blühen und Gedeihen gelten unsere besten Wünsche! Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie, ähnlich wie vor 300 Jahren, noch zu ausschlaggebender Bedeutung gelangt für die ganze künstlerische Kultur unseres Vaterlandes, und darüber hinaus für die der ganzen Welt.



Schloß Friedewalt, Fassadenmaske

Westerwaldstimmungen

Von Leo Sternberg

Waldpfad

Moosig ist der Weg . . Es knackt mein Tritt . .
Bis zur Erde floren Schleiertannen . .
Wie das Eichhorn übern Ast entglitt!
Klatschend streicht der Tauber hoch von dannen.
Kleines Vöglein zirpt sein kurz Gesetzchen.
Hummeln brummeln heim von Blütenkätzchen.
Eine Amsel schießt mit erzesschrillem
Werberufe noch dem Weibchen nach.
Aber dann hat alles seinen Willen.
Eine Glocke läutet aus . . Und nur der Bach
rieselt blinkend in die Wiesenweite,
wo ich staunend aus den Büschen schreite.

Abend

Schon ruft der Uhu dumpf . . .
Doch immer gurrt der wilde Tauber noch.
Im Erlgehölze, lotosrot,
verleuchtet eine Abendwolke . . .
Auf meinem Tannenhochsitz wird es kalt.
Die Rehe treten auf die Waldeswiese . . .
Ich gehe langsam durch die Felder heim,
geschlossne Anemonen in der Hand.
Von Baum zu Baum miauend streicht das Käuzchen mit . . .
In tiefrem Samt ergrünt die Saat,
die dunkelnde . . .

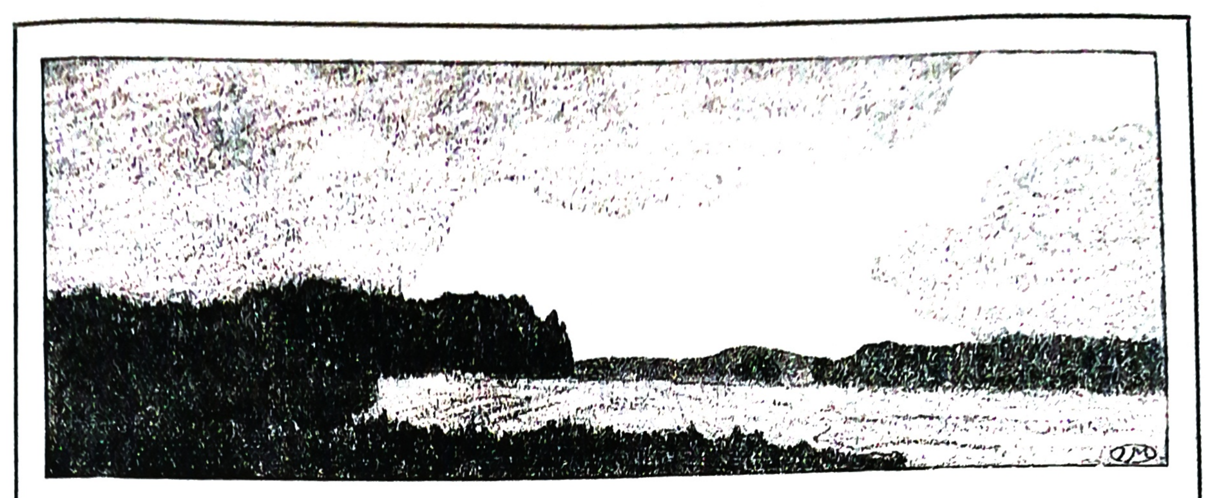
Verlassenheit

Wie Särge stehen auf dem Rand der Ferne
die schwarzen Wälderfetzen . . .
In eine weite, ausgestorbne Straße
hinunter leuchtet der verflorte Mond . . .
Zwei Totenkäuze geben sich
über die leere Ebene der Welt hinüber
traurige Antwort . . .

Und dennoch scheint ein Mond in diesen Raum!

Tafel XXX





Manskopf: Bei Breitscheid

„Die Bach hinab ..." Von Fritz Philippi

Als vor nunmehr zehn Jahren der Truckemüller von der kalten auf die warme Seite des Höllenkopfs herüberzog in die Truckemühle am Aubach, brachten es ihm damals seine neuen Nachbarn in Wildendorn ein ganzes Jahr lang zu Gehör, daß er aus einer Besenbinder- und Hungerleidergegend ausgezogen sei mitten ins gelobte Land hinein. Er war jetzt im Paradies daheim.

Dazumal gingen ihm die Wildendorner durch Haus und Stall, beschnupperten und besahen den neuen Truckemüller und was ihm zugehörte von vorn und hinten. Das mußte so sein und war ihr Recht. Denn die Wildendorner hatten seit alters die Heimat im Besitz, die erst dem Fremdling werden sollte als Geschenk von ihrer Hand, nämlich die gesamte Nachbarschaft, Erde, Himmel und Sonne, Hilfe und Beistand in allen Lebensumständen.

Nun bestand der Truckemüller damals die Probe. Er schien ein recht manierlicher, sparlicher Mann zu sein, der darauf sann, als Anfänger voranzukommen. Zwar hatte er noch Fehler, die er ablegen mußte im Wildendorner Himmelreich; vorweg seine Aussprache. Daß er statt Monat, wofür man wildendornisch Mond spricht, ein breites Män hinmachte, und für zwei nicht zwo sagte, sondern zwie.

Aber der Sprachfehler gab sich schon mit der Zeit. Das wollten sie hoffen und hatten ihm zugelacht.

Als sie nämlich fragten, wieviele Kinder der Truckemüller habe, schauten sie auf die strohgedeckte huckige Mühle, ob ihrer nicht zuviele seien, die mit dem Müller und seiner Frau dort Unterschlupf suchten.

„Zwie," antwortete der Truckemüller und setzte manierlich hinzu: „unn aans im Ranze", damit hindeutend auf die Leibesumstände seiner Frau und daß das zu erwartende dritte Kind einstweilen den Raum in der Hausung noch nicht verteure.

Solch rauh gebürstete Lebensart schätzten die Wildendorner gleichen Schlags mit der ihrigen und legten bereitwillig Hand an, dem Truckemüller beim Einzug beizustehen.

Und dann hatte alsbald Wildendorn die Arbeit aufgenommen, die das Land befahl. Alles ging seinen gewohnten Gang, und was die Mühle dazwischen bekam, mahlte sie klein. Sie redete wie ein immer waches Wesen mit Rumpeln, Schnurren und Schnaufen.

Sie hatte wieder einen Mann; einen, der so streng wie ein Feind die Arbeit anfaßte und sogar noch Sonntags verstohlen einen Nagel einschlug und den Zaun ausbesserte.

Zehn Jahre hatte die Mühle kleingemahlen in Tagen und Stunden. Nun hieß es: der Truckemüller mache nächstens die Bach hinab wie sein Vorgänger. — —

Alles, was den Aubach hinabtrieb, Eisschollen und Gestrüpp, tote Katzen oder Hunde, hat Halt und Boden verloren und hat sein Leben gehabt.

So „hielt" jetzt der Truckemüller.

Im Wirtshaus zu Wildendorn sagten sie's frei und öffentlich, und weil sie etwas Großes und Schweres sagten, nahmen sie den ganzen Körper zu Hilfe, um es richtig auszudrücken.

Der Gemeinderechner kehrte feierlich das Unterste seiner leeren Hand zu oberst. Unten nichts und oben nichts, nicht einmal der Rauch auf dem Schornstein gehörte dem Truckemüller zu eigen. Alles war dem Katzhäuser Mehljud verschrieben.

Der Wirt, der schebbe Hanjer, wollte auch dartun, was es bedeute, wenn ein gewachsener Mann mit Frau und Kind bei den Eulen im Wald und den Füchsen in der Hecke Unterstand suchen müsse. Er stieg auf eine Wirtsbank und sagte: Wenn der Truckemüller auf eine Bank steige, habe er auf der ganzen Welt nichts mehr zu suchen, nicht mehr fußbreit Grund und Boden.

Mehr konnte man nicht sagen.

Es war im Heumond. Alljährlich zur selben Zeit hielt die Mühle ein und stand still und stumm. Sie konnte keinen Rechen leiden.

Wenn ringsum der Rechen über die Wiese scharrte, verschlich sich der Aubach unter die schwarzen Steine und den breitblättrigen Huflattich. Die Sommerwolken schliefen unterwegs ein auf der Himmelsstraße, und bei dem leisen Schurren und Scharren des Rechens verstummte die Mühle und besann sich.

So schaute sie eben ihrem Mann nach, was der vorhabe. Der Truckemüller ging aus der Tür auf den Weg mit schweren Knien, als müsse er die Beine über Gewalt aus dem Land ziehen.

Der Mann ging um gut Wetter bitten. Er war ein Mensch, der ausging, um die Barmherzigkeit zu suchen und überall seinen Richter fand. Mit Recht!

Wer hat mit einem Säufer Mitleid? Der Truckemüller lebte zu arg dem Branntwein zu Gefallen, darum kam er um seine Sach'.

Jedermann im Dorf kann Bescheid geben und niemand verwundert's. Zwiefach sind die besonderen Sünden seit alters, die den Müllern ablauern und sie hindern, ins Himmelreich zu kommen, obwohl sie schon auf Erden in weißen Kleidern gehen. Zum ersten macht ihnen der Mehlstaub eine trockene Kehle, und obwohl sie Wassers die klare Menge nahe bei der Hand haben, mögen sie es nicht trinken, außer wenn es gebrannt ist. Ein Müller, der kein Säufer ist, ist an einem Schalttag geboren.

Zum andern ist's das Moltern, das die Seelen der Müller verdirbt. So ein Bauer seinen guten, vollwichtigen Sack Korn in die Mühle einstellt, ist ihm das Kreuz steif vor Arbeit; er hat das letzte Ährlein aus den Furchen aufgelesen und will nun sein Gewicht, seine Pfunde Mehl, wiederhaben. Nicht mehr Pfunde soll der Müller für sich aus dem Sack behalten und moltern, als ausgemacht ist.

Aber der Truckemüller griff über die Maßen in den Sack und log obendrein aus dem Hals, das Fehl an Pfunden habe die Fegmühle fortgeblasen als Dreck und Spreu. Der Bauer solle künftig reine Frucht bringen, sonst bringe der Müller die Pfunde nicht richtig heraus beim Mahlen.

Weil der Truckemüller ein Söffer und Dieb beim Moltern ist und ein Grobian dazu, kommt er in die Gemeinderechnerstube und findet seinen Richter: er soll sehen, daß er strack wird mit der Gemeindekasse!

Ein Haus weiter hat der Krämer denselben Richterspruch.

Und die Barmherzigkeit ist nirgend daheim.

An den Fingern kann man's herzählen, daß der Truckemüller ein abschreckendes Beispiel ist als Übertreter der heiligen zehn Gebote.

Ein Söffer heiligt den Namen Gottes nicht, und obwohl er seine Frau jährlich ins Kindbett bringt, schlägt er sie, als sei das Weib schuld und könne nicht genug Kindslast und Brustkinder haben. Letzthin bei der Taufe im Lenz hat der Truckemüller steif umgelegen vor der Stalltür, und als der Pfarrer über ihn hinwegstieg und sein Küster den Trunkenbold mit dem Fuß anstieß, kam er taumelnd in die Stube nach und fluchte ins Vaterunser hinein.

Seitdem konnte es ein Blinder mit dem Stock fühlen, daß es mit dem Truckemüller kein gutes Ende gab.

Man werde noch etwas mit ihm erleben.

Weiter: ist der Herr eine Volleule, muß es das Tier spüren. Darum sah die Fanny, der Müllergaul, zum Leuteerschrecken aus. Auf der Gasse hing er das Maul schlaff bis auf den Erdboden und suchte vergeblich den körnigen kurzen Hafer, der einem Pferd zukommt. Er bekam nur den „langen" Hafer, den mit der Peitsche. Alle Knochen standen ihm aus der Haut. Seine Rippen glichen Faßreifen, und an den Hüftknochen hing der Herr zeitlich seine Kappe auf.

Trotzdem durfte niemand auf den jämmerlichen Zustand seines Tieres nur hinspielen. Der Drieruffer Katzuff, wie hierzuland die vollgefressenen Metzger heißen, riet einmal spöttlingsweise dem Truckemüller, er solle seinen Heimweg nicht an den Tannen beim Höllkopf vorbei nehmen, dort säßen zuviel Raben, und wenn sie aufflögen, sei Gefahr, daß die Fanny mitfliege als Gespenst.

Kaum war ihm das Wort aus dem Mund heraus, da kehrte der Müller die Peitsche um und schlug mit dem Stiel zu, daß der Katzuff über Tisch und Bänke flüchtig ging. —

Man hat seine Christenpflicht beizeiten an dem Grobian getan. Es gibt wohltätige Einrichtungen in einem Land, wo die Volleulen nicht als notwendiges Übel geduldet werden.

Man hat den Truckemüller in den Wasserverein getan, schrieb seinen Namen in allen Wirtshäusern an bis in die Kreisstadt und verbot allen Wirten bei Strafe, ihm Bier und Branntwein auszuschenken. Klar Wasser soll ihn kurieren.

Mehr konnte man nicht tun. Außerdem war er nicht einmal „aus dem Dorf". Aber er schämte sich mitnichten. Zum Hohn auf alle Ehrsamkeit setzte er sich im Wirtshaus zu Wildendorn an den Tisch und zog die volle Schnapsflasche unterm Blaukittel hervor.

Das vergaß man ihm nicht! Alle Worte, die er dabei sprach, schrieben sich in das gute Gedächtnis der Gerechten als Ruchlosigkeit ein für den Tag des Gerichts.

Der Branntwein sei sein einziger Freund, der mache ihm eine andre Natur, daß ihm leicht und wohl werde, dieweil ihm die Welt sonst wie ein Berg auflag. Sein letzter Freund wärme ihn und mache ihn singen und bette ihn statt unter Dornen in ein Blumengärtlein.

Kein Mitleid mit solch einem!

Auch vor dem Katzhäuser Mehljud stand der Truckemüller und duckte sich mit den breiten Schultern.

Der Abraham hatte allenthalben Zinsleute, was man ihm an den schwarzen Tintenfingern absehen konnte. Und wer am tiefsten in seinem Buche steckte, war der Truckemüller.

Jeder muß leben auf der Welt und seinen Vorteil wahrnehmen, wo ihm ein Taler in den Sack rollen will. Darin sind die Juden und Christen einerlei Leute. Vielleicht, daß der Katzhäuser Mehljud hurtiger mit den Augen ist.

Der Abraham wischt vor dem Bettelmann die Tintenfinger an dem Stülpchen und spreizt sie auseinander wie Rabenfittiche.

Was kann er dazu, daß die großen Dampfmühlen die kleinen Bachmüller kaputt machen? Ist's den Wildendornern schicklicher, wenn der Katzhäuser Isaak wöchentlich mit zwei Gäulen ins Dorf kommt und zartes, weißes Mehl, prima Kuchenmehl, ablädt, muß der Vater Abraham den Isaak schicken und die Brotfrucht der Bauern aus Gefälligkeit in Kauf nehmen. Was ist zu machen?

Obendrein hat der Katzhäuser Geduld gehabt, länger als ein Christenmensch. Im zweiten Jahr schon, als der Truckemüller auf der Mühle saß und den Restkaufschilling nicht auf ein Brett bar hinzählen konnte, war ihm niemand gut als der Abraham. Denn warum: Aller Anfang ist schwer, und der Truckemüller hatte sich viel übernommen. Und in den kommenden Jahren bei Rotlaufseuche und Milzbrand unterm Vieh, immer war der Abraham da.

Der Abraham war ein braver Mann. Der Segen Gottes ist mit ihm gewesen, aber über einem Säufer ist der Fluch. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher.

Dem Truckemüller noch fürder Ausstand geben, hieße die Schlechtigkeit unterstützen. Nein!

Nun weiß der Schuldner sein Urteil und kann sich taumelnd über den Weg bringen, wohin er will.

Übermorgen ist Versteigerung. —

Als gegen Sonnenuntergang die Wildendorner Schutzhecke ihre dunkle Tannenmauer mit wehrhaften Spitzen und Türmlein auszackt in die Rotglut des Himmels hinein, hat die Mühle zwei Feueraugen und einen offenen Mund. Der Truckemüller kommt auf sie zu, und wo das Gelände ob dem Aubach einen Katzbuckel gegen den Himmel macht, steht er oben auf in der Luft und hat nur noch die Sohlen auf dem Land.

Die Mühle sinnt, was der Mann anfängt.

Horch, der Rechen scharrt und schurrt rings über den Wiesengrund.

Frohes Leben lädt die Wagen mit Heu und singt dazu.

Der Truckemüller ist ins Haus getreten. Rot brennt sein Haar und Bart und seine Fäuste sind geballt.

In der Mühle erhebt sich Kindergeschrei und eine gelle, zeternde Weibsstimme.

Wie ist ein arm Weib gestraft, das einen Säufer zum Mann hat!

Die Nacht kommt als großer, schwarzer Vogel und setzt sich aufs Dach der Truckemühle. Und alles ist still und hockt und sinnt nach den Sternen.

Morgen ist Versteigerung.

Da steht anderen Tages der Müller zwischen Haus und Stall, schwingt die Axt und hackt Holz.

Ein mannsstarker Mannskerl ist der Müller, erst anfangs Vierzig. Er wäre noch nicht zu alt, ein neues Leben anzufangen, wenn ihm einer sagte: so und so.

Während die Axt die Scheite zerkracht und der Brust des Mannes ein Hach und Hach entfährt, wäre es wohlgetan, wenn einer ein Wort im guten mit ihm spräche. Es wäre vonnöten, wenn die Mühle sich nicht länger an dem Rechen auf den Wiesen störte, sondern auf ihre wohlbekannte Weise anhübe, mit ihrem Mann Zwiesprache zu halten.

Am Ende meint er, er sei von allen verlassen.

Hat doch auch sein Weib drinnen geheult und gebelfert, sie mache sich mit den Kindern davon zu ihren Leuten, bevor er sie totschlage.

Hach! Hach! saust die Axt nieder.

Breitbeinig und breitmäulig kommt der Gemeinderechner zur Mühle. Wer die Hand am Gemeindesäckel hat, ist ein starker Mann, vor dessen Anblick sich die kecken Augen ducken wie Hunde.

Morgen ist Versteigerung!

Hach! Aus des Truckmüllers Faust entfährt die Axt, saust an des Gemeinderechners Kopf vorbei und kracht in die Stalltür.

Hui! Der Rechner hat sich geduckt, ist aschweiß geworden und hat die Beine unter den Arm genommen, so schnell er kann.

Er hat den Tod gesehn!

Eine kindlich runde Sommerwolke am Himmel und der Müller haben ihm mitsammen nachgelacht.

Aber die Mühle ist stumm geblieben. Nur im Stall stampfte ein Huf. —

Gegen Mittag fuhr der Truckemüller samt dem klapprigen Wagen davon.

Als die beiden Ältesten mitwollen, kehrt seine Hand sie rechts und links vom Brett zur Erde.

Der Wagen ist leer, und warum der Müller fortfährt, weiß niemand. Ob er es selber weiß?

In Hasselbach hat die Fanny auf der Gasse gestanden, hat erst eine Weile mit den Nüstern in den Staub geblasen. Die Sonne stach, und die Knie standen der Fanny krumm nach dem Erdboden. Am Ende wurde ihr die Zeit lang, und sie legte sich auf die Gasse in ihren eigenen Schatten.

Nun mußte geschehen, was nach der Meinung der mitleidigen Leute, die den Spruch aus ihrer Schulzeit noch im Kopf hatten: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs", längst hätte geschehen sollen.

Der Gendarm kam des Wegs mit der blinkenden Helmkappe und dem Säbel. Und was mit einem Gendarm kommt, als hätte er's um und an, heischt unweigerlichen Gehorsam, ehe das Wort aus dem Mund ist.



Honnef, Wandteppich der Pfarrkirche, 15. Jahrhundert

Hat nicht in der Katechismusstunde der Schulmeister die Gebote nach Luthers Erklärung durchgenommen: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten"! Als er abfrug: „Wen fürchtet ihr am meisten?" reckte sich des Truckemüllers Rotfuchs, bis er alle überstreckte und Bescheid gab: „Das ist der Herr Gendarm."

In solcher Gestalt ging der Gendarm um die Fanny rund herum und zog sein Buch heraus. Von ungefähr blieben die Leute stehen, rückten die Kappe und sahen auf die Fanny, als wollten sie den elenden Anblick aufessen. Der Truckemüller wurde herbeigerufen und erschien wie ein Mann, der seitlings die Schulter vorschiebt und dem die Kappe auf Sturm sitzt. Seine Augen brannten rot wie sein Bart.

Der Dorflump! Nun war das ordentliche Gericht versammelt.

Der Gendarm fragte mit der hochdeutschen Sprache, die ihn strenge schied von dem gemeinen Volk: „Warum füttern Sie ihr Pferd nicht besser?"

Das war Wildendorns Frage schon lange gewesen.

Der Trunkenbold warf Kopf und Hände auf und ließ seinen struppigen Rotbart wie einen Besen in die Luft stehen und gab das Widerwort: er füttere sein Tier regelmäßig, aber die Fanny sei schnaukig und alt dazu, und wenn sie keine Freßlust habe, könne er's ihr nicht unterm Schwanz einstopfen.

So redete er mit dem Herrn Gendarm. Alle Gesichter sahen auf die Helmkappe.

Die Obrigkeit wußte, was sie tat. Sie hob den Bleistift über ihrem Buch und schrieb ein, daß der Truckemüller künftig an keinem Tag mehr die Fanny als Zugtier benutze.

Heute war die Fanny zum letzten Male vorm Wagen.

Klirrend schritt die Helmkappe von dannen.

Gegen das Schicksal in Person sich zu sträuben, half nichts. Das mußte selbst der Müller mit seinem tollen Kopfe einsehen.

Er weigerte sich nicht, als der Lehrer hinzutrat und sich erbot, der Fanny gleich eins hinters Ohr zu knallen. Drüben hinter der Schutzhecke; der Kadaver konnte einstweilen liegen bleiben. Vielleicht überraschte der Lehrer dabei einen Fuchs. Das wäre gut.

Der Fanny wars recht. Sie half mit, soviel sie konnte, wieder auf die Beine zu kommen und folgte ihrem Herrn, der sein rauhes Hoih! Hoih! ertönen ließ.

Hinter der Schutzhecke hob der Schulmeister sein Gewehr auf. Die Fanny wandte noch einmal den Kopf und schnupperte nach der Hand ihres Herrn ...

Und dann waren Knall und Fall eins.

Aber der Truckemüller warf sich brüllend an die Erde. Niemand hatte einen solch wilden Ausbruch jähen Elends erwartet. Die Schulkinder liefen davon. Bald lag der Mann allein neben seinem toten Klepper und grub und grub mit den Händen, als wolle er für sich und sein Tier ein Grab schaufeln. Dabei schluchzte er in die Erde hinein eine ganze Weile in rauhen, gebrochenen Tönen, als rede er aus, was er keinem Menschen sagen könne.

Wie sich's dann zutrug? Ob die Beichte des Truckemüllers stundenlang währte, oder ob er geschlafen hat? Er erhob sich, als ein heftiger Gewitterregen auf ihn einschlug.

Nun schwieg er, und die Tannen zischten gegen den Sturm, und Blitze leuchteten dem Mann donnernd über den Weg. Keine Seele begegnete ihm.

Und die Mühle empfing ihn totenstill. Der Mann ging ins Haus. Nach einer Weile kam er wieder und hockte sich auf die Schwelle, beide Fäuste an den Schläfen.

Alle Stuben im Haus waren leer. Weib und Kinder hatten ihn verlassen.

Und morgen ist Versteigerung. Morgen vollendet sich, was lange beschlossen ist. Das Schicksal hat es so gewollt, hat von Anfang auf den Truckemüller so gedrückt, daß er vergeblich mit Schultern und Fäusten gegen die Last anging. Ein armer kleiner Bachmüller, der mit Schulden anfing! Da sagte das Schicksal schon nach dem ersten Jahr: du päckst es nicht! Und später, so oft er verschnaufen wollte: Was dir aufliegt, kann ein Mann nicht tragen; gar wenn er kein Glück hat.

Da war er lässig geworden und suchte auf Stunden zu vergessen. Und das Schicksal war ein guter Rechenmeister und borgte sich die Tintenfinger des Abraham und schrieb Schuld bei Schuld.

Schwarze Wolken trieben vor dem Wind und stöhnten auf ihrer dunklen Straße an spärlichen Sternlichtern vorbei.

Morgen ist Versteigerung.

Fern knallt ein Schuß. Ob der Schulmeister bei der Fanny einen Fuchs geschossen hat?

Es ist einerlei. Der Truckemüller steht auf. Er hat gegen niemand einen Zorn im Herzen, nicht gegen Weib und Kinder, nicht gegen die Nachbarschaft drüben, die ihre Dächer eng beieinander abscheidet gegen den Himmel.

Der Truckemüller ist stumm wie die Mühle. Warum sollte er Zorn haben?

Ihm fällt nur von ungefähr ein, was er tun muß, bevor morgen die Versteigerung kommt, weil's das Schicksal will und er's nicht vergessen soll.

Er geht ins Haus und kommt mit einem Schemel und einem Strick.

Im Türbalken ist ein starker Haken zu fühlen. Daran hat alle Jahre eine schwere Specksau gehangen; nur im letzten Herbst nicht, weil sie der Abraham aus dem Stall holte und forttrieb.

Der Haken ist gut und fest. Der Truckemüller besinnt sich nicht lange; er ist bedächtig wie bei einer notwendigen Arbeit. Er steigt auf den Schemel und hat mit dem Strick zu hantieren.

Der Nachthimmel hat sich indessen gelichtet. Die Wolken haben den weiten Himmelsplatz geleert, daß die Sterne schauen können, was unten auf der dunklen Erde geschieht.

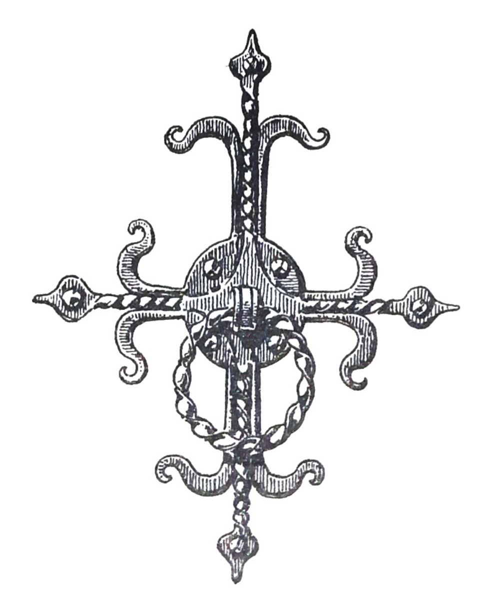
Horch, der Bach ist auch wach geworden, er hat wieder Wasser seit dem Gewitter.

Horch, will nicht auch die Mühle langsam anfangen, als ob sie zu sich käme mit dumpfem Gerumpel: ihr Mann soll das nicht tun?

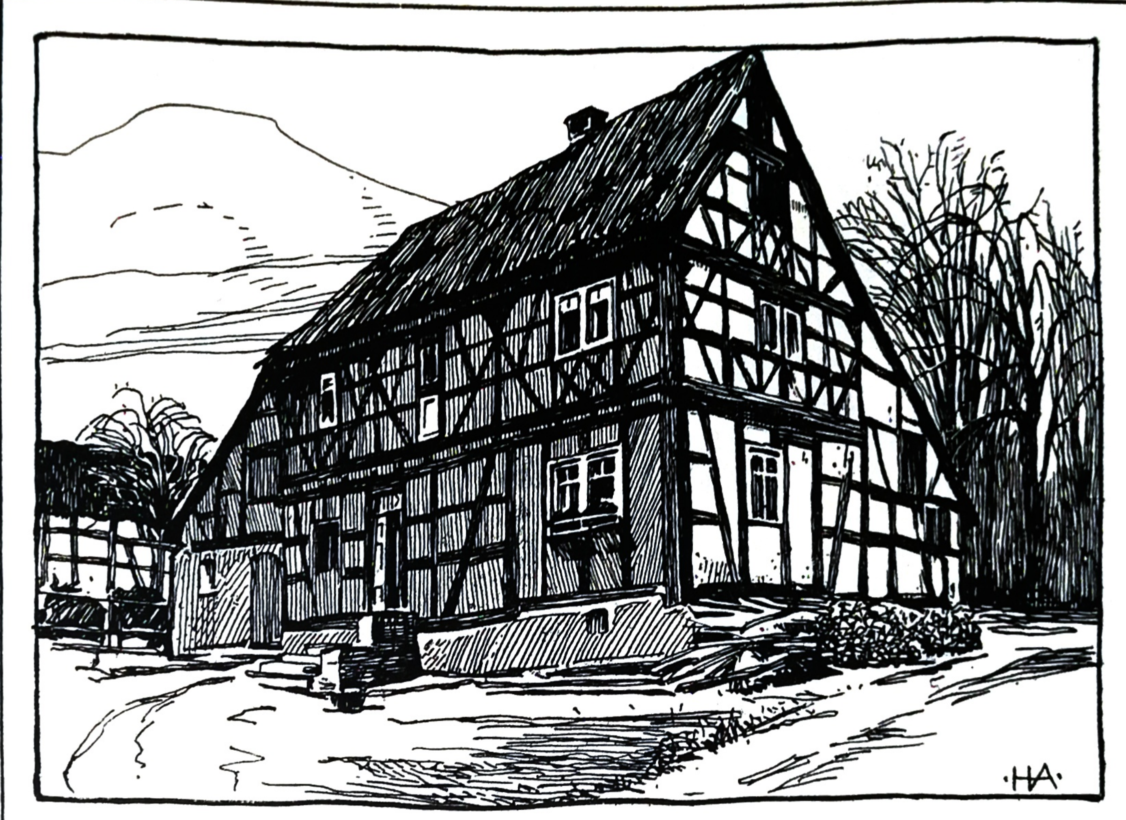
Dann ist's zu spät. Der Mann hat eben mit dem Fuß den Schemel fortgestoßen und hat nun nichts mehr auf der Welt zu suchen.

— — Mag die Mühle morgen, wenn sie will, den Leuten etwas sagen, der Nachbarschaft in Wildendorn und dem Katzhäuser Abraham.

Morgen, wenn alle beisammen sind zur Versteigerung und sie an dem Müller vorbei müssen in die Stube und drinnen der Hammer des Gerichts das Recht zuschlägt: zum ersten, zum zweiten und zum — dritten!



Türring der Pfarrkirche in Höhn



Aulmann, Haus in Niederelbert

Carmen Sylva Von Dr. Viktor Klemperer

Es war und ist vielleicht noch eine übliche Vorstellung des Deutschen, den Dichter in mehr oder minder heftigem Kampfe mit materieller Bedrängnis zu sehen. Allzu häufig heißt es in der Beschreibung eines Dichterlebens, die Notwendigkeit des Broterwerbes habe dem freien Schaffen Hemmungen bereitet. Da ist es besonders wertvoll, einmal die Gefahren zu betrachten, die einem Künstlerdasein aus der gegenteiligen Lage, aus dem Mangel jeglicher Hemmungen erwachsen können. Die Biographie* einer königlichen Dichterin, Elisabeths von Rumänien, ist in dieser Hinsicht besonders lehrreich. Nun könnte man freilich sagen, niemand sei weniger hemmungslos, zum mindesten freier künstlerischer Betätigung gegenüber, als ein Regierender. Aber was sonst für den Fürsten und doch auch die teilnehmende Fürstin an solchen Einengungen besteht — das hohe Maß verschiedenartigster Arbeit, die Unzahl gesellschaftlicher Verpflichtungen, die politische Rücksichtnahme —, das alles fiel bei der Königin von Rumänien zu einem sehr hohen Teile fort oder gestaltete sich so, daß es ihrer Natur gemäß war und also nicht als Fessel empfunden werden konnte, und so bedeutete für Carmen Sylva die Krone doch zumeist wohl jenes ausschließliche Vorrecht des Freiseins, das die Herrscher und Herrscherinnen des Märchens zu besitzen pflegen, ohne die tatsächlichen lästigen Verpflichtungen der Herrscherwürde mit in den Kauf nehmen zu müssen.

Man darf der Verfasserin der Biographie wohl in allen Punkten völligen Glauben schenken (soweit es sich nicht um rein ästhetische Urteile handelt). Denn einmal hat Mite Kremnitz jahrelang am rumänischen Hofe gelebt und manche Dichtung gemeinsam mit Carmen Sylva verfaßt, wodurch sie naturgemäß den tiefsten Einblick in das Wesen dieser Frau erhalten mußte. Sodann aber trägt das Buch in einer fast rührenden Weise den Stempel der Wahrhaftigkeit. Oft kommt ein Urteil besonders hart heraus, offenbar damit nur nicht parteiische Freundschaft in der Warmherzigkeit,

* „Carmen Sylva" von Mite Kremnitz, bei E. Haberland, Leipzig.

höfische Schmeichelei in dem manchmal höfischen Ton gefunden werde; und bisweilen wiederum reiht Mite Kremnitz eine solche Kette von Schroffheiten aneinander, daß sie, wohl in der Furcht, zu weit gegangen zu sein, aus tadelnden Prämissen merkwürdig liebevolle Schlüsse zieht. Man muß die aus so ehrenvoller Ursache, aus dem Wunsch nach Gerechtigkeit eben, entstandene Tonschwankung des Buches berücksichtigen. Hat man außerdem noch eine genügende Kenntnis der Carmen Sylvaschen Werke selber, so ergibt sich aus diesem Ganzen ein Lebensbild, das weitaus wertvoller sein dürfte als die einzelnen nicht immer zum reinen Kunstwerk gediehenen dichterischen Gemälde der vielseitigen und rastlosen Königin.

In Neuwied als Prinzessin Elisabeth zu Wied wurde die Dichterin am 29. Dezember 1843 geboren. Dem Rhein und dem Westerwalde hat sie sich immer verkettet gefühlt, an ihre Westerwälder Heimat dachte sie bei der Wahl ihres Dichternamens, in dem die grammatische Richtigkeit dem Wohlklang geopfert wurde. Waldgesang (Carmen sylvae), den sie ihrer Heimat abgelauscht, empfindet sie als Kern ihrer Begabung. In den „Märchen einer Königin", die sie, rumänische Sagenstoffe mit eigenen Phantasien und persönlichem Empfinden mischend, in etwas gezwungen kindlichem Ton für die Kinder ihres Königreichs schrieb, heißt es in dem Abschnitt „Carmen Sylva", der den „lieben Kinderlein" diesen Dichternamen erklärt: „Ich bin im Walde groß geworden, im schönsten Buchenwalde, der höher war als unser Schloß und so nahe, daß der Schatten der Bäume bis an unsere Schwelle fiel . . . Hier in Rumänien habe ich auch sehr schönen Wald, aber der ist sehr mit Tannen vermischt, da sind nicht die weiten Buchenhallen, wie ein gotischer Dom, wie sie am Rheine sind. . . . (Mein Name), der stammt doch wohl vom Rhein. Den hat mir der Wiedbach zugerauscht, oder wie man dort sagt: die Bach! Sogar mein Name Wied soll vom altdeutschen Witt herkommen und heißt Holz. Also bin ich des Holzes, des Waldes Kind, wenn es je eines gegeben hat!"

Es ist sehr merkwürdig, daß dieselbe Frau, die sich so deutsch und als Sängerin der deutschen Natur empfindet, kein völliges Gefühl dafür hatte, wie eng der Dichter mit seiner Muttersprache verwachsen ist. Sie hat den Satz verfochten, der Dichter könne seine Gedanken und Empfindungen in jeder Sprache ausdrücken, die er sich angeeignet habe, hat selber eine Reihe von Sprüchen in französischer Sprache veröffentlicht (Les pensées d'une reine). Es offenbart sich hierin das gleiche Streben nach Vielseitigkeit, nach einem möglichst universellen Umfassen, das der Dichterin auch den Pinsel in die Hand gab und das sie zur leidenschaftlichen Musikfreundin machte. Aber freilich nur ganz wenigen überragenden Geistern war es gegeben, das Vielerlei der Ausdehnung mit dem Viel der Bedeutung und Vertiefung zu vereinigen, und es ist einer jener mehr liebevollen als zutreffenden Schlüsse, wenn Mite Kremnitz, nachdem sie das Verhängnisvolle solcher Zersplitterungen aufgewiesen, begütigend meint, Carmen Sylva sei eben eine nach Totalität strebende Renaissance-Gestalt. Richtiger ist, was die Biographin zur entschuldigenden Erklärung dieses Umstandes anführt. Sie weist eben auf die Hemmungslosigkeit der unbeengten Fürstin hin und auf das maßlos übertreibende Lob, das die von Anbeginn nur produktiv, nicht aber kritisch Begabte gänzlich umnebelt und völlig unfähig gemacht habe, Geglücktes und Mißlungenes zu unterscheiden. „Wer nicht in der Atmosphäre eines Hofes gelebt hat, macht sich keine Vorstellung, wie stark, wie unaufhörlich, wie erfindungsreich die Schmeichelei ist, welches den Herrschaften tägliches Brot wird. Man ahnt nicht, was für Worte stündlich neu geprägt werden, um ihnen etwas Wohlgefälliges zu sagen. . . . Ein Fürst, der knapp zwei Sätze aneinanderfügen kann, wird zum Demosthenes gestempelt, jede einfache Bewegung ist klassisch, jede Regung holdselig, jeder Einfall göttlich." Wenn man sich diesen Ausspruch gegenwärtig hält, wird man eine in Carmen Sylvas Büchern immer wieder auftauchende Tatsache verständlich finden. Es steht dort fast in jedem Augenblick neben dem Tiefen das Banale, neben dem wahrhaft Schönen und Dichterischen das Geschmacklose. Und man wird sie dann trotz mancher Verirrung als Dichterin anerkennen, indem man sich sagt, ihr anmutiges Talent habe unter der Fessellosigkeit gelitten, wie manches andere Talent, dem die Unverwüstlichkeit des Genies abging, in den Ketten der Not zu Schaden kam. —



Gemälde von Barthel Bruyn. Rhoendorf, Sammlung Merkens

Im Elternhause hatte das Kind von früh auf geistige, freilich nicht nur gesunde Anregungen. Ihr Vater, Fürst Hermann, beschäftigte sich eifrig auf dem Grenzgebiet zwischen Philosophie und Spiritismus, doch nie unter Befehdung des kirchlichen Christentums. Von dieser Geistesrichtung hat seine Tochter viel überkommen, meist ist ein starkes Christentum in ihren Werken spürbar (sogar einen Predigt= und Andachtsband: „Seelengespräche" hat sie veröffentlicht); Ausflüge in andere philosophische und religiöse Systeme konnte sie bei ihrem beweglichen Wesen mehrfach unternehmen, ohne sich zu verlieren, und nur eine Verkettung mit dem Spiritismus wurde ihr — der Königin mehr als der Dichterin — in späteren Jahren für einige Zeit unheilvoll. Eine edle Leiterin und Freundin hatte das Kind an seiner Mutter. Später, als ihr Vater tot und sie selber schon Fürstin war, steigerte sich Carmen Sylvas Liebe zu ihrer getreuen Mutter ins Schwärmerische und Grenzenlose. Ein Gedicht der Königin, das die Freude über einen mütterlichen Besuch ausdrückt, könnte mit seinen Jubeltönen ebensogut das Entzücken des Bräutigams singen, der der Geliebten entgegensieht. Den größten Einfluß auf Carmen Sylvas Jugend hatte aber ein jüngerer Bruder, der 1850 krank zur Welt kam und fast andauernd furchtbar leiden mußte, ehe er, zwölfjährig, durch den Tod Erlösung fand. Dabei zeigte der unglückliche Knabe sehr zeitig große Gaben des Geistes und der Seele, so daß er ein rechtes Märtyrerleben führte. Begreiflicherweise war der Schmerzenssohn zugleich das Lieblingskind der Fürstin, und so lernte denn Carmen Sylva früh durch Anschauung die Stärke, die Leidensfähigkeit und das Heilige der Mutterliebe kennen. Als die Königin dann später selber den Verlust eines Kindes, und gar des einzigen, zu beklagen hatte, mögen diese beiden Eindrücke ineinandergeschmolzen sein, und Mütterlichkeit wurde in Vers und Prosa ihr bedeutendstes, ja vielleicht ihr einzig bedeutendes Thema.

Zu dieser Ausschließlichkeit trug wohl entscheidend bei, daß Carmen Sylva von Anbeginn eine in hohem Maße unerotische Natur war. Wohl hatte das schöne Mädchen eine Jugendliebe, aber sie überwand es unschwer, daß der heimlich Geliebte ihre Neigung nicht erwiderte. Rasch und gern nahm sie 1869 die Hand an, die ihr Carol von Rumänien bot. Liebe im üblichen Sinne spielte dabei keine Rolle. „Prinzessin Elisabeth (schreibt Mite Kremnitz) hatte ihrem Verlobten gesagt, sie sei so demütig stolz, von ihm erwählt zu sein. Und diese Stimmung, ein Gemisch von Stolz und Demut, charakterisiert ihre ganze Brautzeit. Ihr Traum hatte sich erfüllt. Ein wunderbarer Beruf war ihr verliehen, ein unabsehbares Feld der Betätigung eröffnet worden, und das an der Seite eines edlen Mannes." Als die junge Fürstin dann nach Rumänien kam, begegnete sie in ihrer Umgebung manchem peinlichen Verhältnis: man nahm es in der vornehmen rumänischen Gesellschaft im allgemeinen weder mit der Reinheit der Ehe noch mit der Sittenreinheit überhaupt allzu genau. Und da nun die in strengen Anschauungen Erzogene aus ihrer eigenen Natur heraus keinen Milderungsgrund für solche Verfehlungen finden konnte, wurde sie durch das Geschehene in ihrer Abneigung gegen alle Erotik aufs äußerste bestärkt. So schrieb sie:

Olympisch

Wer sich will für göttlich halten,
Nimmt die Liebe zum Paniere,
Und, beherrscht von Urgewalten,
Glaubt er stolz, daß er regiere.

Und bei mondscheinsüßen Nächten,
Stelldichein, im Kampf, Turniere,
Vielbesungnen Liebesmächten,
Gleicht er jedem, jedem Tiere.

Sehr zweifelhaft wie die Form dieser Verse ist die Wahrheit ihres Inhaltes. Sie drücken zum mindesten einen Gefühlsmangel aus, dessen ganzes (und wie sich ergeben wird, doppeltes) Verhängnis später in Carmen Sylvas Prosaschriften zutage trat.

Dennoch könnte es gewagt erscheinen, Mütterlichkeit das fast einzige Thema Carmen Sylvas zu nennen. Wenn man des „wunderbaren Berufes" mit dem „unabsehbaren Feld der Betätigung" gedenkt, nach dem sie sich gesehnt und das ihr zuteil geworden — wieviel Frucht konnte einer Dichterin

hieraus erwachsen! Aber wer solche Ernte gewinnen wollte, mußte auch ernstlich den Boden bestellen, und das war wohl niemals die Sache dieser Herrscherin. Sie hat ihre Würde von Anbeginn als ein Märchenhaftes betrachtet und sie mit liebenswürdiger Anmut als ein romantisches Geschenk getragen. Wohl stürzte sich ihr lebhaftes Wesen gern auch einmal auf allgemeine Angelegenheiten, sofern sie wohltätiger, erzieherischer Natur waren, aber es handelte sich dabei doch immer nur um ein kürzeres Dilettieren, sei es in Dingen der Schule oder der Krankenpflege. Dauernd wohl fühlte sich Carmen Sylva nur im Künstlerischen und Romantischen, mit dem sie sich immerfort zu umgeben wußte. Die eigenartig bunte Tracht des rumänischen Landes war ihr vertrauter und interessierte sie mehr als die eigentlichen Lebensfragen des Landes. Mite Kremnitz erzählt, Carmen Sylva habe nie „Zeitungen gelesen, sich weder um Presse noch Politik gekümmert", nur „Karikaturen, die sie persönlich betrafen", seien ihr meist im geschlossenen Kuvert übersandt worden. Gewiß machte der russisch-türkische Krieg, in dem Rumänien eine ruhmreiche Rolle zufiel, auf Carmen Sylva einen bedeutenden Eindruck, und ebenso war es ihr gar nicht gleichgültig, daß sie im Frühjahr 1881 aus einer Fürstin zur Königin wurde. Aber sie sah doch diese Dinge mit Kinderblick — „es sagte ihrem poetischen Gemüte zu, denn im Märchen spielen Königinnen immer die Hauptrolle". So suchte sie auch im Krönungszug den Eindruck des Märchenhaften zu erwecken. Ihr Wagen schien nur aus Blumen gewunden zu sein . . . über ihm schwebte eine Krone . . . der Bock war zu einem großen Blumenkorbe umgewandelt, und das Ganze wirkte, „wie wenn Titania in einer Feerie durch die Lüfte schwebt". Blumen, malerische Landschaften und Gemächer, dazu eine Schar von jungen Mädchen, und in solcher Umgebung eifrigste Kunstpflege, Dichten, Malen, Musizieren, Vorlesen, Übersetzen, Anregen, Diskutieren — das ist das fürstliche Leben in Schönheit, das Carmen Sylva immer geliebt hat. Sie nennt die Summe solcher Unterhaltungen Arbeit, es war aber doch oft genug nur ein Spielen, und fast alle Werke der Dichterin tragen deutliche Spuren davon, daß ihre Verfasserin der ruhig ausdauernden, bessernden und feilenden Arbeit unfähig ist.

Carmen Sylvas ganzer Lebenswert konzentrierte sich in den ersten Jahren ihrer Ehe auf eines: auf das Kind, und in diesem Punkte wurde sie unglücklich. Sie hatte sich leidenschaftlich eine große Anzahl von Söhnen und Töchtern gewünscht — kinderlose Frauen erschienen ihr als unvollkommene, ja niedrige Geschöpfe —, und nur ein Kind wurde ihr geschenkt, und dieses eine verlor sie nach wenigen Jahren. Das war das größte und echteste Leid in ihrem Leben, und so wurde denn dieses erlebte Schicksal auch für ihr Dichten besonders bedeutend. Ja ganz als Dichterin sich zu fühlen begann Carmen Sylva doch wohl erst nach dem Tode der kleinen Prinzessin, die 1873 dreijährig einem Scharlachfieber erlegen war. Bisher hatte die Fürstin nur in gelegentlicher Lyrik ihrem Herzen Luft gemacht, jetzt, in der großen Leere, und da ihr neue Mutterschaft nicht beschieden war, begann sie das dichterische Hervorbringen als Trost, als Ausfüllung, als Surrogat für tatsächlich wertvolles Leben zu betrachten. So erweiterte sich nun bald der Kreis der Dichterin. Mite Kremnitz verzeichnet für den Sommer 1875 die erste Prosa, und Carmen Sylva ist in der Folge keiner Dichtungsart ferngeblieben, hat sich in Märchen und Novelle, Roman und Drama versucht.

Wenn nun die Biographie einmal behauptet, Carmen Sylvas dichterische Bedeutung sei doch zum größten Teil in ihrer Lyrik zu suchen, so möchte ich dem nicht ganz beipflichten. Mir scheint Gutes und Mißlungenes auf alle Dichtungsarten der zugleich Rastlosen und Trägen gleichmäßig verteilt. In ihren Versen ist manches schlichte, unmittelbar vom Herzen kommende Stück liebenswert, und besondere Empfindung verschönt die mütterlichen Gedichte. Sie schildert das kleine Mädchen, das, kaum „aus dem Ei gekrochen", im Puppenspiel schon ihren Mutterinstinkt betätigt.

Wie meine Mutter bin ich bald,
Die hat auch viele Kinder;
Ach! wär ich doch wie sie so alt,
Dann hätt ich sie geschwinder!

Sie preist das Heldentum der Kinderfrau, „die unterm Mutterjoche geht, doch ohne Mutterrechte“:

In Strömen fließt die Zärtlichkeit
Von ihr zu fremden Kindern,
Ein reicher Schatz, der stets bereit
Zum Schützen, Helfen, Lindern.
. . . .
Und wenn vorbei die Ängste sind,
So wird es ihr genommen,
So muß ihr teures Herzenskind
In fremde Hände kommen.

Dazu tritt dann erschütternd das Wühlen in dem eigenen Verlust, die Sehnsucht nach dem verlorenen Besitz. Eine schöne Hingabe an die Natur gesellt sich zu solcher Mütterlichkeit. In späteren Zeiten der Bitterkeit schrieb sie:

Die Tröster

Ich will dir was sagen! sprach der Wald,
Nicht war es der Mühe wert,
Zu zagen, zu klagen, brach ist bald
Dein Hirn, und dein Herz geleert.
. . . .
Ich will dir was sagen! lacht der Baum,
Geh du zur Ruh;
Du hast es getragen, Nacht und Traum
Deckt alles zu!

und getrösteter meint sie in stark pantheistischer Färbung:

Wenn ich bei meinem Begräbnis bin,
Dann will ich in Lindenwipfeln
Lobsingend wehen her und hin
Und lächeln von allen Gipfeln.

Und solche Freude durchbebt die Luft,
Daß stille wird jeglich Weinen,
Daß aus der Tiefe der dunklen Gruft
Die Blumen beginnen zu scheinen.

Wie aber doch hier wohl die Form zu wünschen übrig läßt, so sind Härten und Stillosigkeiten oft in Carmen Sylvas Versen zu verzeichnen und machen sich am peinlichsten bemerkbar, wenn die Dichterin zu den schlichten Themen anspruchsvollere fügt. Dann geschieht es oft, daß ihre philosophische Tiefe nur eine scheinbare ist und daß Unklarheit und Trivialität unter prätentiösen Worten verborgen liegen.

Die gleichen Fehler der gelegentlichen Kritik- und Stillosigkeit weisen auch die objektiven Dichtungen Carmen Sylvas auf, und insofern hat Mite Kremnitz recht, der Lyrik den Vorzug zu geben, als jenen anderen Schöpfungen auch noch anderweitige Mängel anhaften. Einmal: Carmen Sylva ist keine Psychologin. Wenn sie in einem Sonett „Menschenunkenntnis“ erklärt:

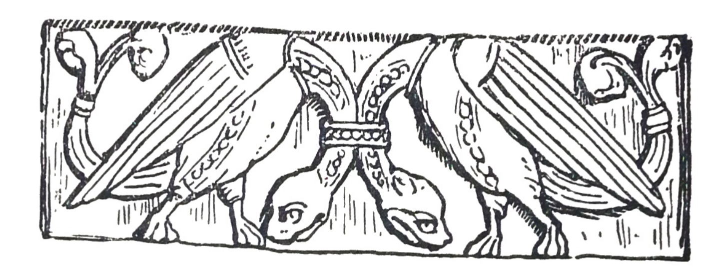
In seiner Einsamkeit und Stille
Ruht jeder sphinxgleich, sein Gesicht
Ein Rätsel, schwach ist deine Brille —

so gilt das doch wohl nur von ihrer eigenen Sehkraft; denn manches andere unbebrillte Dichterauge hat bis in die letzten Herzenswinkel des Nebenmenschen zu blicken gewußt. Carmen Sylva schildert zumeist nur den schwarzen und den weißen Charakter, das Ineinander von Gut und Schlecht, die feineren Farbenstufungen gelingen ihr fast niemals. Zu entschuldigen ist sie hier wieder durch ihre

Stellung: nackte Menschlichkeit wird sich ihr kaum dargeboten haben, und durch Masken und Kostüme vermochte ihr Blick eben nur selten durchzudringen. Ein weiterer Nachteil und, wie schon gesagt, ein doppelter, liegt in jenem Fehlen des erotischen Verständnisses. Die Dichterin braucht viel Liebesleidenschaft im Gefüge ihrer Schöpfungen, und da sie dies erotische Element nicht dichtet, sondern konstruiert, so ergibt sich eben oft genug etwas Übertriebenes und Gemachtes. Und anderseits gibt dieser Verständnismangel manchem Bilde junger Ehen etwas Peinliches. Was von der Dichterin sicherlich sehr rein gedacht war, wirkt bisweilen geradezu unsauber. Die junge Gattin fühlt sich fremd an der Seite des Mannes, dessen Verlangen für sie etwas Beleidigendes bedeutet — in solchen Carmen Sylva geläufigen Vorstellungen liegt viel Häßliches. Ein wahres Musterbuch all der erwähnten Mängel bedeutet „Astra", einer der Romane, an denen Mite Kremnitz mitgearbeitet hat.

Wenn dennoch auch in den nicht lyrischen Schöpfungen Carmen Sylvas mancherlei Schönes zu finden ist, so liegt das einmal an ihrer starken Phantasie — sie hat immer etwas zu erzählen und erzählt häufig mit Anmut — und sodann und vor allem wieder an ihrer Mütterlichkeit. So oft sie zu diesem Thema gelangt, hebt sie sich empor, und irgendwie gelangt sie immer zu ihm. Mite Kremnitz tadelt mit größter Schroffheit den Roman „Deficit", und doch ist dieses Werk für Carmen Sylva vielleicht das bezeichnendste und also ebenso reich an Schönem wie an Mißlungenem. Die höchst romantische Geschichte spielt im industriellen England, und Bardengesang und Hexentollheit und die Gabe des zweiten Gesichts vertragen sich absonderlich gut mit modernem Bergbau und sonstigen modernen Einrichtungen. Und der Sohn, der seine törichte Mutter zu Tode quält, ist ein so unglaublich schrecklicher Bösewicht — Lügner, Dieb, Verführer, Schänder, Folterknecht —, daß man bei seinen Freveltaten nicht immer ernst zu bleiben vermag. Aber wie sehr hat es Carmen Sylva verstanden, trotz all dieser Mißgriffe ihr mütterliches Thema in mehrfacher Variation ergreifend zu gestalten. Man mag manchmal über die grenzenlose Verblendung und Begriffsverwirrung der unglücklichen Heldin den Kopf schütteln, so wird man nie vom Mitleid für die Dulderin freigelassen. Und gesunde Mütterlichkeit lernt man in der stolzen, blühenden Gattin des Vikars kennen. Und rührendes Vorsorgen in Una, die sterbend ihren Bräutigam mit der Schwester zu verloben strebt. Und Naturkraft in Temorah, die das von Tom erzeugte Kind trotz der Schande und trotz ihres Hasses gegen den Vater großziehen will. An dieser Geburtsszene lernt man auch, daß Carmen Sylva, was man bei ihrem Mangel an Erotik vermuten könnte, keineswegs prüde war. Ein Naturalist hätte das auch nicht anders beschreiben können. Es kam ihr eben gar nicht in den Sinn, daß irgendein mit dem Mutterthema Zusammenhängendes gewagt sein könne ....

Carmen Sylva ist nicht die große Denkerin und Künstlerin, für die sie sich, von höfischer Schmeichelei verblendet, manchmal zu ihrem Schaden hielt. Aber sie fand aus jeder Verirrung zu ihrem bescheidenen Felde im eigentlichen Dichterlande zurück. Ihre Mütterlichkeit führte sie.



Siegburg, Romanische Elfenbeinschnitzerei



Bronzetürschild zu Dietkirchen

Westerwälder Humor Von R. Büchting

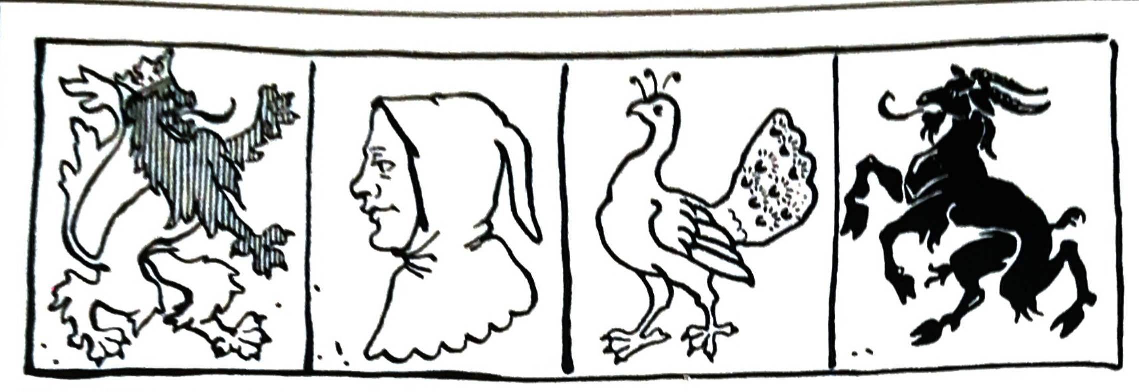
Frühling ward's unten in den Tälern. Der Ginster steckte allen Hügeln goldne Büsche auf, mit Gold bestäubt schienen die beblümten Wiesen und von den Buchen am Bergeshang floß der sonnendurchschimmerte Schleier des zartesten Maigrüns. Überall, wohin das Auge sah, Gold und wieder Gold! Es war, als ob die Natur die auri sacra fames der Menschen einmal gründlich sättigen wollte, allerdings auf andere Weise, als die meisten es sich wünschen. Und doch ist es das schönste Gold, das Gold, das ohne Besitz beglückt und die Brust in lungendehnenden Atemzügen schwellen läßt. . . .

Langsam klettert der Eisenbahnzug den Südabhang des Westerwaldes hinauf, von Limburg über Hadamar und Westerburg zur höchsten Terrasse des Gebirges. „Ach — helft — mir — doch, ach — helft — mir — doch", ächzt die Lokomotive in stoßweisem Keuchen bis zum Scheitelpunkte hinter Rennerod bei Rehe, um dann wieder bergab zu eilen nach Herborn, begleitet von dem lustigen, taktmäßigen Geklapper der Räder: „Mir han's gepackt, mir han's gepackt."

Da oben im hohen Westerwalde lacht zwar die Sonne noch heller als drunten, aber die Luft ist kalt und vom Nahen des Frühlings wenig zu spüren. Ein farbloses Grau breitet sich noch über die weiten Wiesen- und Weideflächen aus; die Blätterknospen im Walde getrauen sich noch nicht, ihre braunen Hüllen zu sprengen, und nur am weidenvermummten Hochlandbache geht hier und da leuchtend das Lichtlein eines Blütenkätzchens auf. Weit wird hier der Blick, der Himmel näher und blauer. Man glaubt oben auf der Erdkugel zu stehen, so sieht man nach allen Seiten hinab zum Horizonte, der sich unendlich dehnt und auch die Gedanken ins Unendliche richtet.

Das ist die Gegend, wo „die Kirschen erst im zweiten Jahre reif werden, wenn man sie nach dem ersten Jahre auf die andere Seite gedreht hat". Wahr ist's, ein langer Winter herrscht hier, und doppelt schwer, aber auch doppelt so großartig treten hier im Hochsommer über den niedrigen gewölbten Kuppen die Gewalten des luftreinigenden Gewitters auf. Dann ist es bei dem lohenden Scheine der Blitze und dem Dröhnen der Donnerschläge, als ob sich der dem Feuer der Urwelt entstiegene Basalt seiner Herkunft erinnert hätte und wieder mitspielte im wilden Tanze der entfesselten Naturgewalten.

Das Geschlecht, welches dauernd hier wohnt, ist rauh wie seine Heimat; früh hält das Klima scharfe Auslese. „Auf dem Westerwalde muß man haben: eine starke Brust, gesunde Lungen und einen guten Magen." Aber was gesund ist und überdauert, das erreicht in körperlicher und geistiger



Wappen Westerwälder Geschlechter

Frische hohe Jahre, denen die alltäglichen Krankheiten und das Alter nicht viel anhaben können. „Wer lange hustet, lebt lange“, tröstet man sich, wenn Erkältung und Husten den Körper durchschütteln, und „im Westerwalde fängt das Alter erst an, wenn die 8 vorn steht“.

Harte Arbeit wird hier vom Menschen verlangt, und in manchem Winter sind ganze Dörfer tagelang von dem Verkehr mit Nachbarorten, von Arzt und Apotheke abgeschnitten, wenn „der Woast“ über das Gebirge zieht, wenn „es jeigt“ und den Schnee auf den Straßen zusammentreibt, daß weder Weg noch Steg zu sehen ist. Deshalb wird doch nicht verzagt, und gerade diese Zeiten sind es, die dem Westerwälder seinen goldenen Humor geben. Wer da nur flüchtig die Berge durchstreift, der sieht vielleicht nur sorgenfaltige Gesichter rauher Gestalten. Nur wer länger mit den Westerwäldern lebt und arbeitet, wer frohe Zeiten und Trauer mit ihnen teilt, wer sich durch die Knorren und Knasten des inneren und äußeren Menschen nicht abschrecken läßt, schaut in ihre Gemütstiefen und erfährt, daß ihnen ein urwüchsiger Humor über die vielen kleinen und großen Mühseligkeiten des Lebens herüberhilft, jener Humor, der ein Überschuß von Kraft, aus der Fülle des Gemütes heraus Unliebsames belächelt, ohne bitter zu werden.

Hier findet man unter den Menschen noch die alten „Originale“, diese individuellen Typen, die von den Geschöpfen der alles nivellierenden Neuzeit sich wohltuend abheben wie naturwüchsige Bäume von scherenglatt geschnittenen Buchsbaumhecken. Hart sind hier die Köpfe der Bauern, aber eine Fülle des Interessanten bringen sie für den, der sie zu verstehen weiß.

So ein echter Westerwälder weiß selbst mit dem Teufel fertig zu werden. Dem hatte ein Schmied gegen eine Tonne Goldes seine Seele verwettet, wenn jener erraten könne, was er für ein Instrument zu schmieden im Begriffe sei. Der Schmied hatte ein Eisen mit zwei spitzen Zinken im Feuer liegen, das er mit der Zange unter den Hammer brachte. „Eine Heugabel wird's“, triumphierte der Teufel. „Dumm Oos“ — antwortete der Schmied — „ein' Karst gibt's“, schlug die Zinken krumm und hatte gewonnen.

Scharf sind die Augen und scharf beobachten sie an andern jede Eigentümlichkeit. Daher kommt's, daß wohl jeder in jener Gegend seinen Spitznamen hat, der keinen Zweifel darüber läßt, wer gemeint ist. Als ich einst in Gegenwart eines Bürgermeisters, dem meine etwas kräftig geratene Handschrift wohl bekannt war, die Feder zum Schreiben ansetzte, bekam ich die erstaunte Frage zu hören: „Ei, Härr Landroat, könne Sie dann mit der Fedder schreiwe? Eich moant, Sie schriwwe mit em Hölzche.“

Westerwälder Humor gegenüber heißt es, selbst Humor zeigen, auch auf die Gefahr hin, bei Instanzen, die keinen Spaß verstehen, einmal anzuecken — wie der Forstmeister, der von der nassauischen Regierung beauftragt war, die Eichenstruther zur Annahme eines behördlichen Ersuchens, das sie abgelehnt hatten, „zu persuadieren“ und antwortete: „Ich will lieber einen Brummelochsen Feldhühner apportieren lehren, denn die Eichenstruther zur Annahme eines Ersuchens persuadieren“; oder wie der Pfarrer, der seinen Urlaub um einen Tag überschritten hatte und vom Generalvikariat zur Rechtfertigung aufgefordert wurde in einer Verfügung, die mit den Worten



Turm: Westerwälder Bauer. Im Besitze des Herrn Reg.-Präs. Büchting, Liegnitz

begann: „Zu unserer höchlichsten Verwunderung haben wir vernommen usw." „Betrifft: höchlichste Verwunderung des Generalvikariats" — setzte er als Rubrum vor den Entschuldigungsbericht.

Recht hatte auch der humorvolle Bürgermeister, der mir über ein im Juli stattgehabtes Schadenfeuer schrieb: „Das Feuer brach um 4 Uhr morgens im Hause des Nachtwächters aus, der infolge treuer Pflichterfüllung im Bette lag und schlief." Auf dem Lande brauchen die Nachtwächter nämlich nur bis 3 Uhr morgens Dienst zu tun und holen dann den Schlaf zu einer Zeit nach, zu welcher andere Bauern bereits an ihre Arbeit gehen.

Dieser Humor dehnt sich auch auf Ausdrücke für die den Westerwälder umgebende Welt aus. Von armen Gemeinden, deren kleine Gemarkung mit Basaltbrocken übersät ist, als wären sie vom Himmel gehagelt, heißt es, sie seien „steinreich". Abgelegene Wiesen, um deren Instandhaltung sich der Bauer nicht kümmert, heißen „Himmelswiesen", weil es dem Himmel überlassen bleibt, sie zu wässern und zu düngen. Die einzige Arbeit, die auf ihnen verrichtet wird, ist das Mähen und Ernten; daher: „Der Himmelswiese sagt der Bauer mit der Sense guten Tag und mit dem Rechen gute Nacht."

Selbst vor gekrönten Häuptern schreckt dieser Humor nicht zurück. Als der Herzog von Nassau einst inkognito und ohne Gefolge zur Jagd durch den Westerwald fuhr, stieg er zum Frühstück in dem einfachen Gasthause eines kleinen Westerwälder Dorfes ab. Die Wirtsfrau hatte ihn aber doch erkannt und forderte, als es zur Bezahlung ging, für jedes gesottene Ei einen Gulden. „Ei, Frau, sind die Eier hier so rar?" fragte der Herzog, worauf die Wirtsfrau schlagfertig erwiderte: „Oh na, die Eier sin hier nit rar, awwer die Herzög'."

Oft ist der Westerwälder Humor und mit ihm der Westerwälder verkannt worden. Gibt es doch heute noch manche Gegend im weiten lieben deutschen Vaterlande, wo man außer der obenerwähnten Geschichte von den Kirschen nichts vom Westerwalde weiß. Nur denen erschließt er sich, die für ungebrochene Kraft, knorrigen Humor, herbe Schönheit und — intime Reize Verständnis mitbringen. Solche aber werden sich bei dem markverzehrenden Hasten unsrer Großstädte und dicht besiedelten Industriegegenden freuen, daß es noch Gegenden gibt in Deutschland, die wie der Westerwald ein Jungbrunnen des Volkstums sind.



Hadamar, Motiv einer Gußplatte

Verlorene Dörfer

Von Leo Sternberg

... Und der Eisriese zog sich zurück in den Westerwald.
Hoch schloß der Schnee die Bauerntüren bald.

Zwölf Mönche klommen hinauf, das Berghospiz zu baun —
Eine Eiskirche war's; sie stiegen wieder hinab in wärmere Gaun ...

Zäh ist der Bauer, und Dorf weitab von Dorf
liegt in den Bergessätteln — in Steinwall und Flechtenschorf.

Doch ihre tannenen Schutzhecken brachen Wetter und Wind;
die Dörfer schwanden, und es weiß kein Mensch, wo sie sind.

Das moosgrüne Strohdach drückte die Schneelast ein ...
Sie wanderten barfuß in die Welt hinein.

Nur einer lebte noch droben, der wollte nicht hinab —
da kam mit Schellen am Schlitten der Tod und holte ihn ab.

Die Kuh im Stalle riß sich los und lief
hinter dem Schlitten mit in die Berge tief .....

Im Schnee begraben das entseelte Haus
— aber mitternachts glühn alabasterne Fenster heraus.

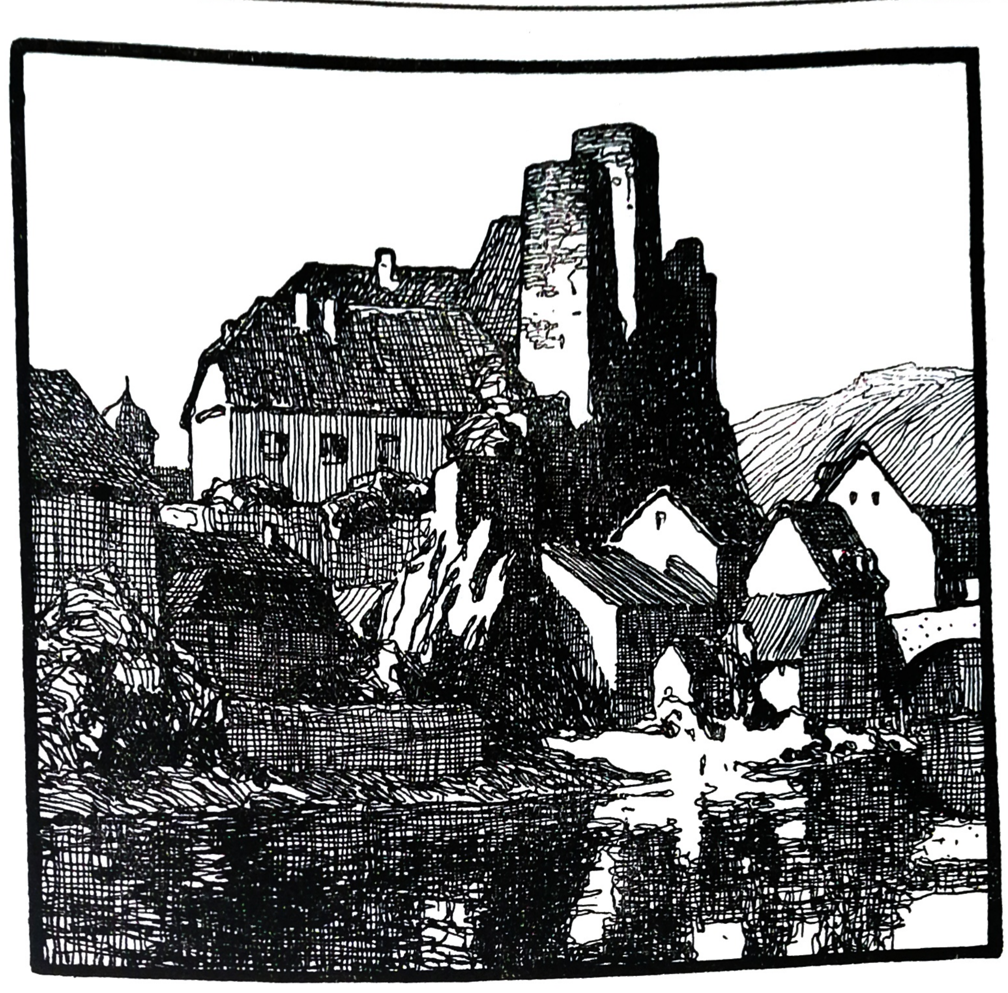
Der Kauz, der dagegen flattert wie gebannt,
dreht auf einmal schreiend — das Licht verschwand ...

Zwei Schatten enttauchen der Erde .. Ein Bauer und eine Kuh
nebeln über die Heide — den weißen Bergen zu ...





Manskopf: Winterlandschaft bei Herborn-Roth



Ubbelohde, Runkel

Westerwälder Volksgesang

Von Otto Stückrath

Landschaftlich grenzen Lahn, Sieg, Rhein und Dill den Westerwald ab. Was über diese Grenzen hinausgeht, hat keinen Anspruch mehr auf den Namen Westerwald. — Westerwälder Volksgesang? — Es gibt einen deutschen Volksgesang. Das ist das Große, Einzigartige, daß unser Volksgesang ein Band und keine Scheide, daß er National-, nicht Landschafts- oder Stammesgut ist. Aber bei aller Einheit in Wort und Weise: bei jedem Stamme, in jeder Landschaft Besonderheiten, die ihren tiefsten Grund haben in der Erbanlage des Deutschen, deutsch, d. h. frei und unabhängig zu sein. Frei und unabhängig: und dennoch gebunden. — Du gehst von Dorf zu Dorf, läßt dir immer dasselbe Lied singen: allemal eine etwas anders klingende Weise, allemal der Text leise geändert. Du läßt jeden Sänger einer Sangesgruppe sein Lied einzeln vortragen: individuelle Änderungen bei jedem, fließendes Volksgut, lebendig durch ewigen Wechsel, Freiheit in Gestaltung von Wort und Weise, und — über dem bunten Wechsel: Einheit. Ein Stoff, ein Melodietypus ...

* * *

Eine Hochebene, hier und da ein Bergkegel aufgesetzt, wenig nur seine Umgebung überragend, schnurgerade Wege. Sonnensonntag. In langen Reihen, Arm in Arm schmucke Dirnen, die langsam ihre Straße ziehen. Hinter ihnen die Burschen in Sonntagskleidern. Sie singen. Getragene Weisen; choralartig langsam schreiten die Töne. Sie flattern in die Weite, wecken kein Echo, sondern sterben schluchzend, leise verklingend ... wie ein Weinen ... Ein Hauch von Schwermut liegt über den

meisten. Scheiden — Meiden: das ist das immer wiederkehrende, mannigfach variierte Thema. Ein Wanderbursche kehrt in die lang entbehrte Heimat zurück. Sein Lieb ließ er dort, als es ihn in die Fremde zog. Sein ganzes Sehnen geht zu ihr, der Herzallerliebsten. „Fragt die Blümlein in dem Wald nach Feinsliebchens Aufenthalt." Ihm wird keine Auskunft. Bis er auf den Friedhof kommt. „Zwischen Ros' und Rosmarin" schlummert sein Lieb.

Sein herzbrechendes Weh gießt ein Mädchen in die Worte:

Ich hab einen Buben geliebt
Ich hab ihn wollen haben.
Mein Schatz, der ist jetzt tot.
Er liegt allhier begraben.

Er liegt allhier begraben
Tief drinnen in der Erd,
Jetzt hat für mich das Leben
Nimmer einen Wert.

Das Leben ist mir leid,
Meine Lieb' hatt' kein' Bestand,
Er küßt mich ja nicht mehr,
Reicht mir nicht die Hand.

Er kommt mir nimmermehr,
Mir nimmermehr entgegen.
Ich werd mich bald ins Grab
Zu meinem Schatz hinlegen.

Tiefe Herztöne findet gerade das Lied, das von dem untreuen Lieb erzählt. Da ist kein leidenschaftliches Klagen, sondern ein stilles, resignierendes Weinen:

Es hat emal geregent,
Die Hecke troppse noch.
Ich hab emal en Schatz gehabt,
Wollt' Gott, ich hätt en noch!

* * *

... Es ritt ein Reiter wohl durch das Ried. Er singt ein Tagelied. Die klingenden Töne treffen das Ohr des Mägdleins. Ehr' und Leib will sie geben, wenn sie so singen lernt. Mit dem Ritter reitet sie in den finsteren Tann. Dort will er das Mägdlein ermorden. Drei Schreie bittet sie sich aus: drei Schreie darf sie tun. Beim letzten Schrei erscheint ihr Bruder; der ist ein Jägersmann und erschießt den Mordbuben ..... Zwei Edelkönigskinder haben sich lieb. Eine falsche Nonne löscht die Lichter, die die Königstochter am See aufstellte. Der Jüngling ertrinkt. Edelkönigskind geht an den See. Der Fischer sucht und findet den Toten.

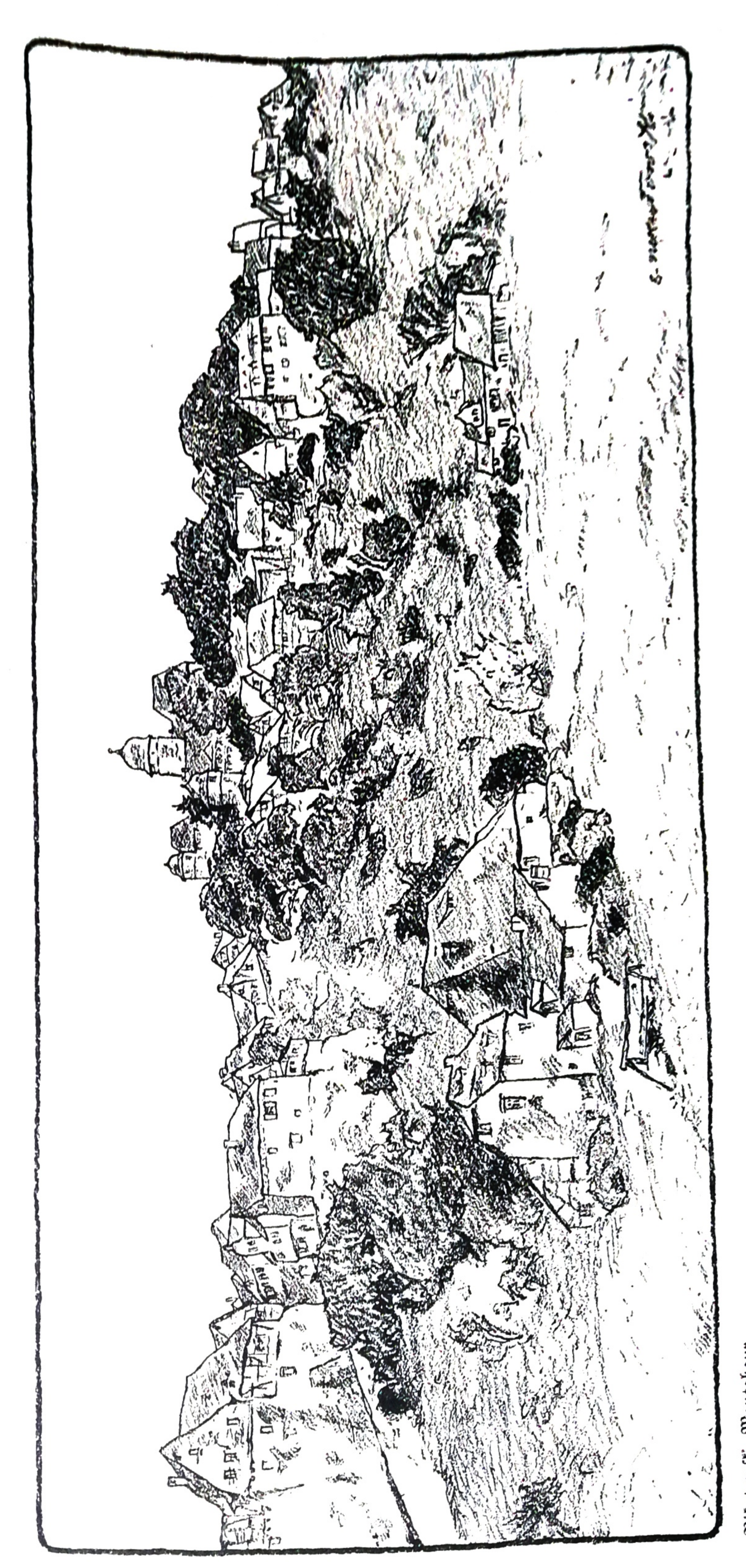
Sie drückt' ihn an ihr Herze,
Sie sprang mit ihm ins Meer:
„Gute Nacht ihr, Vater und Mutter,
Ihr seht mich nimmermehr."

Ein Mägdlein geht in den Wald. Es findet einen verwundeten Knaben. Er stirbt. Noch nicht zwanzig Jahre alt — und sterben. Da fängt der Tote an zu klagen: „Bin noch so jung frisch Blut, weiß noch gar nicht wie das Lieben tut." In des Mägdleins Herzen blüht eine wundersame Liebe auf. Sie trauert um den Toten, der ihr Schatz wurde, als es zum Sterben ging. Sie verspricht ihm die Treue über das Grab hinaus. „Und alle die Wasser, die verfließen ja nicht, so nimmt auch meine Liebe kein Ende nicht." — Da ist ein Jäger wohlgemut. Eine schwarze, eine rote Feder trägt er an seinem Hut. Er will zu seinem Schatz. Im Walde hört er die Glocken läuten:

„Die Glock hat so ein' Totenklang,
Ich glaub fürwahr, mein Schatz ist krank ...."

Lauter tönen die Glocken. Er reitet über die Heide:

„Die Glocken läuten so rosenrot,
Ich glaub fürwahr, mein Schatz ist tot ...."



Nikutowski, Montabaur

Auf dem Kirchhof sind die Gräber an der Arbeit. Wem graben sie das Grab?

„Es ist gestorben ein junges Blut,
Dem graben wir das Grab so gut.
Es ist die Herzallerliebste dein,
Die soll von uns begraben sein."

Er ist im Dorf. Seiner Liebsten Mütterlein weint. „Was macht die Herzallerliebste mein?'

„Die Herzallerliebste hat's gut gemacht,
Hat dir und mir gute Nacht gesagt."

Wenn draußen der Schnee fußhoch liegt, wenn die Spinnstuben angefangen haben, dann wird eine Märchenwelt lebendig. Da sitzen die Burschen um den blankgescheuerten Tisch und rauchen bedächtig ihre Pfeife. Die Mädchen spinnen oder stricken. Das Surren der Räder bildet die Resonanz für die leicht bewegten Rhythmen der ernsten Melodien. Den schrillen Diskant der Mädchen mildert und verschönt die in Terzen sich bewegende zweite Stimme der Burschen. Geheimnisvoll webt den Unterton eine in der Tonika Quinte, Quarte, Sexte gehende dritte Stimme. Geister der Vergangenheit werden wach . . . Ritter und holde Frauen kommen und gehen . . . Mittelalter im lebendigen Volksgesang . . .

* * *

Kirmesjubel. Kirmestanz. Das wogt und wiegt in dem engen, rauchgeschwängerten Saal von Menschenleibern. Hell kreischt die Fiedel, schmetternd setzen die Trompeten ein. Knurrend fügt sich der Baß in das Getöse. Die Luft ist dick zum Ersticken. Die Burschen schwenken die Mädchen im Wirbeltanz. Dreher! So tanzen nur Westerwälder. Es ist Ausdauer in dem Tanz und eine wilde, ungebundene Lebenslust. Wer da noch singen kann . . . Und das übertönt das Gestampfe und die ohrenbetäubende Musik:

Im Wald und auf der Heide,
Da such ich meine Freude,
Ich bin ein Jägersmann,
Ich bin ein Jägersmann.
Halli hallo, halli hallo!
Bei uns geht's immer
Je länger, je schlimmer.
Halli hallo, halli hallo!
Bei uns geht's immer ja so!

Ein kurzes Ruhen, ein Kräfteschöpfen. Wieder rast der tolle Jubel dahin. Die Musik schweigt. Da hebt ein Singen an. Als ob sie heute nicht genug bekommen könnten. Das Schlenkerlied hat die Herrschaft. Der aus dem Süden unseres Vaterlandes eingeschleppte Vierzeiler, der auf der Wanderung die Leichtigkeit seiner Melodie wohl eingebüßt hat, aber mindestens noch ebenso derb lustig ist als dort im Lande der hohen Berge. Den Kehrreim singt die ganze Gesellschaft mit, heulende, wenig schöne Intervalle:

Drei Woche vor Ostern,
Do geht der Schnee weg,
Do hairoat mai Schetzje,
Daa hunn ich ere noch sechs.
Hulla di hulla, hulla di ho!
Hulla di hulla hoppsassasa!



Armreliquiar der heiligen Elisabeth (Sayn, Schloß)

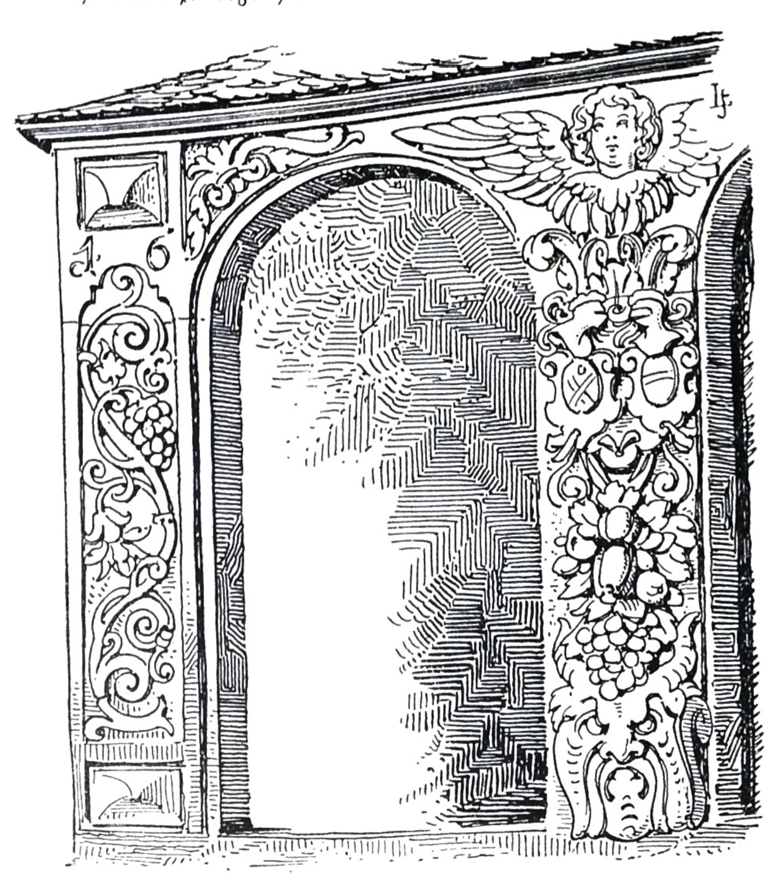
Und das Sauflied mit Solo und Chor:

Solo: Es war im Jahre achtzehnhundertsechsundsiebzig und sieben.
Chor: Ja!
Solo: Da verfaulten die Kappes und die Rüben.
Chor: Ja!
Solo: Da verfaulten die Trauben.
Chor: Ja!
Solo: Es ist kaum zu glauben.
Chor: Ja!
Solo: Daß der Petrus im Himmel tät schrein:
Jetzt mag ich kein Pförtner mehr sein!
(Vom Chor wiederholt.)

So geht es weiter. Strophe reiht sich an Strophe.

Derb sind die Kirmeslieder, oft so derb, daß sie geschrieben sich roh und gemein ausnehmen. Und doch steckt viel grimmer Humor drin, ungeschlachte Freude schaut aus ihnen und das Begehren, all die Lebenslust toll ausrasen zu lassen. In die Stimmung paßt das Lied vom betrogenen Ehemann, vom Pfannenflicker und vom Buben, der seine Trutschel ins Herze geschlossen hatte . . . Der betrogen wurde, der resigniert:

Un wenn ich nau sterwe, daa loßt mich begroawe,
Un loßt merr vom Schreiner sechs Brärrer oabschoawe,
Un loßt merr zwaa gloinige Herze droomoale,
Eich kanns jo bezoahle!



Holzschnitzerei der Rathausvorhalle zu Hadamar

Un loßt merr aach singe die Sterwegesenge:
Do lait (liegt) nau der Esel die Quer un die Lenge.
E hot sich oabgewwe mit Liewesaffäre.
Zu Dreck muß er wäre.

... „Wolken zi=a=ie=hen drüber hin." Ein Mädchen singt nicht so. Das bringen nur Burschen fertig. Ihnen ist der Schnörkel etwas sehr Wichtiges. Ein Spiel mit Lauten meistens auf derselben Note, ein Einfügen von Schleifen und gleitenden Übergängen, wo die Mädchen die reine Melodie singen: das ist Bubenart. Wenn sie in Rotten zur Musterung ziehen, dann muß man lauschen. Bubengesang allein ist nicht schön. Worauf kommt es den Kerlen aber auch an? Es muß schmettern, so ein Lied, sie müssen singen können wie Knochen, sonst taugt der Singsang nichts. Da wird das köstlichste Liebeslied mit Juchheirassa und Rommdommdomm versehen, eine Marschmelodie muß passend gemacht werden. Dann los:

Gestern Abend in der stillen Ruh
Hörte ich im Wald 'ner Amsel zu.
Und sie sang so schön,
Daß mein Verstand blieb stehn.
Und sie sang so schön,
Daß mein Verstand blieb stehn,
Freiheit nur alleine, nur allein
Soll mein Vergnügen sein.

Wieviel feiner der Sang der Mädchen. Und wenn auch die Stimmen ungeschult sind, wenn auch der schrille Diskant, in der Nähe gehört, hart und damit unschön wirkt: Mädchengesang steht höher als Bubengesang. „Sie sang so schön, daß mein Verstand blieb stehn."

* * *

Mundartlich ist der Westerwald hochinteressant. Durch den nördlichen Zipfel geht die niederrheinische, durch den südlichen die mosel=rheinfränkische Sprachgrenze. Da ist das niederrheinische Gebiet mit schweren Melodien, mit einem Überwiegen des Choralartigen selbst bei lustigen Liedern, da ist das moselfränkische, sangeslustige Stück mit fließenden, schwungvollen, lebhaften Weisen, da kommt das rheinfränkische Gebiet mit seiner Sentimentalität und Weichheit der Empfindung. Über allen aber schwebt der Hauch frischer Natürlichkeit, rührender Einfachheit und schlichter Innigkeit. — Hochdeutsch singt der Westerwälder seine meisten Lieder. In allen Dialektgebieten ist der Mangel an guter Artikulation bemerkbar. Die Mundart beeinflußt den Gesang. Sie beherrscht ihn nicht. Die Vierzeiler und ein paar leichte Schelmenlieder erscheinen in dialektischem Gewand. Im allgemeinen ist Gesang eine Feiertagsbeschäftigung, und die Lieder kommen in Sonntagskleidern.

Wie die Alten sungen ... Schön singen sie nicht. Und nicht oft tut sich ihr Mund auf. Hat das Mädchen geheiratet, so singt es höchstens noch ein Wiegenlied. Sein Mund bleibt stumm, wenn das Jungvolk, das unverheiratete, singt. Und der Mann tut dasselbe. Nur wenn die Jungen anfangen, zu spotten, dann tun sich die Alten zusammen, dann zeigen sie ihr Können. Da ist noch eine ganz besondere Sorte. Das sind die alten Junggesellen. Die helfen das Volkslied erhalten. Sie haben ein, auch zwei Leiblieder, die sie allein vortragen. Keiner macht ihnen den Ruhm streitig. Das zähe Gedächtnis der Alten hält den Text fest. Und die Jungen lernen von den Alten. Auf der Reise durch mündliche Überlieferung wird der Sinn manches Sanges kraus. Nur durch Vergleichung mit anderen Texten ist es möglich, die Lieder noch zu erkennen. Versteht auch kein Sänger mehr die Worte, die Weise ist immer klar und durchsichtig wie Kristall. „Das tät so wunderschön klingen ..."

* * *

Volksmusik und Volksgesang gehören zusammen. Deshalb auch der Volksmusik noch ein kurzes Wort. Im Westerwald wird verhältnismäßig viel musiziert. Da ist die Mundharmonika, die jeder einigermaßen musikalische Schulknabe zu spielen versteht, da ist vor allen Dingen die Ziehharmonika, die über eine große Anhängerschaft verfügt. Ihre weichen, näselnden Töne klingen nicht übel, und wenn man Meister der Harmonika spielen hört, so ersetzen sie ein kleines Orchester. Aber auch die Dorfmusikanten sind auf dem Westerwald nichts Unbekanntes. Die Dorfmusikanten, die mit ihren Instrumenten von Kirmes zu Kirmes ziehen ... Baßgeige, Geige, Trompete und Klarinette machen eine feine Musik! ... Und endlich hat der Westerwald sein Musikantendorf: Elz. Vor fünfzig Jahren war es noch besser mit der „Musik", d. h. man konnte als fahrender Musikante noch einen schönen Brocken Geld verdienen. Das war die klassische Zeit der Elzer, eine Zeit, die den alten W. O. von Horn in die Worte ausbrechen läßt:

„Wenn dir eine Drehorgel Kopfweh macht, eine abquinkelierte Mordgeschichte dazu eine Gänsehaut austreibt — du kannst einen Eid darauf schwören: Elz ist ihre Heimat. Wenn ein Quartett, oder Quin-, oder Sex-, oder Septett von Flöten, Klarinetten, Hörnern, Trompeten, Posaunen mit Ländlern, Polkas und Schottischen deine Tonkunst erbaut, oder wenn eine Geige, Gitarre, Flöte, benebst einer eroberungsseligen Harfnerin und ihrem gröhlenden Gesange, dich erquickt — du kannst Gift darauf nehmen, daß es Elzer sind, denen du die Hochgenüsse deiner Seele verdankst. Außer Böhmen und den Erzbergen gibt's nichts Ähnliches, und in Nassau ist unser gutes Elz die einzige musikalische Perle von echtem Wasser. Es ist ein wundersames Volk in dem Dorfe; Zugvögel von Natur, denen es daheim nicht immer wohl und geheuer ist."



Koch, Holzleserin im Westerwald

Der Westerwald

von Leo Sternberg

Zweite Auflage

★

Einige Urteile:

Überduftet von dem zarten Hauch künstlerischer Darstellung — ein Adelsbrief für den Westerwald.

Frankfurter Zeitung.

Es ist garnicht abzusehen, wie groß die Wirkung des Buches für den Westerwald werden wird.

Kreisblatt, Westerburg.

Ein Heimatwerk von großem Wert, ein grundlegendes Kulturwerk.

Wiesbadener Tageblatt.

Ein Werk von kulturhistorischer Bedeutung, eine Tat.

Hofrat Dr. Spielmann in „Nassovia".

Ein grundlegendes Kulturwerk.

Westermanns Monatshefte.

Das Werk ist ein Kulturdokument des Westerwaldes von bleibendem Wert. Es gehört in jede Privat- und Schulbibliothek.

Nassauer Bote.

Man darf die Publikation nach Inhalt und Ausstattung mustergültig nennen.

Literarischer Handweiser.

Sternberg hat es meisterhaft verstanden, in Bild und Wort eigener und fremder Schöpfungen einer fast vergessenen Berglandschaft die Weihe zu geben, die ihr als einer aus den Urtiefen des Werdens zu eigener Schönheit und Geistigkeit gewachsenen Welt gebührt.

Heimatblatt, Neuwied.

Heimatliebe und Heimatkunst haben an diesem reizvollen, mit feinstem künstlerischem Geschmack ausgestatteten Bande mitgearbeitet.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

In Sternbergs von dichterischem Hauche erfüllter Darstellung sprudeln uns die Quellen kunst- und literaturgeschichtlicher Schönheiten des Westerwaldes lebendig entgegen.

Frankfurter Volkszeitung.

Dieses Heimatbuch verrät die Hand eines echten Dichters, der hier grundlegende Pionierarbeit geleistet und bisher unbekannte Schätze gehoben hat.

Koblenzer Zeitung.

Ein grundlegendes Kulturdokument, das alle Freunde der Naturschönheit, der Künste, der Volks- und Länderkunde fesseln wird.

Reclams Universum.

Weitere Urteile:

Eine hervorragende Bereicherung unserer heimatlichen Literatur.
Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkskunde.

Eine vorbildliche Publikation. Düsseldorfer Tageblatt.

So will die Heimat gesehen sein, wie sie Sternberg und seine Mitarbeiter gesehen und darzustellen verstanden haben. Mitteilungen des Vereins für nassauische Altertumskunde.

Von bezwingender Macht in Wort und Bild. Eine Werbung, mit der sich das nassauische Gebiet jenseits der Lahn an die Gesamtheit unsres Regierungsbezirks wendet. Wiesbadener Zeitung.

Ein erfreuliches Beispiel künstlerisch vertiefter Heimatschilderung. Kölnische Zeitung.

Eine bedeutsame Neuerscheinung, inhaltlich wie äußerlich mustergültig. Gemeinnützige Blätter.

Was das Werk noch besonders wertvoll macht, ist der ungewöhnliche Reichtum an prächtigen Illustrationen. Es wird überall willkommen sein. Nassauisches Gewerbeblatt.

Das erste große Sammelwerk über den Westerwald — eine vorbildliche Veröffentlichung.
Nassauisches Heimatbuch.

Ein Werk, dem hoffentlich auch außerhalb des Westerwaldes in Deutschland die Aufmerksamkeit zuteil wird, die es erwarten darf. Tägliche Rundschau.

Die Bedeutung der kunst- und literaturgeschichtlichen Veröffentlichungen „Limburg als Kunststätte“ und „Der Westerwald“ ist in dem einschlägigen Schrifttum bisher unerreicht geblieben.
Kölner Mittagsblatt.

Ein Hochwerk, das dem ganzen Gebiete ein schönes Denkmal setzt. Der Niederrhein.

Eine schöpferische Leistung von bleibendem Wert. Essener Volkszeitung.

Ein prächtiger Band, in dem Wort und Bild sich zu seltener Harmonie vereinen.
Zeitschrift für Bücherfreunde.

Allen Liebhabern der rheinischen Kulturgeschichte wird das Werk willkommen sein.
Kölnische Volkszeitung.

+

Verlag von A. Bagel A.-G. in Düsseldorf

Limburg als Kunststätte

von Leo Sternberg

Dritte Auflage

★

Einige Urteile:

Eine mit poetischer Wärme vorgetragene Schilderung der prächtigen Lahnstadt, eine abgerundete und eindrucksvolle Darstellung ihres geschichtlichen und kulturellen Lebens und der Kunst, die sich daraus entfaltete. Ein feines und stimmungsvolles Buch, das den Leser an Limburg fesselt und die Sehnsucht nach dem schönen Lahngau weckt. Unterstützt wird die farbenreiche Schilderung noch durch die kunstvolle Ausstattung des Bandes, der mit Tafeln nach Photographien und zahlreichen Textbildern nach Zeichnungen von Hans Aulmann geschmückt ist.

Reclams Universum.

Man kennt Leo Sternberg als bedeutenden lyrischen Dichter; man ist daher nicht überrascht, ihn hier als einen Wecker all der verblichenen Herrlichkeit zu sehen, die in Leben, Farbe und Glut vor uns aufwacht. Sternberg mischt in geschickter Weise die drei Elemente Kunstgeschichte, Kulturgeschichte und Dichtung zu einer gegenständlichen und leicht lesbaren Darstellung. Er weckt Leben und entzündet daher ein starkes Interesse für eine künstlerisch bedeutende Stätte. Sternbergs Buch hat aber darüber hinaus noch die Bedeutung, daß es überall das Typische hervorhebt und am Beispiele Limburgs gleichsam eine nicht allzu schwer faßliche Anleitung dafür gibt, wie Kultur- und Kunststätten von Reisenden, denen es um mehr als Luftveränderung zu tun ist, betrachtet und empfunden werden wollen.

Kölnische Volkszeitung.

Eine klassische, überaus wertvolle Monographie, an der Dichter, Künstler und Kulturhistoriker in gleicher Weise beteiligt sind.

Die Bücherwelt.

Summa summarum: Ein erfreuliches Buch, das seinen Eindruck auf den Leser nicht verfehlen wird.

Nassauisches Schulblatt.

Das Vorbild einer Städtebiographie, um die man die alte Lahnstadt fast beneiden möchte.

Augsburger Postzeitung.

Ein wertvolles Dokument der Heimatkunde, das hoch emporragt über die meisten Monographien ähnlicher Art.

Der Niederrhein

Das Werk wird in Limburg ein Hausbuch werden.

Kleine Presse, Frankfurt a. M.

Das broschierte Exemplar kostet M. 5.–, das in Leinen gebundene M. 6.–

Verlag von A. Bagel A.-G. in Düsseldorf

Weitere Urteile:

Wüßten wir es nicht aus mehreren Gedichtsammlungen, daß Leo Sternberg mit reifer gesammelter Kraft vornehmlich die Kunst der Ballade beherrscht, wir müßten schon aus dieser Darstellung auf eine dichterische Begabung solcher Art schließen. Denn wie greifbar, wie lebensvoll, wie unheimlich beredt treten hier die Bilder aus Limburgs in Glück und Leid gleich vollsaftiger Geschichte vor uns hin, wie unwiderstehlich werden wir namentlich gezwungen, die düstern Zeiten des großen Sterbens im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, da die alte Trauerglocke des Doms kaum zum Schweigen kam, bangen Herzschlags mitzuerleben. Aber auch wo Sternberg nicht al fresco malt, wo er sich intimer in Einzelheiten der Stadt, ihre Kulturgeschichte und ihre Kunstschätze vertiefen muß, wird er seiner Aufgabe vortrefflich gerecht, und, wie selten in einer derartigen Kunst- und Kulturgeschichtsstudie, klingen seine festen, kernigen und markigen Sätze, die sich nie in schöngeistige Phrasen verlieren, mit den festgefügten Kunstdenkmälern zusammen, die uns Hans Aulmanns kräftige Federzeichnungen oder die schönen tieftonigen Mattkunstdrucke zeigen . . .

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte.

Zum Lobe des Verfassers sei besonders gesagt, daß er einen deutschen Stil schreibt, wie ihn wenige Schriftsteller zu geben vermögen.

Düsseldorfer Tageblatt.

Ein solches Buch konnte nur der schreiben, der wie Sternberg ein ganzer Poet, der mit Limburgs Geschichte durch und durch vertraut, der die alten Chroniken und Volksbücher so kannte, wie er, der auch von Haus aus für Natur und Kunst ein so tiefes natürliches Empfinden mitbrachte.

Museumskonservator Dr. Witte in „Zeitschrift für christliche Kunst".

Das Ganze fließt aus einem Gusse und bildet . . . einen lebensvollen und wertvollen Beitrag zur allgemeinen deutschen Kultur- und Kunstgeschichte.

Hofrat Dr. Spielmann in „Nassovia".

. . . Geradezu fundamental für dieses heimische Wissensgebiet.

Schulte vom Brühl im „Wiesbadener Tageblatt".

Ohne jede Übertreibung das Beste und Gediegenste, was an gemeinverständlichen Arbeiten dieser Art je geschrieben worden ist.

Gemeinnützige Blätter für Hessen und Nassau.

. . . Aus der Feder des als Lyriker und Balladendichter schon bedeutungsvoll hervorgetretenen Leo Sternberg — das Muster einer Städtebiographie.

Dr. G. Zieler im „Frankfurter General-Anzeiger".

. . . Das Bild einer alten Kunststätte, wie Deutschland wenige besitzt. Leo Sternberg hat eine eigene und sehr glückliche Form gewählt, um die Limburger Kunst durch die Jahrhunderte zu begleiten.

Prof. Luthmer in „Mitteilungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde".

Eine Publikation, die in allen Teilen hervorragend ist. Die Ausstattung ist eine Augenweide.

Rheinische Volkszeitung.

Ein gut ausgestattetes Werk, dessen Zweck vortrefflich erfüllt ist.

Monatshefte für Kunstwissenschaft.

Sternbergs Schilderungen sind einzig in ihrer Art. Wir wünschen dem Werk, daß es Leser und damit Freunde findet.

Schauinsland.

Das broschierte Exemplar kostet M. 5.–, das in Leinen gebundene M. 6.–

Weitere Werke von Leo Sternberg

Dramen

Gaphna. 2. Aufl. (Staadt, Wiesbaden)

Das neue dramatische Spiel „Gaphna“ zeigt Sternberg auf bisher unerreichter Höhe.
Westdeutsche Wochenschrift.

Die Junggräfin. (Saaleck-Verlag, Köln)

Die Lyrik und Novellistik Sternbergs steht so hoch, daß es kein geringes Lob bedeutet, wenn man von diesem Drama sagt, daß es sich daneben voll behauptet.
Literarisches Echo.

O, seiet Menschen. Szenen und Dichtungen (B. Behrs Verlag, Berlin)

Einer der besten Dichter der Gegenwart, sowohl was den inneren Gehalt der Dichtung, wie die formelle Kraft der Darstellung betrifft.
D. Sarnetzki in der „Kölnischen Zeitung“.

Kunstwissenschaftliche und herausgegebene Werke

Die nassauische Literatur. (Staadt, Wiesbaden)

Die Schrift muß grundlegend genannt werden und wird für die weiteren Darstellungen des Gebietes immer wertvoll bleiben.
Frankfurter Zeitung.

Der ewige Strom. Rheinische Erzählungen (Verlag Der Garten Eden, Dortmund)

In hervorragendem Maße wertvoll in erster Linie durch die Abhandlung des Herausgebers, die wohl mit das Feinsinnigste und Gediegenste ist, was bisher über die Grundlagen rheinischen Schrifttums veröffentlicht worden ist.
Rich. Wenz im „Kölner Mittagsblatt“.



